A 794,532

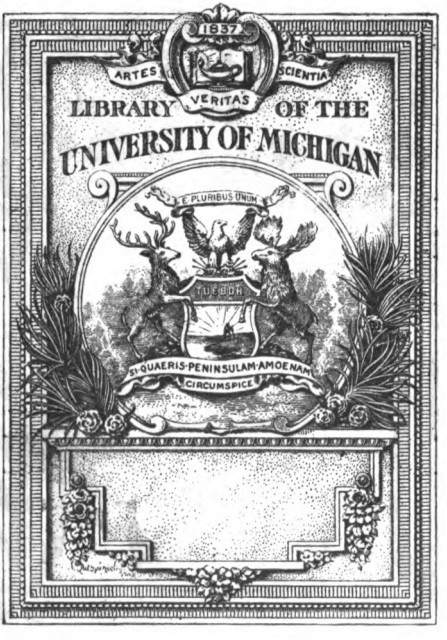
Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

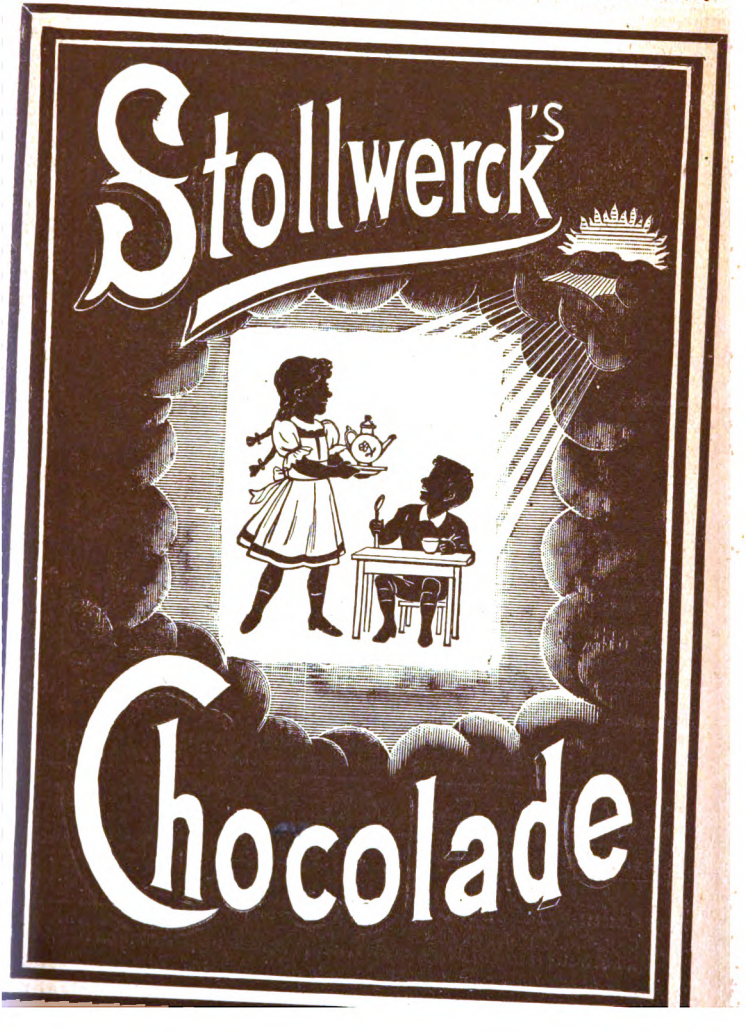


THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz.

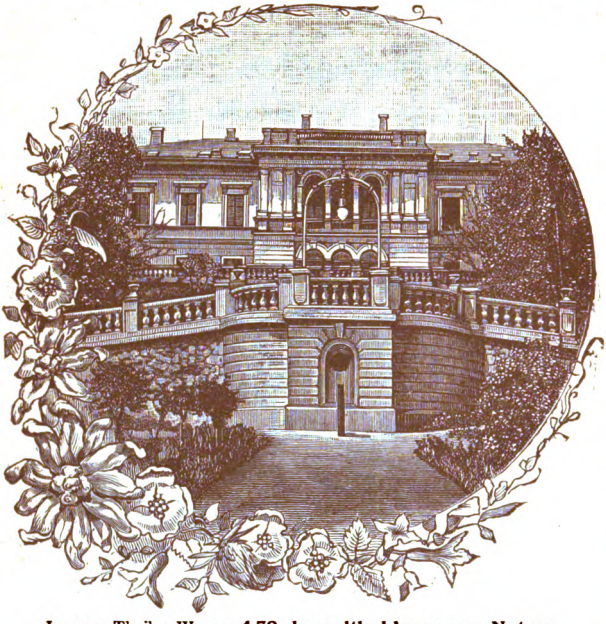
820.6358

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**



Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen.



Uebertrifft im Gehalt an **doppeltkohlensaurem Natron** die bekannteren natürlichen alkalischen Wässer bedeutend.

In 1000 Theilen Wasser **4,78 doppeltkohlensaures Natron.**

Biliner Sauerbrunn ist ganz besonders zu empfehlen bei **Magen-, Nieren-, Blasen-** und **Harnleiden, gichtischen Ablagerungen,** Erkrankung der **Respirationsorgane** und **Lunge,** unübertroffen bei **Diabetes** (Zuckerkrankheit).

Als prophylaktisches Mittel gegen alle das **Verdauungssystem,** die **Nieren-, Galle-, Harn-,** und **Blasenfunktionen störende** Einflüsse, dabei wegen seiner reichen Menge Kohlensäure (gesammte Kohlensäure 5,517 in 1000 Theilen) ein äusserst **wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk** und zur Mischung mit Wein geeignet.

In **Flaschen** à 7/8 u. 3/8 Liter vorräthig in allen Apotheken, guten Droguerien und in den **Mineralwasserhandlungen.**

☛ Auf den »Korkbrand« (Biliner Sauerbrunn) wird besonders aufmerksam gemacht, Flaschen mit Korken **ohne** Brand enthalten gefälschtes Biliner Wasser.

Curanstalt Sauerbrunn

mit allem Comfort ausgestattet. **Wannen-, Dampf-, elektrische Bäder, Kaltwasser-Heilanstalt** vollständig eingerichtet. *Brunnen-Arzt Med. Dr. Wilhelm v. Reuss.*

☛ **Biliner Verdauungszeltchen.** ☚ **Pastilles de Bilin.**

Vorzügliches Mittel, aus den Abdampfrückständen d. Biliner Sauerbrunn erzeugt, bei Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt.

Depots in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Droguenhandlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Ladislaus Hatfalussy“ von M. Roda-Roda. (S. 74)
Originalzeichnung von Georg Schöbel.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1900
Zwölfter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Der eiserne Ring. Roman von Lore Hollweg (Fortsetzung) 7

Ladislaus Hatfalussy. Eine Budapester Geschichte von M. Roda-Roda 63
Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

Oberammergau und sein Passionsspiel. Reisewinke von Ernst Montanus 92
Mit 11 Illustrationen.

Mit Vorbehalt. Novelle von Theodor Kabelitz . . . 111

In der Hauptstadt Algeriens. Ein Städtebild von Alexander Ritter 164
Mit 14 Illustrationen.

Ohne Erinnerung. Kriminal-psychologische Skizze von A. Oskar Klaussmann 187

Die Röntgenstrahlen in der Kriegschirurgie. Aerztliche Erfahrungen im Burenkrieg. Von Hans Scharwerker . 197
Mit 7 Illustrationen.

Einschienenbahnen. Technische Skizze von K. Riemler . 208
Mit 8 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Das neue Femgericht 221

Neue Erfindungen:

I. Die Schwebebrücke von Rouen 225
Mit Illustration.

II. Universal-Schlagmaschine 226
Mit Illustration.

Seite

Der Sklavenluxus im alten Rom 227
Schauspielerkaltblütigkeit 228
Attilamünzen 229
Eine Indianerprinzessin 231
Mit Illustration.
Die Zentrifugenmagermilch im bürgerlichen Haushalt. 232
Von Leichen verfolgt 234
„Bürger Wilhelm, lassen wir das“ 235
Eine feine Zunge 236
Illuminierte Panzerschiffe 236
Mit Illustration.
Kleine Eheringe 238
Mitleidig 239
Der Stolz der Gauchos 239
Zu gering 239
Gute Stunden 240

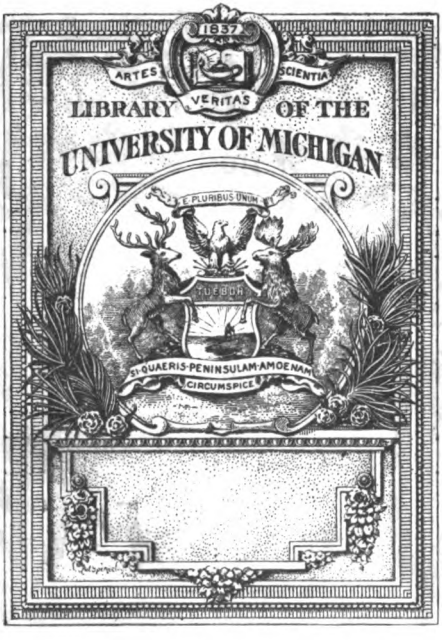
Der eiserne Ring.

Roman von Lore Hollweg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Elftes Kapitel.

Edward Funham war in den sechs Monaten um wenigstens zehn Jahre älter geworden. Von dem früheren Chef von J. & W. Funham, der seinen Angestellten so gute Lehren geben konnte über das, was ein richtiger Kaufmann sei, dem Parlamentsmitglied und dem Aufsichtsrat so vieler industrieller und kommerzieller Aktiengesellschaften, war nichts übrig geblieben als ein verarmter und verpönter Bankerotteur, der mit Sorge und Gram der eigenen Zukunft und der seiner Familie entgegensah. Sein Haar war vollständig ergraut, die Falten an der Stirn tiefer, die Augen ängstlich, suchend und hilflos. Stundenlang saß er in seiner Wohnung, das Gesicht nach der Wand gekehrt, stumpfsinnig, grübelnd, nutzlos sich abmarternd, um Hilfe zu finden, wo es keine mehr gab. Er wußte sehr wohl, daß alles vorbei war, daß die Leute sich über ihn lustig machten und seine eigenen Diener schlechte Witze rissen, ehe sie sein Haus verließen, daß sie ihn in letzter Stunde noch bestahlen und mitgehen hießen, was



THE GIFT OF

Dr. H. L. Ostetz.

830.6B58

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen.

Uebertrifft im Gehalt an **doppeltkohlensaurem Natron** die bekannteren natürlichen alkalischen Wässer bedeutend.

In 1000 Theilen Wasser **4,78 doppeltkohlensaures Natron.**

Biliner Sauerbrunn ist ganz besonders zu empfehlen bei **Magen-, Nieren-, Blasen-** und **Harnleiden, gichtischen Ablagerungen,** Erkrankung der **Respirationsorgane** und **Lunge,** unübertroffen bei **Diabetes** (Zuckerkrankheit).

Als prophylaktisches Mittel gegen alle das **Verdauungssystem,** die **Nieren-, Galle-, Harn-,** und **Blasenfunktionen störende** Einflüsse, dabei wegen seiner reichen Menge Kohlensäure (gesammte Kohlensäure 5,517 in 1000 Theilen) ein äusserst **wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk** und zur Mischung mit Wein geeignet.

In **Flaschen** à 7/8 u. 3/8 Liter vorräthig in allen Apotheken, guten Droguerien und in den **Mineralwasserhandlungen.**

☛ Auf den »Korkbrand« (Biliner Sauerbrunn) wird besonders aufmerksam gemacht, Flaschen mit Korken **ohne** Brand enthalten gefälschtes Biliner Wasser.

Curanstalt Sauerbrunn

mit allem Comfort ausgestattet. **Wannen-, Dampf-, elektrische Bäder, Kaltwasser-Heilanstalt** vollständig eingerichtet. *Brunnen-Arzt Med. Dr. Wilhelm v. Reuss.*

☛ **Biliner Verdauungszeltchen.** ☚ **Pastilles de Bilin.**

Vorzügliches Mittel, aus den Abdampfrückständen d. Biliner Sauerbrunn erzeugt, bei Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt.

Depots in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Droguenhandlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Ladislaus Hatfalussy“ von M. Roda-Roda. (S. 74)
Originalzeichnung von Georg Schöbel.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1900
Zwölfter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Der eiserne Ring. Roman von Lore Hollweg (Fortsetzung) 7

Ladislaus Hatfalussy. Eine Budapester Geschichte von M. Roda-Roda 63
Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

Oberammergau und sein Passionsspiel. Reisewinke von Ernst Montanus 92
Mit 11 Illustrationen.

Mit Vorbehalt. Novelle von Theodor Kabelitz . . . 111

In der Hauptstadt Algeriens. Ein Städtebild von Alexander Ritter 164
Mit 14 Illustrationen.

Ohne Erinnerung. Kriminal-psychologische Skizze von A. Oskar Klaussmann 187

Die Röntgenstrahlen in der Kriegschirurgie. Aerztliche Erfahrungen im Burenkrieg. Von Hans Scharwerker . 197
Mit 7 Illustrationen.

Einschienenbahnen. Technische Skizze von K. Riemler . 208
Mit 8 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Das neue Femgericht 221

Neue Erfindungen:

I. Die Schwebebrücke von Rouen 225
Mit Illustration.

II. Universal-Schlagmaschine 226
Mit Illustration.

Seite

Der Sklavenluxus im alten Rom 227
Schauspielerkaltblütigkeit 228
Attilamünzen 229
Eine Indianerprinzessin 231
Mit Illustration.
Die Zentrifugenmagermilch im bürgerlichen Haushalt. 232
Von Leichen verfolgt 234
„Bürger Wilhelm, lassen wir das“ 235
Eine feine Zunge 236
Illuminierte Panzerschiffe 236
Mit Illustration.
Kleine Eheringe 238
Mitleidig 239
Der Stolz der Gauchos 239
Zu gering 239
Gute Stunden 240

Der eiserne Ring.

Roman von Lore Hollweg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Elftes Kapitel.

Edward Funham war in den sechs Monaten um wenigstens zehn Jahre älter geworden. Von dem früheren Chef von J. & W. Funham, der seinen Angestellten so gute Lehren geben konnte über das, was ein richtiger Kaufmann sei, dem Parlamentsmitglied und dem Aufsichtsrat so vieler industrieller und kommerzieller Aktiengesellschaften, war nichts übrig geblieben als ein verarmter und verpönter Bankerotteur, der mit Sorge und Gram der eigenen Zukunft und der seiner Familie entgegensah. Sein Haar war vollständig ergraut, die Falten an der Stirn tiefer, die Augen ängstlich, suchend und hilflos. Stundenlang saß er in seiner Wohnung, das Gesicht nach der Wand gekehrt, stumpfsinnig, grübelnd, nutzlos sich abmarternd, um Hilfe zu finden, wo es keine mehr gab. Er wußte sehr wohl, daß alles vorbei war, daß die Leute sich über ihn lustig machten und seine eigenen Diener schlechte Witze rissen, ehe sie sein Haus verließen, daß sie ihn in letzter Stunde noch bestahlen und mitgehen hießen, was

mitgehen wollte. Er wußte sehr wohl, daß alle seine Versuche, bei guten Freunden Geld aufzutreiben und einen außergerichtlichen Vergleich mit seinen Gläubigern herbeizuführen, vergeblich waren, und wenn er solche Schritte unternahm, so geschah das nicht, weil er Hoffnung auf Erfolg hatte, sondern nur weil er es für seine Pflicht hielt, nichts unversucht zu lassen.

Nichts in der Welt ist niederschmetternder, grausamer für einen Mann, der gewohnt ist, sich zur besten Gesellschaft zu rechnen, als solch eine Katastrophe. Der kluge und angesehene Mann von gestern ist der Esel von heute; der ehrenwerte, respektable Gentleman von gestern, vor dem alle Welt den Hut zieht, Diener macht und es sich zur Ehre hält, von ihm beachtet und angeredet zu werden, ist der Lump von heute, über den jeder Strolch seine Späße macht. Auf Schritt und Tritt, Stunde für Stunde, Tag und Nacht steht ihm sein Elend vor Augen, er liest es auf dem Gesicht eines jeden, der mit ihm zu thun hat, Spott und Hohn und Verwünschungen von der einen Seite, bedauerndes Achselzucken und wertlose Versprechungen und Redensarten von der anderen illustrieren ihm seinen Sturz.

Edward Funham war schließlich gleichgültig gegen alles das geworden. Er mußte es werden, wenn er nicht verrückt werden wollte. Als er die Nachricht von seines Bruders Tod erhalten, nickte er nur verständnisvoll vor sich hin, als ob er sagen wolle: „Das ist natürlich!“ oder „Er hat recht gehabt, wohl ihm!“ Und dann starrte er wieder stundenlang vor sich hin.

So fanden ihn auch seine Frau und seine Tochter, als sie mit der Familie Johns zurückkehrten. Müde wandte er sich um und sah eines nach dem anderen eintreten.

„Seid ihr wieder da?“ sagte er matt und leise.

Das war alles. Frau Funham näherte sich mit den

Kindern ihrem Gemahl und sah ihn näher an. Es war schrecklich, wie er aussah. Ein Bild der Sorge und des Verfalls.

Sie schluchzte laut auf und fiel ihm weinend um den Hals. „Edward! Edward!" rief sie unter Thränen, „was soll nun werden?"

„Ja, ja," sagte er mit seiner müden, tonlosen Stimme, „ich weiß schon. Sei nur still, Martha, der Kinder wegen. Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie aussieht. Wir können hier noch wohnen bleiben. Solange der Konkurs dauert, können sie uns nicht fortjagen."

„Und dann?"

„Dann müssen wir fort," antwortete er ruhig.

„Und wohin?"

„Ich weiß noch nicht. Aber sei nur ruhig, wir sind nicht ohne Freunde."

„Wie sagst du?" fragte Frau Funham zweifelnd.

„Denke dir nur, heute habe ich einen Brief von George Lowell erhalten."

Ellis, die stumm weinend auf einen Stuhl zusammengesunken war, hob plötzlich den Kopf und starrte ihren Vater einen Moment lang an.

„Wer ist George Lowell?" fragte Frau Funham.

„Du kennst ihn nicht? Natürlich nicht," erwiderte Funham noch immer in seiner müden Art, „er ist ein Zögling von J. & W. Funham, der einzige, der uns seine Dankbarkeit bewahrt und bewiesen. Ich habe ihn seiner Zeit zu Huntley Sons in Bombay gebracht, und dort hat er sich ein paar tausend Pfund gespart, die er mir jetzt durch die Bank von England zur Verfügung stellt. Er ist ein anständiger Mensch, der junge Lowell, ich habe es immer gewußt. Natürlich nehme ich sein Opfer nicht an."

„Nicht?" fragte Frau Funham überrascht.

„Wenigstens jetzt nicht," fuhr ihr Mann fort. „Es

hätte ja gar keinen Zweck. Wozu meinen Gläubigern auch noch die paar Pfund des jungen Lowell in den Rachen werfen? Sie würden unsere Lage auch nicht um einen Penny verbessern. Im Gegenteil, der Konkursverwalter würde sagen, ich sei ein Esel, und er würde recht haben. Die Gläubiger von J. & W. Funham haben sich mir gegenüber in einer Weise benommen, daß ich in der That ein Esel sein müßte, wenn ich das Geld des jungen Lowell zu ihren Gunsten annähme. Uebrigens kommt der junge Lowell vermutlich bald selbst hierher."

„Nach London?" fuhr es Ellis wider Willen heraus.

„Ja freilich, nach London," fuhr Funham fort. „Seit dem Zusammenbruch von J. & W. Funham haben Huntley Sons keine passende Vertretung mehr in London. Es ist wohl möglich, daß sie den jungen Lowell damit betrauen, wenigstens schreibt dieser, daß er mit dem ersten Dampfer, der im nächsten Monat nach Europa geht, von Bombay abreist. Er ist also vermutlich schon auf See."

Ellis fühlte heiße Blutwellen nach dem Kopfe rollen. Es wurde ihr plötzlich alles zu eng, und ihr war, als ob sie schreien müsse und mit den Händen irgend etwas greifen und halten. George Lowell in London! Das war wie ein Zauberwort, das sie aufregte, ihr tausenderlei Ideen und Träume einhauchte. Ein nie geahntes, wohliges Gefühl durchströmte sie. Was war das? Sie wurde über und über rot, schämte sich, wagte kein Wort mehr zu reden aus Furcht, sich zu verraten, und war ganz sicher, daß sie im Begriff war, eine große Sünde zu denken, und daß keine Seele ahnen dürfe, was ihr Herz bewege.

Sie lief davon. Irgend ein Paket, das sie von der Reise mitgebracht, aufraffend, um einen Vorwand zu haben, das Zimmer zu verlassen, lief sie fort, um vor allen Dingen mit sich allein zu sein. „Lowell kommt, George Lowell kommt nach London!" klang es immerfort

in ihr, als ob fortwährend jemand mit ihr herumgelaufen wäre und ihr die Worte ins Ohr geflüstert hätte. Und wenn er nun kam, sagte sie sich, was war denn dann? Sie war Frau Reedholm, und der einzige für sie gangbare Weg war, mit ihrem Gatten ein Abkommen zu treffen, das ihr ermöglichte, an seiner Seite zu leben, wie es ihre Pflicht war und wie sie es an heiliger Stätte gelobt.

„Lowell kommt, George Lowell kommt!“ klang es wieder in ihr, leise und verstohlen. Nichts, was sie sich auch vorredete, schien diese Nachricht wieder verwischen, nichts die Ideen bannen zu können, die damit in ihr wachgerufen wurden.

Sie lief in ihrem Zimmer auf und ab, kramte in allen Kästen und Schränken; immer fieberhafter und erregter suchte sie alles durch, und wenn sie damit fertig war, begann sie von neuem, als ob sie fürchte, in ihrer zitternden Aufregung übersehen zu haben, was sie suchte. Was fiel ihr dabei nicht alles in die Hände! Es war, als ob sie die Thorheiten und Nichtigkeiten ihrer Jugend wolle Revue passieren lassen. Alte Briefe voller Liebesbeteuerungen und allerhand Unsinn, wie man sie eben damals an die Tochter von J. & W. Funham geschrieben hatte, ein ganzes Bündel von Marbod Mac Lawn, der sich, wie sie zufällig gehört, inzwischen mit einer jungen Amerikanerin verheiratet, die ihm nach sechswöchentlicher Ehe durchgegangen war, dann von einem Dutzend anderer, mit denen sie ebenfalls kokettiert hatte; alte Bänder, Blumen, kleine Geschenke und Andenken von ihren Anbetern, die sie längst vergessen.

Und während sie in all diesem Wust herumkramte, immer hastiger, fiebernder und erregter, schossen ihr die sonderbarsten Ideen durch den Kopf. Wenn Lowell nun wirklich kam, wenn es ihr wirklich wieder vergönnt sein sollte, in die guten, lieben Augen von damals zu blicken,

was würde er sagen, wie würde er aussehen? So lange Jahre war er in Indien gewesen — er, das junge, elegisch angehauchte, unfertige Menschenkind von damals — sie konnte sich kaum noch besinnen, wie er gewesen, und machte sich doch fortwährend Bilder, wie er jetzt aussehen müsse. Er konnte jetzt fünf- oder sechsundzwanzig Jahre alt sein und mußte also einen Bart haben, natürlich einen blonden. Er mußte hübsch sein, denn alle Bilder, die sie sich von ihm machte, zeigten ihn als einen gesund aussehenden, kräftigen, gebräunten Mann voller Energie und Thatkraft, der nur zu wollen brauche, um zu erreichen, was er wollte. Sie erwartete in ihm einen halben Gott zu sehen — weil sie ihn liebte!

Sie wollte sich das nicht gestehen, weil es eine Sünde für sie gewesen wäre, einen anderen Mann als den ihren zu lieben, aber ungeachtet dessen flog ihre Phantasie weit den Ereignissen voraus und stellte ihr die Scenen vor, die kommen mußten, wenn George Lowell wieder in London war. Wenn er sie nun auch liebte — sie stellte sich das vor, weil ihr Lowells Dankbarkeit gegen die Firma J. & W. Funham ein etwas fadenscheiniger Grund zu sein schien, ihrem Vater dreitausend Pfund zur Disposition zu stellen — was konnte, was mußte dann geschehen? Mußte er sie nicht für schlecht halten? War sie es nicht auch wirklich?

Dann fiel ihr durch eine Ideenverbindung, wie sie nur bei einer Frau erklärlich ist, die Gräfin Romiroff ein. Was würde diese Dame wohl an ihrer Stelle gethan haben? Würde sie ihre Zigarettenmacherkünste versucht oder sonst ein Unheil angerichtet haben? So viel war sicher: die Russin würde sich in weniger tragischer Weise wie Ellis aus der Affaire gezogen haben. „Man lebt nur einmal," dachte Ellis. Mister Gordon amüsierte sich in Paris, sollte sie allein das ganze Leben verloren geben,

fürs ganze Leben den Fluch einer übereilten That mit sich herumschleppen?

Ein natürlicher Lebensdurst in ihr bäumte sich dagegen auf und drohte im Verein mit den schlechten Vorbildern, die sie in ihrem Luxusleben gesammelt, die ethische Grundlage ihres Wesens und ihrer ganzen Existenz zu vernichten. Sie zitterte bei diesen Gedanken an allen Gliedern. Noch kannte sie die Gefahr, in der sie schwebte, nicht völlig, was aber sollte werden, wenn George Lowell wirklich kam?

Plötzlich schrie sie laut, fast jauchzend auf, und zwischen ihren zitternden Fingern rollte ein kleiner, unscheinbarer schwarzer Ring durch; er fiel auf den Boden und kugelte sich flink eine Strecke weit fort, als wollte er sich wie ein lang verborgen gewesener Kobold rasch davonmachen. Sie aber war wie ein Blitz hinterher und hatte ihn im Nu gefaßt. Schluchzend steckte sie den bescheidenen eisernen Ring an den Finger — jetzt paßte er wunderbar, wie für sie gemacht. Sie krampfte die Hand zusammen, als ob sie gefürchtet hätte, ihn wieder zu verlieren, küßte ihn mit einer wilden Freude, ihr ganzes Wesen war plötzlich wie verwandelt und verzaubert. Gräfin Romiroff und all die frevelhaften Gedanken waren wie Gespenster bei hellem Tag verscheucht, weinend sank sie in einen Sessel und murmelte, mit frommer Inbrunst die Inschrift des Ringes lesend: „Kyrie eleison — Herr, erbarme dich!"

Und in diesem alten Christenringe sollte kein Zauber sein?

Von diesem Tag an war Ellis davon überzeugt, und nichts in der Welt hätte sie wieder von diesem Ringe getrennt. Sie besann sich noch sehr wohl darauf, wie sie damals, ein halbes Kind noch, unverständig und flatterhaft, den Ring, der ihr nicht paßte, weil sie eben noch ein Kind war und eine Kinderhand hatte, achtlos beiseite

geworfen. Jetzt aber paßte er, sie war kein Kind mehr, und mit aller Kraft und Energie wollte sie ihn gegen jeden Angriff verteidigen.

Ellis saß noch in der Betrachtung ihres Ringes versunken in einem Sessel, als sie ein leises, bescheidenes Klopfen an der Thür aus ihren Träumereien aufstörte. Auf ihr „Herein" trat Leonore ins Zimmer.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie störe," sagte Leonore in ihrer stets ruhigen, bescheidenen Art, „ich wollte aber Ihr Haus nicht verlassen, ohne mich persönlich von Ihnen zu verabschieden."

„Sie wollen uns verlassen, Lore?"

„Ich muß wohl. Mein Amt ist zu Ende. Die große Tour, für die mich Ihre Frau Mutter engagierte, ist erledigt. Was soll ich noch hier? Ich habe mich bereits von der ganzen Familie verabschiedet, denn schließlich muß ich doch auch für mich sorgen, und da im Hause keine Zukunft für mich ist, muß ich wohl oder übel meinen Wanderstab weitersetzen."

Sie sagte das mit einer so ruhigen, fast heiteren Gleichmäßigkeit, als ob es sich um die einfachste, natürlichste Sache von der Welt handelte. Ellis beneidete sie um diese Ruhe und hätte gewünscht, auch so zuversichtlich, so frohgemut ihren Wanderstab weitersetzen zu können. In diesem Hause war ja doch auch für sie keine Zukunft, es gehörte zur Konkursmasse. In einigen Tagen oder Wochen würde ein beliebiger Mann kommen und würde sagen: „Bitte, haben Sie die Güte, dort ist die Thür."

Was dann? Freilich hatte Ellis noch schwerer zu tragen als Lore. Diese stand allein im Leben und hatte nur für sich zu sorgen, während Ellis für ihre Eltern, Geschwister und Nichten zu denken und zu sorgen hatte. Denn so viel war Ellis schon klar geworden, daß ihr Vater ein vollständig gebrochener Mann war. und ihre Mutter

wenigstens vorläufig so niedergeschlagen war, daß sie von ihr auch keine große Hilfe zu erwarten hatte.

„Also wirklich, Miß Lore?“ fragte Ellis wehmütig. „Wirklich eine Trennung? Aber doch hoffentlich nicht für immer? Es wäre mir eine so große Freude und wohl auch eine Hilfe, von Zeit zu Zeit Sie zu sehen und Ihren Rat zu hören. Sie wissen ja, wie es mit uns steht. Wir gehen bösen Zeiten entgegen, Lore.“

„Nur Mut! Was ich für Sie thun kann —“

„Sie bleiben doch in London?“

„Vorläufig, ja.“

„Nur vorläufig?“

„Denken Sie, ich habe bei meiner Rückkehr einen Brief von meinem Bruder Max aus Dresden erhalten.“

„Ah, ich gratuliere. Nach Ihrem Aussehen müssen das sehr gute Nachrichten gewesen sein.“

„Er schreibt immer so viel dummes Zeug. Ich soll nach Deutschland kommen. Er wolle nicht mehr dulden, daß ich mich unter fremden Leuten herumplage.“

„Das ist doch kein dummes Zeug, Miß Lore?“

„Nein, aber da doch mein Bruder selbst nichts hat —“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Ach, das kann ich mir schon denken. Er war immer ein wilder Junge.“

„Wer weiß, ob Ihr Bruder nicht inzwischen zu Ansehen und Stellung gelangt ist, die ihm erlaubt, Sie zu sich zu nehmen.“

Leonore lachte seelenvergnügt. Die Idee, daß es ihr Bruder zu etwas gebracht haben solle, machte ihr offenbar Spaß. „Aber das müßte ich doch vorher wissen. Warum schreibt er mir denn nichts davon?“

„Ich kann mir wohl denken, daß er damit nicht prahlen will. Ich wünschte, mir stünde auch ein solcher Bruder zur Seite.“

Es trat eine kleine Pause ein. Ellis sah der jungen Deutschen ins Gesicht. Es lag darin eine so vergnügliche, innige Freude, und ihre Augen leuchteten so herzlich auf, daß Ellis die Idee hatte, es müsse doch ein recht großes, unersetzliches Glück im Leben sein, Geschwister zu haben, die sich so liebten, wie Lore offenbar ihren Bruder liebte. Das trägt über mancherlei hinweg und macht stark und kräftig im Lebenskampf. War das der deutsche Familiensinn, den sie schon öfter hatte rühmen hören? Sie hätte sich auch etwas dergleichen gewünscht, was in des Lebens Not und Qual wie ein Demant in der Nacht leuchtet.

Dann schlug Ellis die Augen nieder, weil sie fühlte, daß ihr die Thränen hervorquollen und sie diese vor Leonore verbergen wollte. Aber es ging nicht.

„Ich weiß wohl," schluchzte sie traurig auf, „ich sollte mich freuen, wenn Sie glücklich sind, aber ich kann's nicht. Unsere Lage ist zu entsetzlich. Sie, Miß Lore, gehen bergauf, wir gehen bergab. Wer weiß, ob Sie nicht noch einmal dahin gelangen, woher ich komme. Das ist im Leben oft so. Der eine hinauf, wer weiß wie hoch, der andere hinunter, wer weiß wie tief."

Eine jähe Röte schoß über das Gesicht Leonores. „Mein Gott, so müssen Sie nicht sprechen. Wie auch immer Ihre Lage sein sollte, Sie dürfen nicht verzweifeln. Soll ich Ihnen einen guten Rat geben, Missis Reedholm?"

Ellis sah sie überrascht an.

„Hören Sie," fuhr Leonore fort, „was mir soeben passiert ist, als ich in meiner alten Wohnung in der Bedfort Street war."

„In der Bedfort Street?"

„Ja. Sie wissen doch, daß ich dort in der Pension der alten Frau Pittswill ein kleines Zimmerchen habe, das mir die alte Dame ausnahmsweise billig abläßt, weil

ich ihr, wenn ich in London bin, in der Wirtschaft und im Verkehr mit den Fremden, die oft nicht genügend Englisch verstehen, zur Hand gehe. Die Pension der Frau Pittswill ist eine achtbare Familienpension, die jährlich, wie mir Frau Pittswill selbst früher erzählt hat, etwa vierhundert Pfund abwirft. Nun ist Frau Pittswill alt und will ihre Pension verkaufen. Was meinen Sie dazu?"

„Ich weiß wohl, was Sie sagen wollen. Aber ich glaube nicht, daß wir etwas kaufen können."

„Vielleicht doch. Ihre Möbel, die Sie hier in der Oxford Street haben, wie auch die ganze Einrichtung, sind Eigentum Ihrer Mutter. Da kann kein Konkursverwalter oder noch so ungestümer Gläubiger etwas daran ändern. Die Möbel gehören ihr. Wenn Sie nun der Frau Pittswill sagen, daß Sie die Pension übernehmen und selbst ausmöblieren wollen, so bin ich überzeugt, daß sich die Sache machen läßt. Soll ich einmal mit ihr reden? Es ist natürlich keine kleine Arbeit, eine solche Familienpension zu betreiben. Man muß für Küche und Keller sorgen, für Zimmer und Betten, Wäsche und tausend Kleinigkeiten, die zum Betriebe einer großen Wirtschaft gehören. Aber sowohl Ihre Mutter wie Ihre Tante könnten Ihnen dabei helfen. Es wäre für alle Arbeit und für alle gesorgt. Und dann noch eins: was wollten Sie denn mit dem Mobiliar Ihrer Mutter machen, wenn Sie hier fortziehen? Wohin damit? Wo nehmen Sie die große Wohnung her, die Sie dazu brauchen? Und wer bezahlt sie? Vierhundert Pfund jährlich sind eine sehr angenehme Sache. Sie können davon Maud und Ellis in die Schule schicken und groß ziehen, Ihre Eltern haben zu leben, Sie selbst finden dabei Arbeit und eine Zukunft — vorausgesetzt, daß Sie sich vor der Arbeit nicht scheuen."

„O, davon ist keine Rede, Miß Lore. Wenn Sie

wüßten, wie gern ich mich jeder Arbeit unterziehen möchte, wenn ich nur für die Meinen sorgen könnte. Ich will arbeiten, daß mir das Blut aus den Fingern spritzt, wenn ich nur meine Angehörigen geborgen weiß."

„So schlimm ist das nicht. Frau Pittswill hält sich eine Köchin und drei Dienstboten. Aber es ist ein anderer Haken dabei."

„Was meinen Sie, Lore?" fragte Ellis ängstlich. Sie stand der ganzen Sache sehr sympathisch gegenüber, so daß ihr ein Hindernis und mögliches Fehlschlagen der Unternehmung schon eine gewisse Furcht einflößte.

„Was wird Mister Reedholm dazu sagen?"

„Mister Gordon?" wiederholte Ellis erstaunt. „Was geht denn ihn die Sache an?"

„Aber er ist doch Ihr Gemahl! Er muß seine Zustimmung geben. Ich kenne zwar die englischen Gesetze in dieser Beziehung nicht, aber es wäre möglich, daß Sie ohne seine Einwilligung nichts dergleichen unternehmen dürfen."

„Wie?" fuhr Ellis entrüstet auf. „Ich soll wohl mit Anstand verhungern, statt mich durch meiner Hände Arbeit zu ernähren?"

„Jedenfalls müssen Sie berücksichtigen, daß Ihrem Herrn Schwiegervater, dem Sir Newton Reedholm, ein solcher Ausweg sehr peinlich sein würde. Sir Newton ist stolz auf seine gesellschaftliche Stellung, und eine Schwiegertochter, die eine Pension führt, könnte diesen Stolz verletzen. Ihre Mutter sagte mir einmal, daß Sir Newton vor der Hochzeit seines Sohnes mit Ihnen dem Mister Edward Funham förmlich den Hof gemacht habe, und daß die Hochzeit zwischen Ihnen und Mister Gordon ein Lieblingswunsch von dessen Vater gewesen sei, weil er gehofft hätte, durch diese Verwandtschaft seinem Ziel, einen Parlamentssitz zu erringen, um einen Schritt näher zu kommen."

„So?“ fragte Ellis erstaunt, als ob sie von einer solchen Ansicht noch nichts gehört habe. „Wenn mein Schwiegervater über das Glück seines Sohnes und das meine disponierte, um einem Parlamentssitz um einen Schritt näher zu kommen, dann wird er mir wohl auch erlauben müssen, daß ich arbeite, um nicht Hungers zu sterben, selbst wenn dadurch sein Parlamentssitz in die Brüche geht.“

„Wir brauchen uns dabei nicht zu ereifern, es kommt alles darauf an, wie die gesetzlichen Bestimmungen lauten.“

„Ich bitte Sie, Miß Lore, lassen Sie das meine Sorge sein,“ bat Ellis inständig, „und sprechen Sie mit Frau Pittswill — lieber heute wie morgen. Oder noch besser, nehmen Sie mich mit zu ihr hin. Wollen Sie?“

„Natürlich werde ich sofort mit Frau Pittswill sprechen, jetzt gleich gehe ich nach Bedfort Street, zunächst allein, wenn Sie erlauben. Ich werde ihr alles haarklein auseinandersetzen und hören, was sie dazu sagt. Scheint es dann, als ob sich die Sache machen ließe, gehen Sie mit Ihrer Mutter selbst hin und schließen das Geschäft ab.“

Leonore wollte sich eben verabschieden, als die kleine Ellis zur Thür hereinsprang und sagte: „Es ist ein Mann unten im Parlour, Tante Ellis, und Großpapa hat gesagt, daß du mit ihm sprechen müßtest.“

Ellis war zum Tode erschrocken. Sie dachte sofort an George Lowell. Welcher andere Mann sollte denn nach ihr fragen?

„Mein Gott,“ rief sie erschrocken, „was für ein Mann ist da, Ellis? Wie heißt er?“

„Ich weiß es nicht. Du kannst ihn ja selbst fragen, Tante, komm nur,“ erwiderte die Kleine.

„Wenn ich nicht wüßte, daß Mister Gordon in Paris wäre, so würde ich annehmen, daß er es sei,“ meinte Leonore.

„O nein, er ist es nicht. Auch wenn er in London wäre, würde er wohl nicht zu mir kommen.“

„Vor wem könnten Sie sonst erschrecken, Missis Reedholm?“

Ellis wurde über und über rot und entgegnete hastig und verlegen: „Es ist nichts, nein, wirklich nichts, Lore. Wir wollen gehen.“

Leonore hätte blind sein müssen, wenn sie hätte glauben sollen, daß das „wirklich nichts“ sei. Sie war natürlich darüber betroffen und fragte sich im stillen, welcher Mann es wohl sein könne, der Ellis so in Verwirrung bringen konnte. Sie sagte aber nichts.

Ellis flog die Treppe hinunter. Ihre Aufregung wuchs mit jedem Herzschlag. Wenn es wirklich George war — himmlischer Vater, was sollte sie thun? Was sagen? Wie ihre Herzensnot verbergen?

Noch an der Thür blieb sie mit klopfendem Herzen stehen und rang nach Atem. Dann kam ihr der Gedanke, daß George ja unmöglich schon in London sein könne. Es mußte also ein anderer sein, der mit ihr zu sprechen wünschte. Aber mit banger Furcht dachte sie daran, was das werden solle, wenn George schließlich doch einmal persönlich kam, da schon der Gedanke an ihn sie in solche Unruhe brachte.

Als sie die Thür zum Parlour öffnete, sah sie einen Mann, den sie noch nie in ihrem Leben gesehen hatte, und war auf der Stelle überzeugt, daß er jungen Damen wohl kein besonderes Herzklopfen verursachen könnte.

„Das ist Mister Dearling, Inspektor der Londoner Geheimpolizei, Ellis,“ sagte ihre Mutter. „Er ist mit der Verfolgung Hoolings betraut und wünscht von dir eine möglichst genaue Beschreibung des Herrn zu haben, den du an der französisch-italienischen Grenze in Modane gesehen und für Hooling gehalten hast.“

Ellis atmete wie erlöst auf.

„Missis Reedholm," begann der Inspektor, „ich habe Ihnen zunächst mitzuteilen, daß von der Turiner Polizei ein Telegramm eingelaufen ist, welches besagt, daß der von Ihnen bezeichnete Herr in dem angegebenen Zug nicht vorgefunden worden ist."

„O, es thut mir leid, wenn ich den Herren unnütze Mühe gemacht haben sollte. Ich werde mich also wohl geirrt haben, Herr Inspektor," sagte Ellis.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gerade das Gegenteil folgere, Missis Reedholm," versetzte der Inspektor mit ungewöhnlicher Energie. „Wenn der Mann, den Sie gesehen haben, nicht Hooling gewesen wäre, so wäre er ruhig in dem Zug sitzen geblieben und hätte seine Reise fortgesetzt. Da er das aber offenbar nicht gethan, sondern vermutlich schon in Modane den Zug plötzlich gewechselt hat, so nehme ich an, daß der Herr, den Sie gesehen haben, wirklich Hooling gewesen ist, der bei Ihrem Anblick Gefahr gewittert und ihr durch veränderte Fahrrichtung hat aus dem Wege gehen wollen. Und nun haben Sie die Güte, mir den Vorgang bis ins einzelne zu erzählen, Missis Reedholm."

Das that denn Ellis auch, so gut sie konnte. Aber aus den Zwischenfragen des Beamten merkte sie, daß das noch lange nicht gut genug war. So wünschte der Inspektor bis auf den Centimeter zu wissen, wie groß der Herr und wie seine Beinstellung gewesen sei. Inspektor Dearling machte ihr sogar mit seinen Beinen vor, wie es an den Beinen des Herrn gewesen sein müsse, wenn es wirklich Hooling sein sollte. Ferner wollte Dearling wissen, ob der Herr auf dem Nagel des rechten Mittelfingers kleine weiße Punkte gehabt habe, ob er beim Sprechen das R in einer besonderen Weise — die ihr Dearling auch vormachte — hervorbringe, ob der Stirn-

muskel sich in die Quere oder in die Länge furche und eine Unmenge andere Kleinigkeiten, auf die Ellis in ihrer Bestürzung und in der Schnelligkeit der Begegnung gar nicht geachtet hatte. Das aber merkte Ellis durch diese Zwischenfragen wohl, daß Inspektor Dearling sich seinen Mann genau angesehen hatte, und wenn Hooling glaubte, sich durch einen Reisepelz und eine Perücke unkenntlich machen zu können, so würde er bei einer Begegnung mit Dearling in sehr unangenehmer Weise enttäuscht werden. Das war keine Beschreibung mehr, die der Inspektor lieferte, das war ein Bild. Man sah den Mann leibhaftig vor sich, und wo Ellis in der Verwirrung nicht ein einziges bestimmtes Merkmal oder Erkennungszeichen gesehen, da wußte Dearling hundert. An Inspektor Dearling sah Ellis erst, was ein Londoner Geheimpolizist zu bedeuten hat. Ellis hatte die Ueberzeugung, daß Dearling nicht eher ruhen würde, ehe er nicht Hooling vor den Lord Oberrichter hinstellen und sagen konnte: „Da ist der Mann. Thun Sie mit ihm, was Rechtens ist."

„Wollen Sie hinter Mr. Hooling her reisen, Herr Inspektor?" fragte Ellis, als endlich ihr Verhör zu Ende war.

„Ich weiß es noch nicht, Missis Reedholm. Das kommt darauf an, was unsere Kollegen von Mailand, Novi, Genua und Nizza berichten. Ich weiß nur, daß ich Hooling holen werde, wenn er nicht von selbst kommt, oder wenn das zu lange dauern würde. Einstweilen danke ich Ihnen für Ihre Mitteilungen und empfehle mich."

Damit ging er höflich grüßend wieder davon.

Zwölftes Kapitel.

Es war alles über Erwarten geglückt. Ellis hatte die Pension der Frau Pittswill übernommen. In der ersten

Zeit ihrer eigenen Wirtschaft war es Ellis zu Mut, als wenn sie ohne weiteres ins Wasser geworfen worden wäre, um schwimmen zu lernen. Alles war ihr neu und fremd. Aengstlich und unsicher, wie ein Ertrinkender in dem gefährlichen Element, stand sie ihren mannigfachen Verpflichtungen gegenüber, auf Schritt und Tritt glaubte sie, man müsse ihr ihre Unerfahrenheit, ihre Geschäftsunkenntnis ansehen, sie betrügen und zu Grunde richten. Aber von Woche zu Woche wurde sie sicherer, und schon nach kurzer Zeit sah sie zu ihrer eigenen Ueberraschung, daß die Sache gar nicht so schlimm war, wie sie gefürchtet hatte. Sie konnte schwimmen, ohne zu wissen, wie sie es gelernt. Die Arbeit, die alle Leute, die nichts zu thun gewohnt sind, für eine so fürchterliche Einrichtung im menschlichen Leben halten, war gar nicht so schlimm, wie sie geglaubt. Sie bekam ihr sogar sehr gut, machte sie frisch und rotbäckig. Von früh bis abends lief sie hin und her, oben und unten, hatte keine Zeit mehr, sich Gedanken zu machen und Trübsal zu blasen. Sie that ihre Pflicht und überließ das übrige dem Himmel.

Sie kam gerade aus ihrer Wäschekammer mit einem Stoß Servietten auf dem Arm und ging an der Küche vorbei.

„Daß mir die Schöpsenkeule nicht überbraten wird," rief sie im Vorübergehen hinein. „Die Herrschaften wünschen kein trockenes Fleisch. Und die Suppe nicht zu heiß auftragen."

„Es werden noch drei Weingläser verlangt, Ma'm," rief ihr das bedienende Mädchen zu.

„Sofort," antwortete Ellis und schloß einen Schrank auf, um das Verlangte herauszugeben.

„Je, Miß Lore," fuhr sie dann fort, als sie bei einer Wendung des Kopfes die junge Dame den Korridor entlang kommen sah, „Sie sind noch nicht beim Essen? Wo

kommen Sie her, Miß Lore, mit Hut und Schleier? Und wie rot Sie aussehen!"

„Ich kann nicht essen, Ellis," erwiderte Leonore aufgeregt, „und wenn Sie mir tausend Pfund in die Hand zählen. Ich kann nicht."

„Oho, tausend Pfund! Wo soll ich wohl tausend Pfund hernehmen? Was ist geschehen, Lore? Versuchen Sie es immerhin, zu essen, auch ohne tausend Pfund."

„Nicht um eine Million. Keinen Bissen! Ich würde daran ersticken. Aber wenn Sie nachher einen Augenblick Zeit haben, so erwarte ich Sie oben im blauen Salon, um Ihnen etwas zu sagen, was Sie besser von mir als von irgend jemand erfahren."

„Aber jetzt, während des Essens, kann ich beim besten Willen nicht, Lore. Sie wissen es. Und wenn ganz London einstürzt, während des Essens habe ich keine Zeit."

„Gut. Also nach dem Essen." Damit stieg Leonore die Treppe hinauf ins zweite Stockwerk des Hauses, wo sie in einen kleinen Salon trat, um zu warten. Sie war außerordentlich aufgeregt, weil sie eben eine etwas stürmische Auseinandersetzung mit Gordon, den sie auf der Straße getroffen, gehabt hatte, und hielt es nun für ihre Pflicht, Ellis eine Generalbeichte über den Vorgang abzulegen. Da ihr die Luft im Zimmer etwas dumpfig erschien, so öffnete sie ein Fenster, das nach der Straße hinausging, und sah bei dieser Gelegenheit hinunter nach einem Thorweg, unter dem sie soeben mit Gordon gestanden hatte. Richtig! Da stand er noch immer und wartete auf sie.

„Du kannst lange warten!" preßte sie erregt hervor und trat hastig vom Fenster zurück.

Sie hatte ihm gesagt, daß sie in Zukunft kein Wort mehr mit ihm wechseln würde, solange er nicht seiner Frau einen Besuch gemacht und sich mit ihr ausgesöhnt haben würde. Sie war empört über die Kühnheit, mit der er

ihr auf der Straße auflauerte und sie ansprach, und hatte ihm in der Aufregung den Text so scharf und deutlich gelesen, daß sie sich jetzt noch wunderte, wo sie den Mut dazu hergenommen. Es sei keines Mannes würdig, hatte sie ihm gesagt, seine Frau in ihrer höchsten Not zu verlassen, sein an heiliger Stelle gegebenes Wort zu brechen und eine andere Dame auf der Straße anzureden. Sie verlange und erwarte von ihm, daß er seiner Frau unverzüglich einen Besuch mache, um sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Nun wartete Leonore, daß das geschehen solle. Daß sie einen gewissen Eindruck auf Gordon gemacht, war ihr klar. Es schien ihr sogar, als ob sie ihn, wenn sie nur gewollt hätte, um den Finger wickeln könne, und sie wollte jedenfalls den Einfluß, den sie offenbar auf den leichtsinnigen jungen Mann hatte, dazu benutzen, um die beiden Gatten miteinander auszusöhnen und ein wenigstens erträgliches Verhältnis herzustellen. Gordon war, wie sie wohl wußte, kein schlechter Mensch. Das Unglück war nur, daß er so schrecklich unselbständig, so wenig ernsthaft war. Das Leben war ihm offenbar zu leicht gemacht worden, so daß er von dem Ernst desselben keinen rechten Begriff hatte.

Leonore wartete und wartete, aber es kam niemand. Weder Mister Gordon noch Ellis schienen es mit der Versöhnung eilig zu haben, und ohne diese beiden konnte sie doch in dieser Hinsicht nichts Rechtes ausrichten. Von Zeit zu Zeit sah sie verstohlen durch die Gardine auf die Straße hinunter und bemerkte, wie Gordon noch immer wartend auf und ab ging.

„Offenbar wartet er nur, um nicht beim Essen zu stören," dachte sie und harrte geduldig, bis dies vorüber war. Sie war fest überzeugt, daß er dann kommen würde, um mit Ellis zu sprechen, wie sie gefordert hatte. Sie

Es trat eine kleine Pause ein. Ellis sah der jungen Deutschen ins Gesicht. Es lag darin eine so vergnügliche, innige Freude, und ihre Augen leuchteten so herzlich auf, daß Ellis die Idee hatte, es müsse doch ein recht großes, unersetzliches Glück im Leben sein, Geschwister zu haben, die sich so liebten, wie Lore offenbar ihren Bruder liebte. Das trägt über mancherlei hinweg und macht stark und kräftig im Lebenskampf. War das der deutsche Familiensinn, den sie schon öfter hatte rühmen hören? Sie hätte sich auch etwas dergleichen gewünscht, was in des Lebens Not und Qual wie ein Demant in der Nacht leuchtet.

Dann schlug Ellis die Augen nieder, weil sie fühlte, daß ihr die Thränen hervorquollen und sie diese vor Leonore verbergen wollte. Aber es ging nicht.

„Ich weiß wohl," schluchzte sie traurig auf, „ich sollte mich freuen, wenn Sie glücklich sind, aber ich kann's nicht. Unsere Lage ist zu entsetzlich. Sie, Miß Lore, gehen bergauf, wir gehen bergab. Wer weiß, ob Sie nicht noch einmal dahin gelangen, woher ich komme. Das ist im Leben oft so. Der eine hinauf, wer weiß wie hoch, der andere hinunter, wer weiß wie tief."

Eine jähe Röte schoß über das Gesicht Leonores. „Mein Gott, so müssen Sie nicht sprechen. Wie auch immer Ihre Lage sein sollte, Sie dürfen nicht verzweifeln. Soll ich Ihnen einen guten Rat geben, Missis Reedholm?"

Ellis sah sie überrascht an.

„Hören Sie," fuhr Leonore fort, „was mir soeben passiert ist, als ich in meiner alten Wohnung in der Bedfort Street war."

„In der Bedfort Street?"

„Ja. Sie wissen doch, daß ich dort in der Pension der alten Frau Pittswill ein kleines Zimmerchen habe, das mir die alte Dame ausnahmsweise billig abläßt, weil

ich ihr, wenn ich in London bin, in der Wirtschaft und im Verkehr mit den Fremden, die oft nicht genügend Englisch verstehen, zur Hand gehe. Die Pension der Frau Pittswill ist eine achtbare Familienpension, die jährlich, wie mir Frau Pittswill selbst früher erzählt hat, etwa vierhundert Pfund abwirft. Nun ist Frau Pittswill alt und will ihre Pension verkaufen. Was meinen Sie dazu?"

„Ich weiß wohl, was Sie sagen wollen. Aber ich glaube nicht, daß wir etwas kaufen können."

„Vielleicht doch. Ihre Möbel, die Sie hier in der Oxford Street haben, wie auch die ganze Einrichtung, sind Eigentum Ihrer Mutter. Da kann kein Konkursverwalter oder noch so ungestümer Gläubiger etwas daran ändern. Die Möbel gehören ihr. Wenn Sie nun der Frau Pittswill sagen, daß Sie die Pension übernehmen und selbst ausmöblieren wollen, so bin ich überzeugt, daß sich die Sache machen läßt. Soll ich einmal mit ihr reden? Es ist natürlich keine kleine Arbeit, eine solche Familienpension zu betreiben. Man muß für Küche und Keller sorgen, für Zimmer und Betten, Wäsche und tausend Kleinigkeiten, die zum Betriebe einer großen Wirtschaft gehören. Aber sowohl Ihre Mutter wie Ihre Tante könnten Ihnen dabei helfen. Es wäre für alle Arbeit und für alle gesorgt. Und dann noch eins: was wollten Sie denn mit dem Mobiliar Ihrer Mutter machen, wenn Sie hier fortziehen? Wohin damit? Wo nehmen Sie die große Wohnung her, die Sie dazu brauchen? Und wer bezahlt sie? Vierhundert Pfund jährlich sind eine sehr angenehme Sache. Sie können davon Maud und Ellis in die Schule schicken und groß ziehen, Ihre Eltern haben zu leben, Sie selbst finden dabei Arbeit und eine Zukunft — vorausgesetzt, daß Sie sich vor der Arbeit nicht scheuen."

„O, davon ist keine Rede, Miß Lore. Wenn Sie

wüßten, wie gern ich mich jeder Arbeit unterziehen möchte, wenn ich nur für die Meinen sorgen könnte. Ich will arbeiten, daß mir das Blut aus den Fingern spritzt, wenn ich nur meine Angehörigen geborgen weiß."

„So schlimm ist das nicht. Frau Pittswill hält sich eine Köchin und drei Dienstboten. Aber es ist ein anderer Haken dabei."

„Was meinen Sie, Lore?" fragte Ellis ängstlich. Sie stand der ganzen Sache sehr sympathisch gegenüber, so daß ihr ein Hindernis und mögliches Fehlschlagen der Unternehmung schon eine gewisse Furcht einflößte.

„Was wird Mister Reedholm dazu sagen?"

„Mister Gordon?" wiederholte Ellis erstaunt. „Was geht denn ihn die Sache an?"

„Aber er ist doch Ihr Gemahl! Er muß seine Zustimmung geben. Ich kenne zwar die englischen Gesetze in dieser Beziehung nicht, aber es wäre möglich, daß Sie ohne seine Einwilligung nichts dergleichen unternehmen dürfen."

„Wie?" fuhr Ellis entrüstet auf. „Ich soll wohl mit Anstand verhungern, statt mich durch meiner Hände Arbeit zu ernähren?"

„Jedenfalls müssen Sie berücksichtigen, daß Ihrem Herrn Schwiegervater, dem Sir Newton Reedholm, ein solcher Ausweg sehr peinlich sein würde. Sir Newton ist stolz auf seine gesellschaftliche Stellung, und eine Schwiegertochter, die eine Pension führt, könnte diesen Stolz verletzen. Ihre Mutter sagte mir einmal, daß Sir Newton vor der Hochzeit seines Sohnes mit Ihnen dem Mister Edward Funham förmlich den Hof gemacht habe, und daß die Hochzeit zwischen Ihnen und Mister Gordon ein Lieblingswunsch von dessen Vater gewesen sei, weil er gehofft hätte, durch diese Verwandtschaft seinem Ziel, einen Parlamentssitz zu erringen, um einen Schritt näher zu kommen."

„So?“ fragte Ellis erstaunt, als ob sie von einer solchen Ansicht noch nichts gehört habe. „Wenn mein Schwiegervater über das Glück seines Sohnes und das meine disponierte, um einem Parlamentssitz um einen Schritt näher zu kommen, dann wird er mir wohl auch erlauben müssen, daß ich arbeite, um nicht Hungers zu sterben, selbst wenn dadurch sein Parlamentssitz in die Brüche geht.“

„Wir brauchen uns dabei nicht zu ereifern, es kommt alles darauf an, wie die gesetzlichen Bestimmungen lauten.“

„Ich bitte Sie, Miß Lore, lassen Sie das meine Sorge sein,“ bat Ellis inständig, „und sprechen Sie mit Frau Pittswill — lieber heute wie morgen. Oder noch besser, nehmen Sie mich mit zu ihr hin. Wollen Sie?“

„Natürlich werde ich sofort mit Frau Pittswill sprechen, jetzt gleich gehe ich nach Bedfort Street, zunächst allein, wenn Sie erlauben. Ich werde ihr alles haarklein auseinandersetzen und hören, was sie dazu sagt. Scheint es dann, als ob sich die Sache machen ließe, gehen Sie mit Ihrer Mutter selbst hin und schließen das Geschäft ab.“

Leonore wollte sich eben verabschieden, als die kleine Ellis zur Thür hereinsprang und sagte: „Es ist ein Mann unten im Parlour, Tante Ellis, und Großpapa hat gesagt, daß du mit ihm sprechen müßtest.“

Ellis war zum Tode erschrocken. Sie dachte sofort an George Lowell. Welcher andere Mann sollte denn nach ihr fragen?

„Mein Gott,“ rief sie erschrocken, „was für ein Mann ist da, Ellis? Wie heißt er?“

„Ich weiß es nicht. Du kannst ihn ja selbst fragen, Tante, komm nur,“ erwiderte die Kleine.

„Wenn ich nicht wüßte, daß Mister Gordon in Paris wäre, so würde ich annehmen, daß er es sei,“ meinte Leonore.

„O nein, er ist es nicht. Auch wenn er in London wäre, würde er wohl nicht zu mir kommen.“

„Vor wem könnten Sie sonst erschrecken, Missis Reedholm?“

Ellis wurde über und über rot und entgegnete hastig und verlegen: „Es ist nichts, nein, wirklich nichts, Lore. Wir wollen gehen.“

Leonore hätte blind sein müssen, wenn sie hätte glauben sollen, daß das „wirklich nichts“ sei. Sie war natürlich darüber betroffen und fragte sich im stillen, welcher Mann es wohl sein könne, der Ellis so in Verwirrung bringen konnte. Sie sagte aber nichts.

Ellis flog die Treppe hinunter. Ihre Aufregung wuchs mit jedem Herzschlag. Wenn es wirklich George war — himmlischer Vater, was sollte sie thun? Was sagen? Wie ihre Herzensnot verbergen?

Noch an der Thür blieb sie mit klopfendem Herzen stehen und rang nach Atem. Dann kam ihr der Gedanke, daß George ja unmöglich schon in London sein könne. Es mußte also ein anderer sein, der mit ihr zu sprechen wünschte. Aber mit banger Furcht dachte sie daran, was das werden solle, wenn George schließlich doch einmal persönlich kam, da schon der Gedanke an ihn sie in solche Unruhe brachte.

Als sie die Thür zum Parlour öffnete, sah sie einen Mann, den sie noch nie in ihrem Leben gesehen hatte, und war auf der Stelle überzeugt, daß er jungen Damen wohl kein besonderes Herzklopfen verursachen könnte.

„Das ist Mister Dearling, Inspektor der Londoner Geheimpolizei, Ellis,“ sagte ihre Mutter. „Er ist mit der Verfolgung Hoolings betraut und wünscht von dir eine möglichst genaue Beschreibung des Herrn zu haben, den du an der französisch-italienischen Grenze in Modane gesehen und für Hooling gehalten hast.“

Ellis atmete wie erlöst auf.

„Missis Reedholm," begann der Inspektor, „ich habe Ihnen zunächst mitzuteilen, daß von der Turiner Polizei ein Telegramm eingelaufen ist, welches besagt, daß der von Ihnen bezeichnete Herr in dem angegebenen Zug nicht vorgefunden worden ist."

„O, es thut mir leid, wenn ich den Herren unnütze Mühe gemacht haben sollte. Ich werde mich also wohl geirrt haben, Herr Inspektor," sagte Ellis.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gerade das Gegenteil folgere, Missis Reedholm," versetzte der Inspektor mit ungewöhnlicher Energie. „Wenn der Mann, den Sie gesehen haben, nicht Hooling gewesen wäre, so wäre er ruhig in dem Zug sitzen geblieben und hätte seine Reise fortgesetzt. Da er das aber offenbar nicht gethan, sondern vermutlich schon in Modane den Zug plötzlich gewechselt hat, so nehme ich an, daß der Herr, den Sie gesehen haben, wirklich Hooling gewesen ist, der bei Ihrem Anblick Gefahr gewittert und ihr durch veränderte Fahrrichtung hat aus dem Wege gehen wollen. Und nun haben Sie die Güte, mir den Vorgang bis ins einzelne zu erzählen, Missis Reedholm."

Das that denn Ellis auch, so gut sie konnte. Aber aus den Zwischenfragen des Beamten merkte sie, daß das noch lange nicht gut genug war. So wünschte der Inspektor bis auf den Centimeter zu wissen, wie groß der Herr und wie seine Beinstellung gewesen sei. Inspektor Dearling machte ihr sogar mit seinen Beinen vor, wie es an den Beinen des Herrn gewesen sein müsse, wenn es wirklich Hooling sein sollte. Ferner wollte Dearling wissen, ob der Herr auf dem Nagel des rechten Mittelfingers kleine weiße Punkte gehabt habe, ob er beim Sprechen das R in einer besonderen Weise — die ihr Dearling auch vormachte — hervorbringe, ob der Stirn-

muskel sich in die Quere oder in die Länge furche und eine Unmenge andere Kleinigkeiten, auf die Ellis in ihrer Bestürzung und in der Schnelligkeit der Begegnung gar nicht geachtet hatte. Das aber merkte Ellis durch diese Zwischenfragen wohl, daß Inspektor Dearling sich seinen Mann genau angesehen hatte, und wenn Hooling glaubte, sich durch einen Reisepelz und eine Perücke unkenntlich machen zu können, so würde er bei einer Begegnung mit Dearling in sehr unangenehmer Weise enttäuscht werden. Das war keine Beschreibung mehr, die der Inspektor lieferte, das war ein Bild. Man sah den Mann leibhaftig vor sich, und wo Ellis in der Verwirrung nicht ein einziges bestimmtes Merkmal oder Erkennungszeichen gesehen, da wußte Dearling hundert. An Inspektor Dearling sah Ellis erst, was ein Londoner Geheimpolizist zu bedeuten hat. Ellis hatte die Ueberzeugung, daß Dearling nicht eher ruhen würde, ehe er nicht Hooling vor den Lord Oberrichter hinstellen und sagen konnte: „Da ist der Mann. Thun Sie mit ihm, was Rechtens ist."

„Wollen Sie hinter Mr. Hooling her reisen, Herr Inspektor?" fragte Ellis, als endlich ihr Verhör zu Ende war.

„Ich weiß es noch nicht, Missis Reedholm. Das kommt darauf an, was unsere Kollegen von Mailand, Novi, Genua und Nizza berichten. Ich weiß nur, daß ich Hooling holen werde, wenn er nicht von selbst kommt, oder wenn das zu lange dauern würde. Einstweilen danke ich Ihnen für Ihre Mitteilungen und empfehle mich."

Damit ging er höflich grüßend wieder davon.

Zwölftes Kapitel.

Es war alles über Erwarten geglückt. Ellis hatte die Pension der Frau Pittswill übernommen. In der ersten

Zeit ihrer eigenen Wirtschaft war es Ellis zu Mut, als wenn sie ohne weiteres ins Wasser geworfen worden wäre, um schwimmen zu lernen. Alles war ihr neu und fremd. Aengstlich und unsicher, wie ein Ertrinkender in dem gefährlichen Element, stand sie ihren mannigfachen Verpflichtungen gegenüber, auf Schritt und Tritt glaubte sie, man müsse ihr ihre Unerfahrenheit, ihre Geschäftsunkenntnis ansehen, sie betrügen und zu Grunde richten. Aber von Woche zu Woche wurde sie sicherer, und schon nach kurzer Zeit sah sie zu ihrer eigenen Ueberraschung, daß die Sache gar nicht so schlimm war, wie sie gefürchtet hatte. Sie konnte schwimmen, ohne zu wissen, wie sie es gelernt. Die Arbeit, die alle Leute, die nichts zu thun gewohnt sind, für eine so fürchterliche Einrichtung im menschlichen Leben halten, war gar nicht so schlimm, wie sie geglaubt. Sie bekam ihr sogar sehr gut, machte sie frisch und rotbäckig. Von früh bis abends lief sie hin und her, oben und unten, hatte keine Zeit mehr, sich Gedanken zu machen und Trübsal zu blasen. Sie that ihre Pflicht und überließ das übrige dem Himmel.

Sie kam gerade aus ihrer Wäschekammer mit einem Stoß Servietten auf dem Arm und ging an der Küche vorbei.

„Daß mir die Schöpsenkeule nicht überbraten wird," rief sie im Vorübergehen hinein. „Die Herrschaften wünschen kein trockenes Fleisch. Und die Suppe nicht zu heiß auftragen."

„Es werden noch drei Weingläser verlangt, Ma'm," rief ihr das bedienende Mädchen zu.

„Sofort," antwortete Ellis und schloß einen Schrank auf, um das Verlangte herauszugeben.

„Je, Miß Lore," fuhr sie dann fort, als sie bei einer Wendung des Kopfes die junge Dame den Korridor entlang kommen sah, „Sie sind noch nicht beim Essen? Wo

kommen Sie her, Miß Lore, mit Hut und Schleier? Und wie rot Sie aussehen!"

„Ich kann nicht essen, Ellis," erwiderte Leonore aufgeregt, „und wenn Sie mir tausend Pfund in die Hand zählen. Ich kann nicht."

„Oho, tausend Pfund! Wo soll ich wohl tausend Pfund hernehmen? Was ist geschehen, Lore? Versuchen Sie es immerhin, zu essen, auch ohne tausend Pfund."

„Nicht um eine Million. Keinen Bissen! Ich würde daran ersticken. Aber wenn Sie nachher einen Augenblick Zeit haben, so erwarte ich Sie oben im blauen Salon, um Ihnen etwas zu sagen, was Sie besser von mir als von irgend jemand erfahren."

„Aber jetzt, während des Essens, kann ich beim besten Willen nicht, Lore. Sie wissen es. Und wenn ganz London einstürzt, während des Essens habe ich keine Zeit."

„Gut. Also nach dem Essen." Damit stieg Leonore die Treppe hinauf ins zweite Stockwerk des Hauses, wo sie in einen kleinen Salon trat, um zu warten. Sie war außerordentlich aufgeregt, weil sie eben eine etwas stürmische Auseinandersetzung mit Gordon, den sie auf der Straße getroffen, gehabt hatte, und hielt es nun für ihre Pflicht, Ellis eine Generalbeichte über den Vorgang abzulegen. Da ihr die Luft im Zimmer etwas dumpfig erschien, so öffnete sie ein Fenster, das nach der Straße hinausging, und sah bei dieser Gelegenheit hinunter nach einem Thorweg, unter dem sie soeben mit Gordon gestanden hatte. Richtig! Da stand er noch immer und wartete auf sie.

„Du kannst lange warten!" preßte sie erregt hervor und trat hastig vom Fenster zurück.

Sie hatte ihm gesagt, daß sie in Zukunft kein Wort mehr mit ihm wechseln würde, solange er nicht seiner Frau einen Besuch gemacht und sich mit ihr ausgesöhnt haben würde. Sie war empört über die Kühnheit, mit der er

ihr auf der Straße auflauerte und sie ansprach, und hatte ihm in der Aufregung den Text so scharf und deutlich gelesen, daß sie sich jetzt noch wunderte, wo sie den Mut dazu hergenommen. Es sei keines Mannes würdig, hatte sie ihm gesagt, seine Frau in ihrer höchsten Not zu verlassen, sein an heiliger Stelle gegebenes Wort zu brechen und eine andere Dame auf der Straße anzureden. Sie verlange und erwarte von ihm, daß er seiner Frau unverzüglich einen Besuch mache, um sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Nun wartete Leonore, daß das geschehen solle. Daß sie einen gewissen Eindruck auf Gordon gemacht, war ihr klar. Es schien ihr sogar, als ob sie ihn, wenn sie nur gewollt hätte, um den Finger wickeln könne, und sie wollte jedenfalls den Einfluß, den sie offenbar auf den leichtsinnigen jungen Mann hatte, dazu benutzen, um die beiden Gatten miteinander auszusöhnen und ein wenigstens erträgliches Verhältnis herzustellen. Gordon war, wie sie wohl wußte, kein schlechter Mensch. Das Unglück war nur, daß er so schrecklich unselbständig, so wenig ernsthaft war. Das Leben war ihm offenbar zu leicht gemacht worden, so daß er von dem Ernst desselben keinen rechten Begriff hatte.

Leonore wartete und wartete, aber es kam niemand. Weder Mister Gordon noch Ellis schienen es mit der Versöhnung eilig zu haben, und ohne diese beiden konnte sie doch in dieser Hinsicht nichts Rechtes ausrichten. Von Zeit zu Zeit sah sie verstohlen durch die Gardine auf die Straße hinunter und bemerkte, wie Gordon noch immer wartend auf und ab ging.

„Offenbar wartet er nur, um nicht beim Essen zu stören," dachte sie und harrte geduldig, bis dies vorüber war. Sie war fest überzeugt, daß er dann kommen würde, um mit Ellis zu sprechen, wie sie gefordert hatte. Sie

wollte auch bei dieser Versöhnung zugegen sein, um zu hören, ob er es so machen würde, wie sie es ihm aufgetragen. Sie dachte sich die Sache wunderschön und wurde ganz wehmütig, als sie sich die Scene ausmalte.

Endlich kam Ellis.

„Missis Reedholm —" begann Leonore.

„Aber Lore," unterbrach sie Ellis, „warum wieder so steif und förmlich? Sie scheinen eine wahre Wonne daran zu finden, mich Missis Reedholm zu nennen. Gefällt Ihnen denn der Name gar so gut? Warum nennen Sie mich nicht auch Ellis, wie ich Sie Lore nenne?"

„Ellis, ich bin empört!" rief Lore aus.

„Weshalb?" erwiderte Ellis und setzte sich, die Hände in den Schoß faltend, geduldig in einen Sessel.

Lore erzählte nun ihre Begegnung mit Gordon und ging in ihrer Gewissenhaftigkeit bis in die kleinsten Details, obgleich sie bei einiger Aufmerksamkeit wohl hätte sehen können, daß sie damit bei Ellis keinen besonderen Effekt erzielte. Still und geduldig, als ob es ihr wohl thäte, von dem Wirtschaften im Hause einmal ein wenig ausruhen zu können, hörte sie zu, wie man einer Geschichte zuhört, der man nicht gut ausweichen kann. Es war, als ob die beiden Damen die Rollen getauscht hätten. Während Lore empört und außer sich vor Erregung ihr Abenteuer erzählte, machte Ellis den Eindruck eines ruhigen und gelassenen Hausmütterchens, und das stand ihr entzückend. Früher hatte sie immer blaß und nervös ausgesehen, ihr Teint war matt, ihre Bewegungen müde und gelangweilt, wie übellaunisch und mißmutig gewesen. Jetzt hatten ihre Wangen ein feines, zartes Rot, das sich von ihrer weichen Sammethaut außerordentlich wirkungsvoll abhob, ihre Augen waren hell und lebhaft, selbst ihre Haartour war geschickter und kleidsamer wie früher, und das ging sehr natürlich zu. Früher ließ sie sich von ihrer

Kammerfrau frisieren, die wohl sehr gut wußte, was Mode war, aber nicht, was ihrer blonden Herrin mit dem zarten Gesichtchen gut stand. Jetzt machte sie das selbst und bei weitem gescheiter als je eine Kammerfrau. Ihr Haar lockte sich sehr leicht, und ohne daß sie zum Brenneisen griff, wozu sie nicht einmal immer Zeit hatte, ringelten sich die kleinen blonden Härchen am Hals von ganz allein mit wunderhübscher Zierlichkeit und legten sich schmiegsam auf die blendendweiße Haut ihres Nackens.

Sie schien sogar voller und kräftiger geworden zu sein, jedenfalls kam ihre Figur in der einfachen, häuslichen Wirtschaftstoilette, die sie jetzt an Stelle der früheren, teuren Schneiderkompositionen trug, ungleich besser zur Geltung. Ihr ganzes Wesen erschien feiner, natürlicher und gesünder. Die Arbeit bekam ihr offenbar gut, und der eiserne Ring der Notwendigkeit trennte unerbittlich Schein und Wesen, Thorheit und Vernunft, wobei sie nur gewann.

„Mein Wort darauf, er wird kommen," ereiferte sich Leonore immer mehr, „und Sie müssen ihm tüchtig die Leviten lesen."

„Sie sehen aber doch, meine liebe Lore, daß mein Mann mich nicht liebt," erwiderte Ellis, „denn sonst wäre er schon da, oder vielmehr er hätte mich nie verlassen."

„Ich sage aber, Mister Gordon wird kommen, und Sie müssen ihm sagen —"

„Es wird nichts nützen, Lore, wenn ich ihm auch wer weiß was sagen würde."

„Oho!"

„Man kann doch niemand dazu zwingen, zu lieben, wo er eben nicht liebt."

„Aber man kann jeden zwingen, Wort zu halten und ein Mann zu sein, wie es sich gehört. Man muß das

sogar im Interesse von Pflicht und Ehre," sagte Leonore sehr bestimmt.

In diesem Augenblick trat das Zimmermädchen ein und sagte, eine Visitenkarte präsentierend: „Dieser Herr wünscht Missis Reedholm seine Aufwartung zu machen."

Sofort sprang Leonore auf, kampfbereit stand sie da und rief: „Da ist er! Nur tapfer, Ellis, ich sekundiere. Zeigen Sie dem Herrn Gemahl — —"

„Führen Sie den Herrn hierher, Mary," sagte Ellis zu dem Mädchen, natürlich auch in der Meinung, daß die Visitenkarte von Gordon käme.

„Zeigen Sie ihm," fuhr Leonore fort, „was Pflicht und Ehre einem Mann von Wort gebieten. Sein Platz ist an Ihrer Seite, wie Ihr Platz an seiner Seite ist. O, ich wollte ihn schon —"

Plötzlich verstummte sie und blieb im wahren Sinne des Wortes mit offenem Munde stehen. In der Thür erschien ein wildfremder Mann, den sie noch nie im Leben gesehen hatte. Es war ein noch junger, etwa sechs- bis siebenundzwanzigjähriger Mann mit tief gebräunten, sympathischen Gesichtszügen, kräftig und von solidem, vertrauenerweckendem Aeußeren. An seinem Hals, wo der Hemdkragen aufhörte, ging ein brauner Strich, wie man das manchmal bei Nordländern findet, die längere Zeit in den Tropen waren und von der heißeren Sonne verbrannt sind. Auch seine übrige Kleidung, die ungewöhnlich weit und bequem war, deutete auf ein heißes Klima, aus dem der junge Mann vielleicht eben ankam.

Leonore hatte sich noch nicht von ihrem Staunen erholt, als sie Ellis laut und durchdringend aufschreien hörte: „George! Ah — George!" Und als sie sich natürlich nach Ellis umdrehte, sah sie, daß diese tief errötete und sehr verlegen wurde. Es sah fast aus, als ob sie auch aus den Tropen gekommen wäre, so dunkel erschien ihr Gesicht.

Sie ging dem jungen Herrn in einer reizenden Verwirrung zwei Schritte entgegen, dann blieb sie aber wieder stehen, als ob sie sich darauf besinne, daß sich das nicht schicke, preßte die Hand aufs Herz und sagte: „Ah, Mister Lowell! Wie konnten Sie mich so überraschen? Ah, ich weiß nicht — — bitte, nehmen Sie Platz."

„Ueberraschen, Miß Funham? Ich habe doch meine Karte Ihrer Frau Mutter hereingesendet."

Leonore hatte unwillkürlich das Gefühl des Ueberflüssigseins. Ellis sah in ihrer Bestürzung und Verwirrung reizend aus, und der junge Herr aus Indien machte ein so beängstigend unternehmendes Gesicht, daß sie sich nicht recht am Platz fühlte.

„Ich will nicht stören," sagte sie leise zu Ellis.

„Um Gottes willen," unterbrach sie diese erschrocken, „Sie werden mich doch jetzt nicht im Stich lassen?" Dann zu Mister Lowell gewendet, fuhr sie liebenswürdig und freundlich fort: „Erlauben Sie, Mister Lowell, daß ich Ihnen meine Freundin vorstelle: Miß Leonore Heiligenstedt aus Dresden."

Der Herr aus Indien verneigte sich sehr höflich, reichte Leonore freundschaftlich die Hand und sagte, es sei ihm sehr angenehm. Dann aber wandte er sich wieder zu Ellis: „Miß Funham, wenn Sie wüßten, wie froh ich bin, Sie wohl und munter wieder vor mir zu haben, und wie oft ich mich im Laufe der letzten Jahre auf diesen Augenblick gefreut habe."

Ellis wurde immer verlegener, immer aufgeregter. So oft er sie Miß nannte, fuhr sie erschrocken zusammen, und endlich unterbrach sie ihn zagend und stockend, als ob es gälte, eine Todsünde zu bekennen: „Aber Mister Lowell, Sie wissen vermutlich noch nicht —"

„Was soll ich nicht wissen, Miß Funham? Ich bin vor noch nicht zwei Stunden im Indian Dock aus dem

Schiff gestiegen, mit einem Cab nach der Oxford Street gefahren und von dort hierher. Sie werden begreifen, daß man auf diese Weise mancherlei nicht weiß, was man vielleicht in London schon für eine alte Geschichte hält."

„Ich meine, daß — — ich mich — — nein, daß ich — verheiratet bin," stotterte sie.

Lowell fuhr erschrocken zurück. Ueber sein offenes Gesicht fiel ein Schatten. An Stelle seiner frohen Laune und Wiedersehensfreunde trat ein befremdlicher Ernst.

„Sie haben sich verheiratet?" fragte er erstaunt.

„Ja. Wir waren auf der großen Tour zusammen und — — ja, da lernten wir uns kennen, Mister Lowell. Und Mama sagte, daß es gut sein würde, wenn wir uns heirateten, und — und Papa sagte es auch und — — und — — so haben wir uns geheiratet, oder, wenn Sie wollen, Mister Lowell, so — — so sind wir verheiratet worden, Mister Reedholm und ich."

Ellis stand Höllenqualen aus. Weder Lore noch Lowell kamen ihr mit einem Wort oder auch nur mit einem Seufzer zu Hilfe. Mäuschenstill war es im Zimmer. Stoßweise, als ob ihr jedes Wort unendlich peinlich sei, mit Blicken, als ob sie um Verzeihung, um Barmherzigkeit und Gnade bitten müsse, haspelte sie ihre Rede herunter.

Endlich hatte Lowell Erbarmen mit ihr und fragte: „Mister Reedholm heißt Ihr Herr Gemahl?"

„Ja. Er ist der Sohn Sir Newtons, des Mitinhabers der Ocean Steamer Line," fuhr Ellis etwas erleichtert fort, „aber wir wohnen nicht zusammen."

„Nicht?"

„Nein, nein, schon seit dem Tag unserer Hochzeit wohnt Mister Reedholm wieder bei seinem Vater, und ich wieder, oder man sollte eigentlich sagen noch, bei Mama. Wirklich, Mister Lowell, so sonderbar das auch klingt,

es ist alles so, als wäre ich nie verheiratet worden. Nicht wahr, Lore? Sie müssen nämlich wissen, Mister Lowell, daß gerade am Tage unserer Hochzeit die Nachricht vom Falle unserer Firma in Venedig eintraf, worauf Sir Newton es für besser hielt und — — ich auch, wenn wir bis auf weiteres — nun, Sie wissen ja, daß sich bei uns, ich meine in der Familie Funham, alles, alles verändert und verschlechtert hat. Es ist seit der Katastrophe von J. & W. Funham — nun Mister Lowell — Sie wissen ja alles — — alles."

Dann konnte sie nicht mehr. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und heftiges Schluchzen hinderte sie am Weitersprechen.

„Und in dieser Not, in dieser ersten Bedrängnis der jungen Liebe hat Sie Ihr Herr Gemahl im Stich gelassen, Missis Reedholm?" fragte George Lowell.

„Jenun," erwiderte Ellis beschämt, „sein Papa wünschte es so, und, Mister Lowell, und ich wünschte es auch, und Mister Gordon wohl auch. Wir wünschten es alle. Ach, es war ja alles so ganz anders, als es hätte sein sollen. Es wurde uns leicht, uns zu trennen, weil wir uns doch eigentlich noch gar nicht vereint hatten, und oft ist es mir erschienen, als ob wir, Mister Gordon und ich, ein recht frevles kindisches Spiel getrieben hätten, sowohl mit uns als mit den menschlichen und göttlichen Einrichtungen. So wurde uns zu einer Qual und zu einem Unglück, was anderen zur höchsten Seligkeit und zum besten Erdenglück wird. Wir fingen uns in unserer eigenen Schlinge, oder wenn Sie wollen, in unserem eigenen Unverstand und Leichtsinn. Ich mache niemand einen Vorwurf, es ist über uns gekommen wie ein Schicksal, wie ein schweres und trauriges, aber, wie mir scheint, ein folgerichtiges. Es konnte nicht anders kommen."

Dann stockte sie und schluchzte leise auf. George Lo-

well sah sie wehmütig und mitleidig an. Es war, als ob mit einemmal seine ganze Welt in Trümmer zerfallen wäre. Wie ganz anders mochte er sich seine einstige Rückkehr in die alte Heimat vorgestellt und geträumt haben! Bei der leicht schwärmerischen Richtung seines Gemüts hatte er nie aufgehört zu hoffen, nie die Möglichkeit außer acht gelassen, daß es ihm einst, wenn er ein Mann geworden, doch gelingen könne, Ellis für sich zu gewinnen. All die Jahre in Indien, inmitten all der Arbeit und der Entbehrungen, fern der Heimat, hatte er tief im Herzen ein Ziel verborgen, das ihn über alles hinweghob — Ellis. Der Gedanke an sie hatte ihm Energie, Ausdauer, Sparsamkeit, Fleiß, kurz alles verliehen, was einen Mann zum Mann macht — und nun war alles verloren!

Die Thränen traten auch ihm in die Augen. Als er das Unglück der Firma J. & W. Funham vernommen, war ihm das wie ein Wink des Schicksals erschienen. Ohne sich auch nur eine Stunde zu besinnen, hatte er sein erspartes Geld — es war ja in Anbetracht der Verhältnisse nicht viel, aber es war doch alles, was er besaß — geopfert für Ellis. Und diese war nun die Frau eines anderen. Sollte er ihr Vorwürfe wegen ihrer Wankelmütigkeit, wegen der Verblendung gegen ihr eigenes Glück und das anderer machen? Sollte er sie verlassen in ihrer Not?

Im ersten Augenblick war ihm zu Mut, als ob er still davongehen müsse, als ob er kein Recht mehr habe, sich um jemand zu kümmern, der ihn nichts anging, der ihm die klarsten Beweise gegeben, daß keinerlei Beziehungen zwischen ihnen bestünden. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er seinen Hut vom Tisch und wollte gehen. Wozu noch viele Redensarten machen um eine verlorene Sache?

Aber Ellis sah seine Bewegung und schien seinen Gedanken zu erraten. Zitternd streckte sie die Hand gegen

ihn aus, und mit einem ängstlich bittenden, halb überraschten und erschreckten, halb zärtlichen Blick hauchte sie aus tiefster Seele: „George, geh nicht!“

Bei dieser Bewegung ihrer Hand sah er seinen Ring an ihrem Finger, den eisernen Ring, der nach seinem eigenen Ausspruch nicht einmal so viel wert war wie ein Nagel.

Wie gebannt blieb er plötzlich wieder stehen und griff zuckend nach ihrer Hand. Eine lange Pause entstand, während welcher sie dicht bei einander standen, Auge in Auge.

Leonore, die gänzlich von ihnen vergessen zu sein schien, stand aufmerksam beobachtend am Fenster und wagte nicht, auch nur ein Wort zu sagen oder eine Bewegung zu machen, die sie hätte stören können.

„Wie gut er jetzt paßt!“ flüsterte er endlich wieder leise, ohne indessen viel zu wissen, was er eigentlich sagte, denn seine innere Bewegung war zu groß, zu gewaltig und verwirrend. „Ich glaube, man könnte ihn jetzt nicht wieder von Ihrem Finger abziehen, selbst wenn man wollte.“

„Aber man wird nicht wollen, nicht wahr, George?“ flüsterte sie ebenfalls leise und gedämpft, indem sie ihn bittend ansah. „Weshalb wollten Sie ihn mir wieder abnehmen? Er ist nun einmal ein Ring der Unglücklichen und Elenden, also gehört er mir. Er ist mein Talisman, mein Retter. Als alles um mich her wankte und stürzte in jener unseligen Nacht in Venedig, als uns die Nachricht von Papas Unglück erreichte, mein Mann mich verließ, Onkel John sich totschoß — damals war er mein Retter. Damals klang das Echo seiner Aufschrift, das Kyrie eleison, zum erstenmal in meinem Herzen wieder, damals wirkte sein Zauber zum erstenmal und erhielt mich am Leben.“

„Am Leben?“ wiederholte er unwillkürlich bestürzt und erschreckt.

„Mehr, er gab mich mir selbst. Ich besann mich auf mich selbst und auf — —“

„Wie?“ flüsterte er leise, als sie stockte.

Sie aber schlug wie in einem heftigen Schreck plötzlich die Hände vors Gesicht und fiel bitterlich weinend in einen Sessel.

„Auf wen noch?“ rief George plötzlich laut und rücksichtslos, erhielt aber keine Antwort.

Keine Macht der Welt hätte George Lowell jetzt aus dem Zimmer gebracht. Er hätte ja blind und dumm, er hätte ja kein Mann sein müssen, um nicht zu sehen, daß Ellis ihn liebte, daß aller Jammer und alles Elend, aller frevelhafte Leichtsinn, alle Flatterhaftigkeit nur dazu geholfen hatte, um in ihrem Innersten dieses Gefühl zur Reife zu bringen. Neues Hoffen, neues Leben durchströmte ihn plötzlich mit ungeahnter Gewalt, und in der ersten Aufregung glaubte er den Kampf um sein Glück mit der ganzen Welt aufnehmen zu können.

Es erschien ihm klar und offenbar, daß Ellis getäuscht, in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit überrumpelt worden war. Gewiß war Ellis selbst mit schuld, denn sie hatte eingewilligt, die Frau eines Mannes zu werden, den sie nicht liebte; aber mit den verliebten Augen, mit denen es George ansah, hatte er tausend Entschuldigungen für das junge Mädchen. Nicht sie durfte er zur Verantwortung ziehen, sondern den gewissenlosen Mann, der von der unerfahrenen Jugendlichkeit, von der zufälligen Gelegenheit einer unglücklichen Stunde keinen Vorteil ziehen durfte, oder, wenn er es that, für alle Folgen verantwortlich war.

Eine verwirrende Fülle von Ideen und Plänen bestürmten ihn. Was sollte er zunächst thun? Sollte er aufs Gericht laufen oder dem alten Funham ins Gewissen

reden, oder Gordon zur Rede stellen, oder Ellis einfach in seine Arme nehmen und mit ihr fort aufs Schiff, nach Indien fliehen? Die Welt war ja groß.

Es brauchte eine ziemliche Weile, ehe er einsah, daß das alles nicht ging. Nur eines war sicher: er mußte handeln. Irgend etwas mußte geschehen, um seiner Ruhe, seines Glückes willen. Er konnte unmöglich zusehen, wie ein jugendlicher Leichtfuß, dessen ganze Bedeutung darin lag, daß ihm sein Vater die Taschen voll Geld steckte, sein Glück wegnahm, es zerbrach und dann ruhig, als ob nichts geschehen wäre, seiner Wege ging.

„Und wo befindet sich Ihr Herr Gemahl zur Zeit, Missis Reedholm?" fragte er endlich.

Sie sah ihn fragend an. „Ich weiß es nicht. Er wohnt vermutlich wieder bei seinem Vater."

„Und Sie geben sich damit zufrieden?"

„Aber Mister Lowell, was sollte ich denn sonst thun? Das ist ja noch mein einziges Glück, daß er mich zufrieden läßt."

„Er hat Sie verlassen, hat Sie schimpflich und böswillig noch am Hochzeitstage verlassen, nachdem er Sie um Glück und Freiheit gebracht. Und Sie sind mit all dem zufrieden, Missis Reedholm?"

„Ich weiß nicht — — —" begann diese, über die wachsende Aufregung des jungen Mannes erschreckend.

„Nun," fuhr dieser heftig fort, „ich nicht. Ich nehme mir das Recht und die Freiheit, zu sagen, daß Ihr Herr Gemahl an Ihnen gehandelt hat wie ein Lump, wie ein Schurke!"

„Ich bitte um Verzeihung, Mister Lowell," mischte sich jetzt auch Leonore bescheiden, aber fest und ernst ins Gespräch.

„Wie ein Elender!" schrie George.

„Sie sind im Irrtum, Mister Lowell," fuhr Leonore

energisch fort. „Ellis weiß, wie wenig ich geneigt bin, Mister Reedholm in Schutz zu nehmen, und wie sehr ich gerade von ihm verlange, daß er sein Wort als Mann hält, und er wird es halten, er muß es halten. Nennen Sie ihn also meinethalben leichtsinnig, abhängig, kindisch, aber ein Schurke ist er nicht. Seine Ehe mit Ellis ist vielleicht ein Unglück, aber keine Schurkerei."

„Unsere Auffassung von dieser Sache ist eben verschieden, Miß Heiligenstedt," fuhr George mit einer gewissen trotzigen Festigkeit fort, „und solange mir noch nicht das Glück zu teil wird, dem Herrn, von dem wir reden, meine Auffassung persönlich mitzuteilen, möchte ich Sie ersuchen, sie ihm bei erster Gelegenheit zu sagen. Ich werde ihm deshalb jederzeit Rede und Antwort stehen. Entweder ein Mann ist ein Mann, oder er ist keiner. Das ist meine Ansicht, Miß Heiligenstedt."

In demselben Augenblick ging die Thür auf, und Edward Funham trat ein. Das machte dem Gespräch, das eine etwas stürmische Wendung zu nehmen schien, ein Ende.

George Lowell hatte seinen früheren Chef und Gönner nicht mehr gesehen, seit er nach Indien ging, und war nun beim ersten Wiedersehen sehr betroffen über die fast unheimliche Veränderung, die mit Funham vor sich gegangen war. Dieser glaubte wahrscheinlich vor seinem früheren Zögling noch immer den früheren Großkaufmann und vornehmen Gönner spielen zu sollen, und wenn er zu ihm sagte: „Was macht mein Freund Robert Huntley in Bombay?" oder: „Es freut mich, mein lieber George, daß Sie ein tüchtiger Kaufmann geworden sind," oder wenn er mit ihm über seine Zukunftspläne sprach, so klang das immer genau noch so wie früher, als J. & W. Funham noch ein Welthaus war, und der Chef desselben seinen Sitz im Unterhaus hatte und ein hochangesehener Mann war.

So machte er den wehmütigen Eindruck eines alten Schauspielers, der, obwohl zahnlos und hinfällig vor Alter, noch immer seine Bühnenkönige und Helden nicht vergessen kann und die gleichgültigsten Redensarten im Tone Richards III. oder Hamlets oder sonst einer Bühnengröße vorträgt. Offenbar entbehrte Funham die gewohnte Beschäftigung mindestens ebensosehr als seine frühere, hervorragende Stellung, und beides in Verbindung bewirkten eben diesen erschreckenden geistigen und körperlichen Verfall, der sich nicht mehr im gesunden Kontakt mit der Außenwelt zu halten vermochte, und der dem jungen Lowell so weh in die Seele schnitt.

„Sie haben sich hoffentlich in London schon umgesehen, George?" setzte Funham das Gespräch fort.

„Noch nicht, Sir, aber ich werde mich beeilen, das zu thun, denn wie Sie wissen, bin ich nicht zum Spazierengehen hierher gesandt, sondern um die Interessen von Huntley Sons wahrzunehmen. Ich dachte sogar einmal, nach der Berwick Street zu gehen in der Hoffnung, daß vielleicht in den früheren Lokalitäten von J. & W. Funham ein Raum für mich und mein bescheidenes Personal —"

„Das thun Sie ja, George, und ich lobe Sie darum, daß Sie eine gewisse Anhänglichkeit an Ihr Stammhaus beweisen. Sie werden freilich die alten Bekannten nicht mehr vorfinden, dank der Treulosigkeit Hoolings."

Es war, als ob bei dieser Erinnerung dem alten Herrn etwas in die Kehle gekommen wäre. Er schluckte und würgte, und in die etwas unstet und unsicher gewordenen Augen traten Thränen.

„Ich hatte noch keine Zeit, mein hochverehrter Mister Funham," beeilte sich George ihm zu Hilfe zu kommen, „Ihnen meine Entrüstung und mein Bedauern über dieses Vorkommnis auszudrücken. Ich finde keine Worte, die

mir hart genug erscheinen, eine solche Ruchlosigkeit zu brandmarken, wie es sich gebührt."

„Lassen Sie es gut sein, George. Ich weiß, daß Sie ein anhänglicher und treuer Mensch sind und als solcher jede Hinterlist und Spitzbubengesinnung verurteilen. Sie sind der einzige, George, der J. & W. Funham in der Not beigesprungen ist, und wenn ich von Ihrer Hilfe auch keinen Gebrauch machen konnte, so ist Ihnen die Absicht doch unvergessen."

„Es thut mir leid, Ihnen nicht ausgiebiger zu Diensten stehen zu können."

„Sie haben gethan, was Sie konnten, George. Genug! Es wird Ihnen nicht vergessen sein, auch wenn ich keinen Gebrauch davon machen konnte. Gottes Segen über Sie, George, und wenn ich Ihnen einmal bei Ihren Unternehmungen mit Rat und That helfen kann, so bitte ich mir aus, daß Sie mir das sagen."

„Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen, Mister Funham," erwiderte der junge Lowell lebhaft. „Wer könnte mich wohl besser und praktischer am Londoner Platz einführen, als ein Mann von Ihrer Erfahrung und von Ihren Verbindungen, Mister Funham? Ihre Hilfe wird mir stets willkommen und jedenfalls sehr oft notwendig sein."

„Es ist gut, George, alles gut. Vergessen Sie nur die Berwick Street nicht. Seit 1729 wird dort mit Kaffee gehandelt, und wenn J. & W. Funham durch Verrat und Treulosigkeit — —" Wieder bekam Funham den Schlucken.

„Mein hochverehrter Mister Funham —"

„Ich sage, es ist gut. Treten Sie in die Bresche, George. Was ich dabei noch thun kann, geschieht. Und damit Gott befohlen."

Damit gaben sich die beiden Männer die Hand, und als George Lowell sich dann verabschiedete, ließ es sich

Funham nicht nehmen, ihm bis ans Ende des Korridors das Geleit zu geben. Es schien dabei eine Art Stolz, eine gewisse Selbstbefriedigung im Spiele zu sein, als schriebe er es seinem Verdienst zu, aus einem elternlosen armen Waisenknaben, einem fast mißachteten jungen Menschen einen tüchtigen, leistungsfähigen Mann gemacht zu haben. —

Als Ellis und Leonore wieder allein waren, hätten sie wohl eine wunderschöne Gelegenheit gehabt, ihre beiderseitigen Gedanken über den neuen Besuch auszutauschen, aber die Unterhaltung war äußerst spärlich. Zunächst trat eine lange Pause ein. Beide schienen von ihren Gedanken so sehr in Anspruch genommen zu sein, daß ihnen die Worte fehlten.

Endlich fragte Leonore: „Sie kannten ihn schon früher?"

Ellis zuckte etwas erschrocken zusammen und wachte aus einer tiefen Versunkenheit auf. „Wen?" fragte sie zurück.

„Mister — — wie heißt er? Der Herr aus Indien."

„Ah, George Lowell? Natürlich. Wir kannten uns schon als Kinder."

„Schon so lange! Aber er war doch wohl auch recht lange fort?"

„Ja. Vier Jahre oder etwas darüber."

„Und Sie haben ihn nicht vergessen?"

„Vergessen?" fragte Ellis wieder, aber in so erstaunter, verwunderter Art zurück, als ob sie nicht begreifen könne, wie man so etwas überhaupt vergessen könne.

„Nun, ich meine, wenn die Leute so lange und so weit fort sind, vergißt man sie doch zuweilen. Aus dem Auge, aus dem Sinn, heißt es ja wohl," erläuterte Leonore.

„Bei mir nicht," erwiderte Ellis rasch. „Ja," fügte sie dann nach einer kleinen Pause hinzu, „es gab eine

Zeit, wo ich selbst das — — — selbst das," wiederholte sie dann gedankenvoll, „vergessen habe. So sehr blendet der Flitter dieser Welt. Die Tochter von J. & W. Funham verlor hinter all den Nichtigkeiten den Leitstern ihres Lebens, wie die ewigen Sterne am Himmel hinter den Pulverwolken eines Feuerwerks verschwinden. Aber die Wolken ziehen wieder fort, und die Sterne bleiben."

Dreizehntes Kapitel.

Einige Wochen nach seiner Rückkehr nach London saß Sir Newton eines Morgens in seinem Arbeitszimmer und sah die Posteingänge durch, die der Diener eben auf sein Pult gelegt hatte, als ihm ein Brief in die Hände fiel, der an Mister Gordon Reedholm adressiert und jedenfalls aus Versehen des Dieners unter seine Postsachen geraten war.

Sir Newton besah den Brief von hinten und vorn. Was konnte das sein? Eine Frauenzimmerhandschrift war das nicht, fest und stramm waren die Schriftzüge, deutlich und fast drohend; also vielleicht eine Mahnung für eine vergessene Schuld oder sonst eine unangenehme Geschichte.

Endlich machte er den Brief kurz entschlossen auf und las ihn. Er lautete:

„Mein Herr! Ich bin dreimal in Ihrer Wohnung gewesen, um mit Ihnen zu sprechen, habe Sie aber nicht angetroffen. Es bleibt mir also nur übrig, Ihnen hierdurch mitzuteilen, daß ich Ihre Handlungsweise gegenüber Miß Ellis Funham, jetzigen Missis Reedholm, für eine unwürdige halte. Sie haben ein junges, unerfahrenes Mädchen in unerhörter Weise bethört und betrogen, sie in der ärgsten Not des Lebens verlassen, so daß es nicht Ihrem Verdienst, sondern nur einem Zufall zu danken

ist, wenn das äußerste Unglück abgewendet worden ist. Dafür fordere ich Rechenschaft. Sie sollen wissen, daß Sie, wer Sie auch sein mögen, nicht ungestraft das Lebensglück eines anderen zertreten dürfen.

Entweder Sie sind ein Gentleman, dann werden Sie alles thun, um gutzumachen, was Sie an dieser Frau gesündigt haben, oder Sie sind ein Lump, der das nicht einsehen will oder nicht einsehen kann, und dann werde ich alle Mittel ergreifen, um Sie haftbar zu machen, und auch die Oeffentlichkeit soll erfahren, was vorgegangen ist, damit die gute Gesellschaft Ihnen die Thüren verschließt.

Ich erwarte baldigst Ihre Antwort.

George Lowell,

Viktoriahotel, Upper Thames Road 11."

Trotz dieser sehr deutlichen und nicht mißzuverstehenden Ausdrucksweise las Sir Newton den Brief mehreremal und sehr aufmerksam.

„Also auch das noch," seufzte er leise auf. Ein öffentlicher Skandal drohte, der ihm schädlicher wurde als seinem Sohne. Dazu durfte es nicht kommen.

Plötzlich steckte Sir Newton den Brief rasch in die Tasche. Er wußte noch nicht, was daraufhin zu geschehen hatte, aber er hörte, wie sein Sohn im Vorzimmer nach ihm fragte, und glaubte, wenigstens vorläufig den Brief noch vor ihm verbergen zu müssen. Gleich darauf trat Gordon ein.

„Ich will nicht hoffen, Gordon," begann Sir Newton ärgerlich, „daß du diesen Augenblick gewählt hast, um wieder Geld von mir zu verlangen. Du könntest keinen ungünstigeren treffen."

„Hoffnungen trügen, Papa," antwortete Gordon und putzte mit großer Aufmerksamkeit sein Monocle, „du hättest also besser gethan, weder zu hoffen noch nicht zu hoffen. In Wahrheit brauche ich die Bagatelle von fünfzig Pfund,

die ich deinem Geschäftsagenten Whitehouse gestern abend abgepumpt habe, und die der sanguinische Mensch heute zurückzuerhalten denkt."

„Gordon, du weißt, daß ich dir schon hundertmal gesagt habe, daß —" brauste Sir Newton auf.

„Wozu also noch einmal dieselbe Geschichte erzählen, Papa?" unterbrach ihn sein Sprößling kaltblütig. „Ich sollte doch meinen, wenn jemand eine Geschichte hundertmal erzählt hat, so genügt das, oder es genügt auch nicht. Je nachdem. Aber dieselbe Geschichte immer wieder zu erzählen, das hat doch keinen Zweck, Papa."

„Gordon!"

„Wozu sich aufregen? Du schreibst zwei Worte in dein Checkbuch, das ist alles. Ist das nicht einfacher als immer und ewig dieselbe Geschichte zu erzählen?"

„Fünfzig Pfund!" polterte Sir Newton entrüstet weiter.

„Du kannst auch hundert Pfund schreiben, Papa. Ich bin darin durchaus nicht eigensinnig."

„Ich schreibe gar nichts, Gordon. Hast du mich verstanden?"

„Weshalb sollte ich denn nicht? Du schreist ja, als ob ich taub wäre."

„Ich habe es satt, mein Geld durch dich verschwenden zu lassen, und wenn du nicht selbst einsiehst, was zu deinem Besten ist, so ist es meine Pflicht, dich davon zurückzuhalten. Du bist auf dem Wege, dich zu ruinieren, Gordon. Du gehst auf diesem Wege zu Grunde, und ich würde dein Mitschuldiger werden, wenn ich nicht alles aufbieten würde, um dich zurückzuhalten. Und die erste Maßregel, die ich zu diesem Zweck ergreife, ist: es giebt kein Geld mehr. Basta! Nein, Gordon, sage nichts. Es ist vergebens, ich bleibe dabei."

Gordon hatte sich nachlässig in einen Sessel geworfen,

putzte mit einem zierlichen Messerchen seine Fingernägel und sagte lächelnd: „Also gut, Papa, sage nur dein Sprüchelchen — zum hundertunderstenmal, wenn du durchaus nicht anders willst. Ich kenne es ja schon auswendig. Es lautet: nun hast du eine Frau, und nun ist es wieder die alte Geschichte. Du gehst zu Grunde und so weiter, und so weiter. Ist es nicht so, Papa?"

„Und ist das etwa falsch?" fuhr sein Vater hitzig fort. „Auf dem Wege, den du gehst, richtest du nicht nur dich zu Grunde, sondern du zertrittst auch das Lebensglück anderer. Fürchtest du nicht, Gordon, daß du früher oder später dafür zur Rechenschaft gezogen wirst?"

Erstaunt aufhorchend hob Gordon seinen Blick zu seinem Vater. Das war ein neuer Ton, den er da hörte.

„Ich zertrete das Lebensglück anderer?" wiederholte er fragend.

„Natürlich. Oder glaubst du, deine Ehe mit Ellis wäre für diese ein Glück?"

Gordon erhob sich rasch und stellte sich seinem Vater gegenüber. „Nein, Papa, ich bilde mir das nicht ein," sagte er ruhig, aber mit einer ungewöhnlichen Festigkeit. „Ich glaube sogar, daß Ellis unglücklich ist und sich wohl nicht minder danach sehnt, die eingegangene Ehe wieder zu lösen wie ich. Aber wer hat denn die Verantwortung dafür zu tragen? Wer ist schuld? Wer hat dir deine Schwiegertochter ausgesucht, wenn nicht du selbst? Wer hat mir mit Enterbung gedroht, wenn ich eine nicht standesgemäße Ehe eingehe? Da hast du nun deine standesgemäße Ehe! Du hast sie selbst gemacht, und wenn dadurch ein Unglück entstanden ist, so bist du der letzte, der zu mir sagen darf, daß ich das Glück anderer zertreten hätte."

„Es könnten sich auch andere finden, die das sagten. Was wirst du dann antworten? Wirst du dann auch

sagen: mein Vater hat es gewünscht, wenden Sie sich an den? Ich wünschte doch, daß du dich auf eine andere Antwort besännest, damit du nicht — für einen dummen Jungen gehalten wirst."

„Das laß nur meine Sache sein. Schicke mir nur den Mann her. Er wird ja dann sehen, was ich bin."

Kurz, entschlossen und mit einer Festigkeit, wie er sie an seinem Sohne noch gar nicht gesehen, stand Gordon da. Und das erschreckte Sir Newton. Wenn er jetzt den Brief seinem Sohne übergab, so stand hundert gegen eins zu wetten, daß sich binnen wenigen Stunden zwei hitzige junge Leute als Todfeinde gegenüberstanden. Das durfte nicht sein, das wollte Sir Newton eben vermeiden. Es gab auf alle Fälle einen unheilvollen Skandal. Da mußte man ganz in der Stille geeignete Maßregeln ergreifen.

„Du machst mir Vorwürfe, weil ich dir gehorcht habe, weil ich geglaubt habe, daß du recht hättest," fuhr Gordon fort. „Wenn ich ein schlechter Ehemann bin, so liegt das daran, weil du mir nicht erlaubtest, meine Frau selbst zu wählen, weil du für mich gewählt hast und zwar falsch."

„Ich habe es mir hin und her überlegt, ob J. & W. Funham zu halten sind," bemerkte sein Vater wie zu seiner Entschuldigung, „aber es ging nicht. Es hätte mein halbes Vermögen gekostet."

„Ich weiß sehr wohl," fuhr Gordon fort, „daß du daran denkst, die Ehe wieder zu lösen, und auch dagegen habe ich nichts. Ich habe dir sogar dabei geholfen, indem ich an Ellis den Brief aus Paris schrieb, auf den sie bis heute noch nicht geantwortet hat. Ich habe dir ein Entgegenkommen bewiesen, das mich unselbständig bis zur Feigheit erscheinen läßt, aber Vorwürfe lasse ich mir deshalb nicht machen. Hättest du mich nur eine Frau nach meinem Geschmack wählen lassen, so würdest du dich

weder über meine großen Geldausgaben noch über meinen geringen Respekt vor der Ehe mit Ellis zu beklagen haben. Ich würde nicht darauf angewiesen sein, in allen Winkeln von Europa meinem Vergnügen nachzugehen, sondern glücklich geworden sein und mich vielleicht mit einem bescheidenen hübschen Heim begnügt haben."

Diese letzten Worte klangen etwas elegisch, so daß sein Vater sich betroffen umwandte und fragte: „Du hast vielleicht schon gewählt?"

„Als verheirateter Mann?" warf er ärgerlich ein. „Da wäre gerade etwas zu wählen."

„Also als geschiedener Mann," fuhr Sir Newton fort.

„Wieso das?" fragte Gordon rasch.

„Jenun, man müßte einmal mit dem Rechtsanwalt reden, Gordon. Man könnte auf Scheidung der Ehe wegen Nichterfüllung des Ehekontraktes klagen."

„Ist das Scheidungsgrund?"

„Leider nicht allein. Aber es kommt da wohl eines zum anderen, und wenn zwei das Gleiche wollen, so läßt sich für einen tüchtigen Rechtsanwalt wohl etwas machen. Es käme eben auf den Versuch an."

„Versuche es, Vater!" rief Gordon rasch.

„Du willst es?"

„Ja, lieber heute als morgen."

„Gut. Es soll geschehen."

„Aber damit wir nicht eins ins andere reden, Papa, die fünfzig Pfund — —"

Sir Newton zog sein Checkbuch aus der Tasche. „Gordon, aber das sage ich dir —"

„Natürlich, natürlich. Wir sind völlig einverstanden!"

„— — — so geht das nicht fort."

„Nein, nein, gewiß nicht. Gieb nur her."

Sir Newton gab ihm den Check, den Gordon nach flüchtiger Besichtigung in die Tasche steckte.

Nachdenklich sah ihm sein Vater einige Sekunden nach, wie er sich mit seinen fünfzig Pfund vergnügt davontrollte, dann zog Sir Newton wiederum den Brief George Lowells aus der Tasche, um ihn nochmals zu lesen. Der Ernst der Situation kam ihm wieder zum Bewußtsein. Er sprach aus jeder Zeile.

Kaum zwei Minuten später verließ dann auch Sir Newton seine Wohnung und fuhr in einem Cab nach dem Viktoriahotel. Er wollte zunächst wissen, mit wem er es eigentlich zu thun hatte. Dabei, so dachte Sir Newton, würde sich ja wohl herausstellen, was fernerhin zu geschehen habe.

Im Vestibül des Hotels sah Sir Newton eine Tafel hängen, auf der alle Bewohner des Hauses verzeichnet waren, und auf der er las, daß George Lowell aus Bombay gekommen war. Was in aller Welt, fragte sich Sir Newton, konnte den Mann aus Bombay veranlassen, sich in solcher Weise in die Angelegenheiten anderer Leute zu mischen? Hatte man in Indien nicht auch wie in London mit sich selbst zu thun? Oder war dieser Mister Lowell eigens nach Europa gekommen, um sich als Ritter der verlassenen Ellis aufzuwerfen?

Sir Newton sollte darüber nicht lange im unklaren bleiben. Kaum zwei Minuten später stand er im Sprechzimmer des Hotels vor George Lowell.

„Sie sind der Vater Gordon Reedholms, des Gatten der früheren Miß Ellis Funham?“ fragte George.

„Ja,“ erwiderte Sir Newton, „und ich bin hier infolge des Briefes, den Sie an meinen Sohn geschrieben.“

„Wieso haben Sie davon Kenntnis?“

„Durch einen Zufall, der mir den Brief in die Hände spielte.“

„Und Mister Gordon weiß davon nichts?“

„Nein, bisher nicht.“

„Ich bedaure, unter diesen Umständen nicht mit Ihnen verhandeln zu können," sagte George höflich, aber bestimmt.

„Aber ich bin ja hier, um die Angelegenheit zu ordnen."

„Das können Sie nicht allein, dazu ist die Person Ihres Herrn Sohnes nötig oder doch seine Einwilligung, daß Sie die Bedingungen festsetzen, unter denen die Regelung der Sache vor sich geht."

Der alte Herr sah George einen Augenblick nachdenklich an. „Mein Sohn ist mit dem einverstanden, was ich Ihnen hier eröffnen werde. Es kann sich nur um eine gerichtliche Scheidung handeln, bei der selbstverständlich die Rechte der Missis Reedholm in jeder Weise gewahrt werden sollen, und die ihre Person in keiner Weise bloßstellt. Wenn Sie die Partei von Missis Ellis vertreten, ich im Namen meines Sohnes den Prozeß vorwärts treibe, so glaube ich, daß wir eine glückliche Lösung in absehbarer Zeit erreichen werden. Eine persönliche Fehde oder gar ein öffentlicher Skandal kann doch auch nicht im Interesse meiner Schwiegertochter liegen, was ich Ihnen zu bedenken gebe."

„Ganz recht!" rief George hitzig. „Aber Ihr Vorschlag genügt mir nicht. Ich will Ihren Sohn sprechen, ihn persönlich zur Rechenschaft ziehen, das übrige wird sich dann rascher finden als auf Ihre Weise." Damit machte er Sir Newton eine höfliche Verbeugung und verließ das Zimmer.

Dieser ging ziemlich nachdenklich heim. Das war schlimmer, als er vorher geglaubt hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Es war im Dezember, und die Saison von Monte Carlo stand bereits in voller Blüte. Ganze Scharen von

Fremden kamen aus dem Norden Europas, um den Winter an der sonnigen Riviera zu vertändeln, um sich an dem warmen Frühlingssonnenschein zu laben, an der schönen Natur zu erquicken. Die Nachmittagssonne brannte sogar ziemlich warm herunter, auf der weltberühmten Terrasse von Monte Carlo spielte die Musik, und die geputzten Nichtsthuer und schönen Damen, die sich hier aus der halben Welt zusammengefunden, gingen bei den Klängen eines feschen Straußschen Walzers unter den wehenden Palmen und Sykomoren in den duftenden und blütenreichen Parkgängen der Terrasse spazieren.

Nicht weit von dem Aufzug, der von der Eisenbahnstation auf die Kasinoterrasse führt, war des etwas steilen Abhangs wegen eine Mauer aufgeführt, damit dort nicht etwa jemand hinabstürze. An diese Mauer gelehnt stand ein Herr und schaute hinunter über den Taubenschießstand, hinaus auf das Meer, nach der Stadt Monaco hinüber, nach dem Kap Sankt Martin, nach den kleinen weißleuchtenden Segelbooten, die sich auf der weiten dunkelblauen Flut schaukelten. Oder vielleicht sah der Herr auch dem Taubenschießen zu. Das ist bekanntlich ein trauriges Vergnügen, aber es fesselt doch den Blick, wenn die armen zierlichen Tierchen, ihre Gefangenschaft verlassend, sofort von dem im Anstand liegenden Schützen getroffen werden und hilflos, vielleicht mit zerschossenem Flügel, noch einige flatternde Bewegungen machen und dann tot niederstürzen, oder erst am Boden sich wälzend und zuckend verenden. Manchmal entschlüpft auch eines der armen Tiere dem tödlichen Blei, und die leichten Schwingen tragen es weit über das Meer — auf Nimmerwiedersehen. Das ist eigentlich für den Zuschauer bei diesem elendesten aller Vergnügungen das Schönste. Man gratuliert innerlich dem tölpelhaften Schützen zu seinem Ungeschick und wünscht dem glücklich entronnenen Tierchen

glückliche Reise. Vielleicht sah der Herr aber auch von all diesen Dingen gar nichts, denn sein Blick war starr, wie nach innen gekehrt. Er machte den Eindruck eines träumerischen, von irgend einer Idee oder einem Gefühl, etwa der Reue oder der Sehnsucht, beherrschten Mannes, oder wie einer, der an der Straßenecke auf den Omnibus wartet, der rasch irgendwohin will und schon von den Ereignissen beherrscht wird, die ihn an seinem Ziel erwarten.

Zufälligerweise giebt es aber in Monte Carlo keinen Omnibus, nicht einmal eine Pferdebahn, denn die Leute sind hier zu nobel, um sich solcher Vehikel zu bedienen. Es giebt nur eine Eisenbahn, auf der man, immer an der Meeresküste hinfahrend, nach Nizza oder nach Mentone, San Remo, Genua und von da nach Rom gelangen kann. Es schien, als ob der Herr, der an der Mauer lehnte, etwas dergleichen vorhabe, denn jedesmal, wenn unten an der Meeresküste ein Zug vorüberbrauste, wachte er aus seiner Versunkenheit auf und gab acht, wohin der Zug fuhr, ob Leute ausstiegen oder einstiegen, und was das für Leute waren.

„Aber Herr Oberst," erklang plötzlich hinter ihm eine lachende und neckische Frauenstimme, „sind Sie schon wieder in Ihre träumerischen Naturbetrachtungen versunken? Sie wissen doch, daß das ungesund ist und den Appetit zerstört."

Der Herr fuhr hastig und etwas erschrocken herum und sah die Dame an. „Ah, Gräfin Romiroff! Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie nicht sogleich wahrnahm," antwortete er höflich und mit einer gewissen jugendlichen Aufgeräumtheit, die weder zu seinem Alter, noch zu seiner soeben zur Schau getragenen Versunkenheit paßte. „Wohin?"

„Mein Gott, wohin geht man denn in Monte Carlo?

Kommen Sie nur. Hier ist kein Ort für Sie. Ich werde Sie führen, und Sie dürfen mir nicht wieder stundenlang auf einem Fleck stillstehen und aufs Meer sehen, mein lieber Herr Oberst. Das Meer macht melancholisch. Geht es mir doch selbst so. Wenn ich über die ungeheure weite Wasserwüste sehe und lausche auf das urewige, eintönige Rollen und Rauschen der Wellen, die murmelnd auf dem Ufersand ersterben, eine nach der anderen in endloser Reihe, oder am Felsen zerschellen, so fallen mir immer die tollsten Sachen ein. Ich denke an meine Jugend, und das ist, wie die Welt nun einmal beschaffen ist, immer etwas schmerzlich."

„Aber ich bitte Sie, Gnädigste, eine Dame wie Sie, im blühendsten Alter, in bester Gesundheit!"

„Ah bah, reden Sie nichts, Herr Oberst. Sie sind wie alle Soldaten eine ewige Gefahr für unser schwaches Geschlecht. Nein, nein. Ich will nichts hören. O, Sie sind ein Schlimmer!"

Es war eine merkwürdige Unterhaltung, welche die beiden führten, während sie quer über die Terrasse gingen, um nach dem Kasino zu gelangen. Der Oberst machte krampfhafte Anstrengungen, um vor der schönen Frau als angenehmer Schwerenöter und so jugendlich als möglich zu erscheinen, und die Gräfin Romiroff that so, als ob sie das nicht merke, und kokettierte so auffallend mit ihm, daß selbst Leute, die vorübergingen, darauf aufmerksam wurden. Nur der Oberst merkte nichts davon oder nahm es für bare Münze. Jedenfalls war der Herr — er hatte sich im Fremdenbuch des Hotels, wo er auch die Bekanntschaft der schönen Russin gemacht, als James Wessing, Oberst in amerikanischen Diensten, eingeschrieben — im Umgang mit schönen Damen nicht sehr erfahren. Er machte dabei einen etwas sehr amerikanischen, oder wenn man so will, einen sehr unbeholfenen Eindruck.

Ueberhaupt war der Herr Oberst aus Amerika ein etwas sonderbarer Herr. Zunächst trug er eine Perücke. Wer sich die Mühe nahm und etwas aufmerksam darauf hinsah, mußte das schon nach kurzer Zeit bemerken, nur die Gräfin Romiroff, die Augen wie ein Luchs hatte, merkte nichts oder wollte nichts merken. Ferner war es eine Eigentümlichkeit des Herrn Obersten, daß er, sobald er aus dem Gasthofe heraustrat, nach jener Mauer lief und dort wartete — kein Mensch wußte auf was. Es war lediglich Schönfärberei, wenn Gräfin Romiroff zu ihm sagte, daß er das Meer betrachte. Das fiel dem Obersten gar nicht ein. Er war dazu viel zu sehr von irgend einer Sache eingenommen, viel zu sehr in sich versunken. Das machte sich auch im Gespräch mit ihm bemerkbar. Immerfort dachte er an irgend etwas, was nicht zur Sache gehörte, die man momentan erörterte. Er gab sich die größte Mühe, sich diese Zerstreutheit nicht merken zu lassen, lächelte sehr häufig — leider war aber sein Lächeln viel zu gewaltsam, zu nichtssagend, zu gemacht, als daß man das Künstliche daran nicht merken sollte —, war liebenswürdig und freundlich im Verkehr, so sehr ihm das nur möglich war, aber er wurde das Fremde, das in ihm war und ihn von der Sache abzog, nicht los. Ferner machte er für einen Obersten, und wenn es auch nur ein amerikanischer war, einen wenig militärischen Eindruck. Er sah bleich, fast kränklich aus und war kurzsichtig. Auch seine Beinstellung war wenig militärisch. Er hatte einen leisen Anflug von X-Beinen, nicht so sehr, daß er deshalb nicht Oberst in Amerika hätte sein können, aber doch immerhin genügend, daß man es bemerkte. Selbst seine Sprache war so, daß man ihm den Amerikaner nicht anmerkte. Das amerikanische Englisch klingt für den Kundigen bei weitem anders als das Englisch, das man in England spricht, und da Gräfin Romiroff das Englische

beherrschte wie ihre Muttersprache, so hätte sie den Unterschied eigentlich hören müssen. Das schien aber nicht der Fall zu sein.

Sie gingen die Steintreppen nach dem Kasino hinauf und traten durch die Glasthüren in das Vestibül ein, wo sie sich ihrer Ueberkleider entledigten. Dann gingen sie, immer plaudernd wie ein verliebtes Pärchen, in die Spielsäle. Es waren viele Leute da. Alle Spieltische waren besetzt, und wenn auch einmal da oder dort jemand aufstand, weil er — wie die Redensart lautet — „kalte Füße bekam", so waren immer eine Menge anderer vorhanden, die sich mit frisch gefüllter Börse zum Ersatz vordrängten. Ein halblautes Summen und Surren ging durch die Säle, als ob man gefürchtet hätte, durch lautes Sprechen das Spiel zu stören, und wenn Oberst Wessing zufällig einmal näher an einem der Tische vorüberging, so hörte er ganz deutlich das Rollen und Klappern der verhängnisvollen Kugel, von deren Launen und Zufällen nur zu oft Leben und Tod abhing.

Als er das erste Mal — er war erst seit kurzem in Monte Carlo — das Spiel beobachtet und gesehen hatte, welche ungeheuren Summen jeden Tag über die grünen Tische des Spielsaales rollten, wie gleichgültig die Croupiers mit ihren hölzernen Harken ganze Haufen gelben Goldes und Banknoten auf den grünen Tischen zusammenharkten oder verteilten, da war ihm der Gedanke gekommen, daß diese Leute, die da spielten, wohl samt und sonders Narren oder Wahnsinnige sein müßten, die so große Summen baren Geldes, an denen oft ihre Existenz, ihr Leben hing, dem Zufall anvertrauten. Das Spiel lockte ihn nicht, auch das leichtsinnig-frivole Leben und Treiben, die schönen parfümierten und auffallend herausgeputzten Dämchen ließen ihn kalt. Und als er am zweiten Tag wiederkam, setzte er doch. Eine Idee war ihm ge-

kommen. Wenn er hier zehntausend Pfund Sterling gewann — also zweihundertfünfzigtausend Franken, gar keine so große Summe für den Spielsaal von Monte Carlo — so war alles gut. Mit dieser Summe hätte er sich wieder zurückkaufen können in die Zahl der ehrlichen Leute, hätte er wieder das werden können, was er immer war und nun aufgehört hatte zu sein.

Aber er hatte kein Glück. Er verspielte einige hundert Franken und hörte dann auf zu spielen, um an einem anderen, vielleicht glücklicheren Tag einen neuen Versuch zu machen. Dann stand er wieder stundenlang an seiner Mauer, um darüber nachzudenken, wie es hätte sein können, wenn er die Summe gewonnen hätte, und wie es war und werden sollte, wenn er sie nicht gewann. Dieser Gedanke wurde für ihn in seiner unaufhörlichen Wiederholung und Hartnäckigkeit wie eine Krankheit.

Auch heute begann er wieder zu spielen, gewann auch kleine Beträge; als er aber dann mehr zu wagen anfing, verlor er alles wieder.

Er gab das Spiel auf.

„Es bessert sich, Herr Oberst," sagte die Gräfin Romiroff, die ihm zugesehen hatte, „nur den Mut nicht verlieren. Es wird schon der Tag kommen, an dem Sie große Erfolge aufzuweisen haben."

Sie gingen einige Schritte in dem mit schwerer, stark parfümierter Luft erfüllten Spielsaal und setzten sich auf ein Sofa, das etwas abseits in einer Ecke stand.

„Lieber Himmel," seufzte die Romiroff wehmütig auf, „wenn ich daran denke, daß ich vor drei Jahren noch mit meinem seligen Gatten durch diese Säle gegangen bin!"

„Der Herr Graf ist tot?" fragte der Oberst.

Die glückliche Witwe kokettierte auffallend stark und sah ihn verliebt an. „Aber Herr Oberst, wie können

Sie nur so fragen? Natürlich ist er tot, schon seit drei Jahren. Sonst wäre ich doch nicht hier oder wenigstens nicht allein."

„Wie kam es, gnädige Gräfin, daß Ihr Mann so jung starb? Denn ich nehme an, daß er noch ein junger Mann war."

„Natürlich. Er war sechsundzwanzig Jahre, der Aermste. Er fiel im Duell."

„Im Duell?"

„Ja. Sie glauben nicht, was das für eine Zeit für mich war. Ich hätte mir das Herz aus dem Leibe weinen mögen und wollte durchaus ins Kloster. Wenn mich meine Verwandten nicht daran gehindert hätten, so wäre es auch geschehen. Es war schon alles besprochen. Ich wollte bei den Schwestern vom Heiligen Herzen in Nimes eintreten. Man schleppte mich aber mit Gewalt fort. Ach, welche Zeiten!"

„In Nimes?"

„Ja. Wir wohnten einige Zeit in Nimes, ich und mein Mann — ach, es war die glücklichste Zeit meines Lebens! Aber meine Verwandten wünschten durchaus, daß ich nach Rußland zurückkehre, um die Verwaltung meiner Güter zu übernehmen; so kehrte ich denn mit schwerem Herzen zurück."

„Nach Petersburg?"

„Nein, nach Jeterinsky. Kennen Sie Jeterinsky? Nicht? Nun, es lohnt auch nicht der Mühe. Eine Wüstenei mit meilenweiten Steppen, dürftigem Gras und großen Pferde- und Ochsenherden. Drei Jahre wohnte ich in Jeterinsky."

„Drei Jahre! In dieser Einöde?"

„Was wollen Sie, Herr Oberst? Was soll eine arme, alleinstehende Frau weiter machen? Im Anfang war mir diese Einöde auch wirklich ein Trost. Ich war so in

Trauer um meinen armen Mann versunken, daß ich wirklich froh war, wenn ich nichts anderes sah und hörte, als was man eben in einer Einöde sieht und hört. Und noch jetzt — können Sie sich das vorstellen, Herr Oberst? — noch jetzt befällt mich manchmal eine solche Sehnsucht nach Jeterinsky, daß ich weinen möchte. Können Sie das glauben, daß man hier, in diesem Paradies, in diesem ewigen Frühling, sich nach einem weltverlassenen, öden Steppenort wie Jeterinsky sehnt?"

„O ja, das kann ich mir sehr leicht vorstellen," erwiderte Oberst Wessing ungewöhnlich lebhaft. „Geht es mir doch selbst so. Das kommt eben davon, wenn man mehr als zwanzig Jahre an einem Ort gelebt, Tag für Tag dasselbe gethan und gedacht hat."

„Nicht wahr? Nicht wahr?"

„Mir ist manchmal so zu Mute, als ob ich sofort aufstehen müßte, um abzureisen, damit ich nicht zu spät komme für den —" er stockte.

„Wie merkwürdig," kam ihm die Romiroff rasch zu Hilfe, „genau so geht es mir. Ich träume in der Nacht, ich sei in Jeterinsky und fahre aus dem Schlaf auf, um meine alte Marfa zu rufen, die mir seit meinen Kinderjahren Dienerin und Zofe gewesen ist. Wie merkwürdig! Nicht? Als ob man eine Person rufen könnte, die mehr als tausend Meilen entfernt ist." Und sie lachte hell auf.

Dem Oberst war es offenbar nicht zum Lachen. Er starrte, wie das häufig seine Art war, unbeweglich vor sich hin und wußte offenbar nicht, wo er war. Spieltische, Spieler, Gold und Banknoten schwanden vor seinem Blick mitsamt dem liederlichen Monaco dahin, und er träumte sich mit offenen Augen wieder nach — London, wo er in der Surrey Street unter der Ladenthür der Frau Slingwood auf den Omnibus wartete. Er sah den Bäckerjungen vorübergehen, der ihn grüßte, den Brief-

träger, den Bierfahrer, Frau Slingwood selbst — lauter bekannte Gesichter. Es fehlte nur noch, daß er gerufen hätte: Sie erlauben doch, Ma'm?

Er merkte nicht einmal, wie ihn währenddessen die Romiroff mit scharfen Blicken beobachtete, und hörte auch nicht, was sie im leisen Plauderton erzählte, bis sie endlich etwas lauter und eindringlicher fragte: „Nicht wahr, Herr Oberst?"

Da erwachte er aus seinem Traum, sah die schöne Frau verführerisch lachen, daß alle ihre herrlichen, blendendweißen Zähne sichtbar wurden und unter den frischen, dunkelroten Lippen hervorleuchteten.

„Ja, ja, schönste Gräfin, natürlich!" antwortete er, ohne zu wissen, um was es sich handelte, und stand unruhig auf. Es wurde ihm in dem prächtigen Spielsaal plötzlich so eng, so beklommen, als ob irgend jemand mit Handschellen hinter ihm gestanden hätte. Er mußte fort, hinaus, irgendwohin, wenn er nicht ersticken wollte.

„Wo wollen Sie hin, Herr Oberst?" fragte die Romiroff.

„Fort! Es — — es ist Zeit zum Essen zu gehen," sagte er unruhig.

„Nun, so gehen wir. Kommen Sie, Herr Oberst. Führen Sie mich zu Tisch."

Gräfin Romiroff ließ ihn nicht aus dem Garn, und sie wußte auch weshalb. Oberst Wessing war ganz der Mann, wie sie ihn als dritten hätte brauchen können. Er gab nicht so viel Geld aus, um als unsolid gelten zu können, aber doch lebte er so, daß man ihn für wohlhabend halten konnte. Außerdem war er alt, und wenn das sonst für die Damen nicht als besonderer Vorzug am Manne ihrer Wahl gilt, so war es doch für die Romiroff einer, weil sie schon an die Erbschaft dachte. Der Oberst war für sie ein Mann, den man „auf Abbruch" heiratet.

Und wenn es auch das nicht gewesen wäre, so hatte die Gräfin in der Gesellschaftssphäre, auf die sie nach so vielen Stürmen und Klippen des Lebens angewiesen war, keine große Wahl. Sie mußte zugreifen nach allem, was sich bot, um endlich wieder unter die Haube zu kommen. Sie hatte in der letzten Zeit so viel Unglück gehabt, daß sie ihre Hand nun sogar nach einem solchen Retter ausstreckte.

Sie gingen durch den Park nach ihrem gemeinschaftlichen Gasthofe, und die Romiroff ließ es sich angelegen sein, ihren zukünftigen „Dritten" durch munteres Geplauder in gute Laune zu versetzen. Daß sie es dabei mit der Wahrheit allzu genau genommen hätte, konnte man nicht behaupten. Sie mochte sich denken, daß der Oberst Wessing die Wahrheit über sie doch noch zeitig genug erfahren würde — wenn sie erst verheiratet waren.

Oberst Wessing hörte geduldig, oder doch wenigstens ruhig zu. Manchmal schoß sein Blick hastig und mißtrauisch über seine Umgebung hin, als ob ihn irgend etwas erschreckt habe. Er paßte auf alles auf, was um ihn herum vorging. Sein Auge war immer auf der Suche. Gräfin Romiroff, die es wohl bemerkte, hielt es für eine Eigenheit, für eine vielleicht krankhafte Nervosität. Um so besser, dachte sie, um so rascher erbte sie.

Hätte sie freilich den Obersten beobachten können, wenn er allein war, so wäre sie doch wohl etwas betroffen von dieser Nervosität gewesen. Nachts, wenn er auf seinem Zimmer war, riegelte er die Thür zu und verbarrikadierte sie mit Tischen und Stühlen. Beim geringsten Geräusch war er auf den Beinen, den Revolver in der Hand. Wie oft zitterte er vor Furcht, wenn nebenan jemand hustete oder irgend ein Spätling nachts die Treppe heraufstieg und mit leisem Schritt den teppichbelegten Korridor entlang schritt. Wie oft sah er sich verstohlen um, ob ihm jemand etwa folge.

Als er vor einigen Wochen nach namenlosen Aengsten und zitternden Versuchen London glücklich verlassen, hatte er geglaubt, nun in Sicherheit zu sein. Wie hatte er erlöst aufgeatmet, als er die Türme von London und den ganzen Dunstkreis der Stadt vor seinen Blicken immer mehr und immer ferner verschwinden sah. Und nun wagte er vor Furcht nicht zu schlafen und hatte keine ruhige Stunde bei Tag und Nacht. Immer glaubte er sich verfolgt, immer stand er wie ein gehetzter Hirsch auf dem Sprunge. Wie war er zusammengefahren, als er in jener Nacht die armen Opfer seines Verbrechens auf dem Bahnhof in Modane hatte stehen sehen, in Regen und Wind, fröstelnd, mit Sack und Pack, elend, verarmt und in Trauer. Sein Verbrechen hatte ein Menschenleben verschlungen, hilflose Frauen und Kinder hatte er an den Bettelstab gebracht, ins Elend gestoßen.

„Es würden keine Verbrechen auf der Welt geschehen, wenn die Menschen die Folgen ihrer Handlungen erfassen könnten," hatte ihm früher einmal irgend jemand gesagt. Aber die Begier weiß die Menschen so zu verwirren, daß ihnen auch die entsetzlichsten Thaten nicht schreckhaft scheinen. Hooling hatte gesehen, „wie das Wasser von dem Berg abläuft", und sich für seine alten Tage so viel retten wollen, als er bedurfte. Das war die Wahnvorstellung, durch die er zum Verbrechen gelangte.

Nun reute ihn seine That, besonders weil er sah, daß die Folgen für ihn übel waren und übel sein mußten. Er wurde seines Lebens nicht froh, wie er gehofft, und war weiter als je vom Frieden und der Ruhe des Alters entfernt. Nun schreckte er vor jedem Luftzug zusammen, vor jedem harmlosen Vorgang in seiner Umgebung geriet er in Furcht und Zittern.

Er saß an der Tafel neben der Romiroff, die ihm wieder von Jeterinsky erzählte. Aber er war jetzt schon

gewitzigter und wurde immer zurückhaltender. Er reagierte auch nicht mehr so lebhaft wie früher auf die mehr oder weniger herausfordernden Koketterien der schönen Frau. Bisher waren ihm diese ganz angenehm gewesen, nicht etwa, weil er ernstlich auf Liebesabenteuer ausgegangen wäre, sondern weil er selbst unter dem Deckmantel einer solchen oberflächlichen Liebelei harmloser zu erscheinen hoffte. Nun schreckte ihn auch das. Selbst die hübsche Gräfin Romiroff, die, abgesehen von ihrer verzeihlichen Eitelkeit, einen amerikanischen Obersten heiraten oder doch mit ihm kokettieren zu wollen, vielleicht die angenehmste und liebenswürdigste Reisebekanntschaft war — selbst diese flößte ihm Mißtrauen und Furcht ein. Abgehetzt und ruhelos, wie er in letzter Zeit stets war, beschloß er auch hier, sofort abzureisen.

Nach dem Essen suchte er sich auf einige Augenblicke von seinem schönen Quälgeist loszumachen, um seine Rechnung zu bezahlen und mit dem Portier das weitere wegen seiner Abreise abzumachen. Gerade als er im Bureau das Geld auf den Tisch zählte und dafür die quittierte Rechnung in Empfang nahm, stand die Gräfin wieder hinter ihm. Sie erschien erregt und unterdrückte nur mit Mühe die Thränen.

„James," preßte sie erschrocken hervor, indem sie die schönen dunklen Augen ängstlich und zärtlich auf ihn richtete, „Sie — — Sie wollen abreisen!"

„Aber, meine Gnädigste, ich — — ich — —" stotterte er verlegen. Es lag ihm natürlich daran, daß sie keine Scene machen sollte.

„Sie Undankbarer!" schluchzte sie plötzlich in Thränen ausbrechend hervor und lief, das Taschentuch vor die Augen pressend, aus dem Comptoir, den Korridor entlang in einen kleinen Konversationssalon im Parterre, der gewöhnlich als Lesekabinett diente, jetzt aber leer war.

Verdutzt stand Oberst Wessing einen Augenblick still und überlegte. Was sollte er thun? An eine unbemerkte Abreise war unter solchen Umständen nicht zu denken. Man würde ohne jede Mühe den Zug wissen, mit dem er fuhr, und die Richtung kennen, in der er reiste. Er hatte ja diese tolle Hatz schon einmal auf der Strecke Modane—Turin durchgemacht und damals sechsmal die Route gewechselt, um seine Spur zu verwischen. Sollte diese fürchterliche Angst von neuem beginnen? Und alles das vielleicht nur wegen einer fixen Idee! Vielleicht war absolut keine Gefahr vorhanden, und er machte sich gerade durch seine Hast, durch sein ängstliches Versteckspiel verdächtig. Wie oft hatten Leute durch allzu eifrige Vorsicht, durch übertriebene Aengstlichkeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und sich verraten, gerade wenn sie glaubten, auf ihre Sicherheit Bedacht nehmen zu müssen.

Und dann hatte die Romiroff ihre kurzen Aeußerungen in einer Aufregung, mit einem so leidenschaftlichen Accent hervorgestoßen, daß er betroffen wurde. Wenn sie ihn nun wirklich liebte? Oberst Wessing war nicht eitel und auch nicht mehr in dem Alter, wo man solche Liebesleidenschaft erweckt. Aber eine Frau ist so unberechenbar. Vielleicht hatte es ihr sein Rang angethan, oder sie hielt ihn für sehr reich, er knickerte ja in Monte Carlo durchaus nicht mit dem Geld. Möglicherweise hatte sie auch selbst irgend einen kleinen Fleck in ihrer Vergangenheit, den sie in einer neuen Heirat, mit einem neuen Namen zu verwischen hoffte. Wenn er mit ihr nach Rußland ging, nach Jeterinsky — Rußland ist groß, so groß, daß er nicht einmal wußte, wo diese Stadt lag — wer würde ihn dort suchen? Es war überhaupt eine Dummheit von ihm gewesen, nach der Riviera und nun gar nach Monte Carlo zu reisen, wo sich alle großen Spitz-

buben sozusagen ein Stelldichein geben, und die Polizei auf solche Vögel schon dressiert ist.

Nach Rußland! Wer würde ihn in dem großen Rußland suchen? Wer ihn finden?

Dann folgte er der Romiroff langsam und nachdenklich in den Lesesalon. Das waren ja alles freilich noch Ideen, von denen man nicht wußte, was daraus werden würde. Aber warum sollte er diesen Ideen nicht nachgehen?

Die schöne Russin lag in einem Sessel und schluchzte zum Herzbrechen.

„Aber, meine Gnädigste," begann Oberst Wessing, „wie kann man sich nur so aufregen um eine Kleinigkeit, um ein Nichts?"

Sie richtete den Kopf auf und sah ihn an, als ob sie erst jetzt sein Eintreten bemerke. „O James!" rief sie dann, rasch aufstehend und wie verschämt. „Sie sind hier? O, mein Gott, was müssen Sie von mir denken! Sich von seinem Gefühl so überwältigen, so von seinem Herzen überraschen zu lassen! O, Sie Barbar, haben Sie kein Herz?"

„Aber, Gräfin —"

„Sich fortzustehlen in aller Stille, ohne Adieu, ohne Gruß, wie ein Dieb in der Nacht — — o das ist zu stark, nein, das ist unverzeihlich!"

„Mein Gott, es ist ja aber von all dem keine Rede."

„Wie? Sie wollten nicht abreisen?"

„Ja doch, aber —"

„Wohin?"

„Nur nach Genua."

„Was wollen Sie denn in Genua?" sagte sie dann vorwurfsvoll.

„Aber was soll ich denn ewig hier? Es gefällt mir hier nicht mehr. Ich will fort. Wer weiß, ob ich mich in Genua nicht einschiffe."

„Wohin? Nach Amerika?"

„Nein, nach Odessa."

„Sie wollen nach Rußland?"

„Es ist so eine Idee von mir."

„Hören Sie zu," flüsterte sie leise und vertraulich, aber mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit, „warten Sie noch bis morgen abend. Ich komme mit. Wollen Sie? Ich muß doch erst noch packen und einiges besorgen."

Er konnte nicht nein sagen, selbst wenn er es gewollt hätte. In solchen Fällen hat ein Mann keine Wahl, und wenn ihm auch noch Bedenken dagegen aufstießen, daß er ihr sein Reiseprogramm doch wieder, eigentlich gegen seinen Willen, verraten hatte, so tröstete er sich damit, daß er ja das Programm jeden Augenblick wieder umstoßen, und seine Begleiterin, wenn er wollte, in jedem Eisenbahnzug oder auf jeder Station los werden konnte.

„Natürlich will ich, Gräfin," antwortete er verbindlich, „wenn Sie mit mir reisen wollen."

„Ob ich will?" flüsterte sie. „O, Sie sind ein Schlimmer, ein ganz Schlimmer!"

Sie trocknete ihre Thränen und lächelte ihn an, und Oberst Weissing, der denken mochte, daß er seinem Ruf als „ganz Schlimmer" doch einigermaßen nachkommen müsse, küßte ihr zärtlich die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Ladislaus Hatfalussy.

Eine Budapester Geschichte von M. Roda-Roda.

Mit Illustrationen von Georg Schöbel.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ladislaus Hatfalussy ergreift Hut und Stock und verläßt froh und leicht das Bureau.

Während er über den Giselaplatz und die Waiznergasse geht, begegnet ihm eine Menge bekannter Menschen. Lächelnd zieht er jedesmal den Hut und geht weiter, ehe sie Zeit finden, ihn anzusprechen.

Nur einmal macht er eine Ausnahme, als er bemerkt, wie ein kleines, niedliches Frauchen seinetwegen den Schritt hemmt. Da muß er stehen bleiben, es ist Herzenspflicht. Ist sie doch die beste und einzige Freundin seiner verstorbenen Frau gewesen. Bei ihr hatte er damals seinen ersten, heißen Schmerz ausgeweint. Sie hatte die Thränen gesehen, die er vergossen über den Tod des reizenden Wesens, das ihm nach kaum zweijähriger Ehe entrissen worden war.

„Man bekommt Sie ja gar nicht mehr zu sehen, Hatfalussy," sagt die kleine Dame und kräuselt die Stirn in einem mißratenen Versuche, bös auszusehen.

„Gnädige Frau, wenn Sie wüßten, wie sehr ich mit Arbeit überbürdet bin, Sie würden mir verzeihen. Aber diese Woche noch komme ich zu Ihnen. Vielleicht am Donnerstag. Komme ich da gelegen?"

„Ei, freilich," ruft sie schnell versöhnt. „Die Kinder werden Sie aber kaum noch erkennen."

„Na — na, Sie übertreiben, Gnädigste! Es kann ja doch nicht so schrecklich lange her sein, daß ich sie sah."

„Ach, Kinder vergessen schnell, und mindestens ein halbes Jahr haben Sie uns nicht mehr besucht. Sie werden sich wundern, Hatfaluffy. Lili läuft schon und hat fast alle Zähnchen. Und Karoly, ach, das ist ein süßer Junge! — So groß!" Sie hielt die Hand über den Boden in einer Höhe, die der junge Herr v. Hollay vielleicht in fünf bis sechs Jahren erreichen konnte, wenn er sich mit dem Wachsen beeilte.

Hatfaluffy empfiehlt sich hastig mit dem Versprechen, sich am Donnerstag das Elfenkind Lili und den Riesenbuben Karoly anzuschauen. Er kennt Frau Jolan v. Hollay. Wenn die erst anfängt, von ihren Kindern zu sprechen, hört sie sobald nicht auf. Die Schilderung der seelischen und körperlichen Eigenschaften von Lili und Karoly haben ihn schon gerade lange genug aufgehalten, und seine Freundin hat noch zwei Kinder. —

Mit verdoppelter Eile kreuzt er durch die kleinen, wirren Gassen der inneren Stadt und steht endlich vor seinem Hause.

Langsam steigt er nun zwei Stockwerke empor. Vom letzten Treppenabsatz an wird eine singende Stimme hörbar. Immer deutlicher klingen die Töne. Jetzt kann er auch das Geräusch der Nähmaschine, welche die Begleitung dazu klappert, unterscheiden und die Worte verstehen:

„Frei von allem Erdentriebe,
Wie das Himmelslicht erhaben
Und im Herzen tief begraben,
Heg' ich eine reine Liebe."

Als er auf den Gang hinaustritt, welcher rund um die Hoffenster und -thüren läuft, tönt es ihm aus einem dieser Fenster immer leiser, immer melancholischer nach:

„Und im Herzen tief begraben . . ."

Hatfaluffy legt in seinem Vorzimmer ab, dann tritt er wieder hinaus auf die Galerie und lauscht. Seine Miene verfinstert sich ein wenig.

Da — wieder:

„Und im Herzen tief begraben,
Heg' ich eine reine Liebe."

Glockenhell hat sich die Stimme der unsichtbaren Sängerin erhoben.

Hatfaluffy kennt sie: das ist Margit Marianyi, die Tochter des Finanzdirektors drüben.

Verwünscht! Wird sie denn dieses Liedes nie satt werden?

Mit einigen großen Schritten steht er vor dem Fenster. Sein Schatten fällt ins Zimmer und läßt das junge Mädchen rasch aufschauen.

„Fräulein Margit, Sie haben unseren Spaziergang vergessen!" ruft er vorwurfsvoll.

„O nein. Sie sehen, wie sehr ich mich beeile, meine Bluse fertig zu machen."

„Es ist schon halb sieben Uhr, Sie werden also diese Bluse schwerlich noch anziehen können."

„Ganz gewiß. Sehen Sie, sie ist gleich fertig!"

Dabei hält sie ihm ein rosafarbiges Kleidungsstück entgegen, an dem er nichts wahrnimmt als zwei baumelnde Aermel und einige Kilometer schwarzen schmalen Bandes,

das in allerlei verſchlungenen Arabesken darauf genäht iſt.

„Muß es denn gerade dieſe Bluſe ſein?“ fragt er

ſeufzend. „Ich habe mich ſo ſehr beeilt, und wir könnten heute eine halbe Stunde früher fortgehen als ſonſt — mit einer anderen Bluſe.“

„Nein, nein. Ich habe rein gar nichts zum Anziehen, ich muß unbedingt fertig werden.“

Er lacht. „Das sagen Sie immer, seit ich Sie kenne, und sehen immer so reizend aus, zum — zum — Malen!"

Sie näht wieder eifrig darauf los.

„Fräulein Margit!"

„Herr v. Hatfalussy?"

„Warum haben Sie vorhin wieder das abscheuliche Lied gesungen, das ich nicht leiden mag? Sie haben mir doch versprochen —"

„Weil ich nicht wußte, daß Sie schon kommen würden. Sie sind ja heute bedeutend zeitiger gekommen als sonst."

„Hatten Sie Besuch?"

„Nein — das heißt — nachmittags war Barnaby einen Moment da."

„Ich kann diesen Menschen nicht ausstehen!" stößt er unwillkürlich hervor.

Sie wird rot, und ihr Mund zittert, als wolle er ein heftiges Wort sprechen. Dann lächelt sie. „Ich auch nicht. Was soll man aber thun, um ihn los zu werden?"

Hatfalussy giebt keine Antwort. Einige Minuten vergehen schweigend. Dann erhebt sie sich von ihrem Platze und schüttelt die Fleckchen und Fäden von ihrer weißen Schürze auf den Fußboden.

„Ich bin fertig, Herr v. Hatfalussy. Ich bin fertig," triumphiert sie. „Nun rasch."

„In einer Viertelstunde bin ich wieder bei Ihnen, Fräulein Margit. Auf Wiedersehen!"

Sie schließt das Fenster und nickt ihm durch die Scheiben noch einmal lustig zu.

Hatfalussy geht zu seiner Wohnungsthür, die sich auf demselben Gange befindet. Eine alte Frau, die für die Ueberlassung der Küche und eines kleinen Zimmers die übrigen Räume in stand hält, öffnet ihm.

Es ist eine hübsche, bequeme Junggesellenwohnung. Der erste Raum, halb Speisezimmer, halb Salon, ist groß

und hell. Die Einrichtung ist elegant und geschmackvoll. Alles in richtigem Größenverhältnis und auf den richtigen Platz gestellt. Daneben ein Schlafzimmer in englischem Stil.

Die nächste halbe Stunde vergeht ihm am Waschtisch, vor dem Spiegel und Kleiderkasten. Er ist ein etwas eitler Herr, der Laczi Hatfaluffy. Lange dauert es, ehe er im Glanze eines funkelnagelneuen lichtgrauen Anzuges dasteht und die Weste stramm hinunterzieht.

„Es ist doch kein leerer Wahn, dieser Török György," sagt er, indem er anerkennend seines Kleiderkünstlers gedenkt.

Da läutet's auch schon, und die kleine Dalma, Margits jüngeres Schwesterlein, kommt, den Säumigen zu holen. Sie schlingt beide Arme um ihn und drückt den dunklen Kopf an ihn.

„Du sollst kommen, Laczibacsi." *)

„Ja, ja, kleine Maus, ich bin bereit."

Hand in Hand gehen sie hinüber. Unterwegs erzählt ihm Dalma, daß der Vater schon zu Hause ist und an ihrem Spaziergang teilnehmen wird. Hatfaluffy freut sich aufrichtig darüber.

Dann geht es fort. Herr und Frau Marianyi miteinander, er mit Margit voran und der kleine Schmetterling, wie er die zehnjährige Dalma gerne nennt, von einem Paar zum anderen flatternd. Es wird kein Verstoß gegen die Etikette sein, wenn er sich ganz Margit widmet, vielleicht — wenn es dunkel wird — durch die verschwiegenen Alleen des Stadtwäldchens Arm in Arm mit ihr geht. Die Eltern sind ja dabei.

Ueberhaupt — warum zögert er? Wenn er das entscheidende Wort spräche, ja, dann könnte er diesen Kerl,

*) Onkel Ladislaus.

diesen Barnaby, hinauswerfen und die Thür vor ihm schließen mit vier eisernen Riegeln. —

Margit hatte ihre rosa Bluse an und sah entzückend aus.

Sie gingen Arm in Arm in dem kühlen, schattigen Stadtwäldchen, wie es vor der Millenniumsausstellung war. Die belebten Wege mieden sie. Von ferne nur klang das Rollen der Wagen zu ihnen, welche auf der Stephanieſtraße Korso fuhren.

Von der blütenduftenden Mailuft berauscht, kehrte die Gesellschaft endlich heim.

Es ist schön, sehr schön gewesen. Gemeinschaftlich wird das Abendessen eingenommen.

Die kleine Dalma ist nach wiederholten strengen Ermahnungen schlafen gegangen. Die Alten spielen Domino. Die Jungen stehen auf dem Balkon draußen.

Hatfaluſſy seufzt dann und wann tief auf. Jedesmal streift ihn ein scheuer Seitenblick Margits. Ihm ist schwül zu Mute. Wäre er nicht der Laczi Hatfaluſſy, er würde es sich frank und frei eingestehen, daß er sich fürchtet, eine Liebeserklärung zu machen.

Es ist nicht die Erinnerung an seine verstorbene Frau, nicht die Frage um die Zukunft, die sein Herz beengt. Er fürchtet, daß er beim ersten zustimmenden Wort von ihr seine Leidenschaft nicht mehr wird zügeln können, daß er Margit erdrücken wird vor Zärtlichkeit. Sie ahnt vielleicht nicht einmal, wie unsinnig, wie ausschließlich er lieben und — hassen kann.

Und während dieser Minuten, die Ladislaus vor sich hinschaut, das Herz voll drängender Gedanken, fühlt auch Margit, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen ist. Er wird ihre Hand erfassen, er wird ihr in die Augen sehen, er wird sie fragen, ob sie ihm angehören wolle für Lebenszeit. In ihrem Denken, das die Konvenienz geschult hat, vollzieht sich eine Umwälzung. Nein,

sie wird nicht gehorchen. Sie wird ihm frank und frei herausſagen: „Herr v. Hatfaluffy, verzeihen Sie den Schmerz, den ich Ihnen verurſache. Verzeihen Sie, daß ich es ablehne, Ihre Frau zu werden. Ich liebe einen anderen.“ Das wird ſie thun. Sie wird darauf verzichten, ein Leben zu führen — reich an äußeren Freuden und Bequemlichkeiten, ſie wird lieber den einen erwarten, den ſie liebt und der ſie einſt holen wird. Ihr Entſchluß iſt gefaßt.

Eben als ſie ſo weit gekommen iſt in ihrem Denken, wendet ſich Hatfaluffy an ſie: „Margit, wollen Sie meine Frau werden?“

Und ſie? In der einen Minute, die vergeht, ehe ſie Antwort giebt, ſind vier Jahre der Zukunft an ihr vorbeigeflogen. Sie wird nein ſagen: alſo wird ſie die Mutter auch ferner über Schneider und Modiſtinnen klagen hören; ſie wird auch über's Jahr wieder die Miniſterialratstochter gegenüber um ihren Luxus glühend beneiden, wie auch übers Jahr wieder ihre Freundinnen zum Bahnhof geleiten, wenn dieſe in die Sommerfriſche gehen, und ſelbſt zurückbleiben in der heißen, rauchigen Stadt. Sie wird ein ſchlimmes Leben haben im Hauſe der Eltern.

„Haben Sie mich ſehr lieb?“ fragt ſie Hatfaluffy, um Zeit zu gewinnen.

„Jede Stunde, die ich entfernt von Ihnen verbringen muß, zählt zu den verlorenen meines Lebens. Ich habe keine anderen Gedanken als Sie. Ich kenne kein Glück als Sie. Alles, was ich bin und habe, ſteht zu Ihrer Verfügung.“ Und leiſe ſetzt er hinzu: „Sind Sie einverſtanden, Margit? Wollen Sie meine Frau werden?“

„Ja.“

Wie der Seufzer einer Sterbenden klingt es zu ihm. Zwei Thränen rollen über ihre Wangen herab. Die weint ſie ihrem tapferen Entſchluſſe nach.

Laczi hält sie für den Ausdruck der Rührung eines Mädchenherzens.

Er beugt sich über sie. Sie richtet den Kopf empor und bietet die zuckenden Lippen dar zum ersten Kusse.

2.

„Mein liebes Kind, du machst ein großes Glück an dem Hatfalussy," sagt Frau Marianyi zu ihrer Tochter.

Sie setzt den Zwicker auf die Nase und liest nochmals den Brief durch, in dem Hatfalussy förmlich um die Hand Margits anhält.

Das Mädchen sitzt beim Fenster auf demselben Platze wie gestern. Heute ist sie müßig. Sie kann nichts arbeiten. Die Schwere einer schlaflosen Nacht liegt ihr in den Gliedern. Sie denkt auch nicht weiter an das große Glück und an die glänzende Partie; sie denkt dasselbe, was sie schon gestern abend dachte: daß Barnaby auf einen Monat verreist ist, und sie Zeit gewinnt, irgend etwas zu thun, um diesen lieben Menschen von einer Thorheit abzuhalten, die er um ihretwegen vielleicht begehen könnte. —

Dieser Hatfalussy ist ein musterhafter Bräutigam, darüber ist kein Zweifel bei dem „Siebenergericht", das aus den Nachbarinnen des ersten und zweiten Stockes besteht und dessen Präsidentin Hatfalussys künftige Schwiegermutter ist.

Tag für Tag begleitet er seine schöne Braut des Morgens in die Maiandacht. Drinnen in der Kirche thut er gar manches innige Gelöbnis, wie er dieses ihm anvertraute, herrliche Geschöpf hegen und pflegen und auf Händen tragen wolle sein Leben lang.

Und Margit? Es durchschauert sie manchmal, wenn er ihr leise Liebesworte in die Ohren flüstert. Sie hat

nie gedacht, daß die menſchliche Stimme ſo heiße Zärtlichkeit, ſo inniges Gefühl ausdrücken könne.

Eines Abends ſitzen die Brautleute mit der Mutter im Zimmer beiſammen, als der Vater mit der Miene eines Menſchen, der eine Neuigkeit zu verkünden hat, eintritt.

„Guten Abend, Kinder, guten Abend! — Wißt ihr's ſchon? — Nein? Denkt euch, der Bedö hat ſeine Braut erſchoſſen!"

„Was — was?" rufen Frau Marianyi und Margit entſetzt.

„Ja. Heute nachmittag hat er einen Schuß auf ſie abgegeben."

„Und —?" rufen die beiden Frauen.

„Sie iſt tot."

„Gott im Himmel!"

„Warum hat er ſie erſchoſſen?" fragt Hatfaluffy.

„Aus Eiferſucht. Aus berechtigter Eiferſucht. Er hat einen Brief in die Hände bekommen, der an ſie gerichtet war."

„Schrecklich!" ſagt Frau Marianyi und ſetzt dann, zu Hatfaluffy gewendet, hinzu: „Es handelt ſich um eine Bekannte, um ein ſchönes junges Mädchen, das noch vor zwei Tagen hier bei uns geſcherzt und gelacht hat, das wir noch geſtern auf dem Korſo getroffen haben. Dieſer Bedö iſt ein Unmenſch."

„Die arme, arme Etelka!" ſagt Margit mitleidig.

„Warum bedauerſt du ſie, Margit?" Hatfaluffys Stimme klingt ſcharf.

„O, die Arme! Wenn du ſie gekannt hätteſt — ſo jung, ſo ſchön, ſo —"

„Schlecht," vollendet Laczi. „Weißt du, wer der wirklich Bedauernswertere iſt? Er!"

„Er? Er lebt ja."

Laczi lacht. Ein böses Lachen.

„Ja, er lebt. Was für ein beneidenswertes Leben das ist, das vor ihm liegt! Gericht, Strafe und — seine Gedanken. Die schrecklichen Gedanken, die er sein Lebtag denken wird."

„Gerechte Strafe, Laczi. Wie konnte er sie töten, wenn er sie liebte?"

Laczi antwortet nicht. Er tritt auf den Balkon hinaus. Margit folgt ihm zögernd.

Dort draußen erst giebt er Antwort auf ihre Frage.

„Du hast vorhin gefragt, wie dieser Bedö seine Braut töten konnte, da er sie liebte. Weißt du . . ."

„Du würdest mich auch töten?"

„Dich oder — ihn!"

Nach einer Pause umschlingt er sie, küßt sie und flüstert: „Du weißt nicht, wie lieb ich dich habe."

3.

Der 26. Juni ist's und ein Sonntag. Ladislaus steht an der Vorzimmerthür und schaut ganz zufällig auf den Gang hinaus.

Eben geht seine Braut vorüber, das Gebetbuch in der Hand. Mit scheuen Blicken sieht sie nach seinem Fenster und huscht rasch vorüber.

Hatfaluffy kleidet sich in rasender Eile an und folgt ihr.

Als er auf der Straße ist, sieht er sie vor sich her gehen, und ein Teufel flüstert ihm zu, sie ungesehen zu geleiten.

Sie geht ruhig, fast langsam der inneren Stadt zu. An einer Straßenecke bleibt sie stehen und sendet einen Dienstmann fort mit einem Brief, den sie den Blättern ihres Gebetbuches entnimmt. Dann geht sie weiter.

Ladislaus zögert. Soll er nun ihr oder dem Dienstmann folgen? Nein — ihr nach! Eine Ahnung sagt

ihm, daß auf dieses geheimnisvolle Schreiben eine Antwort erfolgen werde. Sein Herz klopft zum Zerspringen, alle Nerven sind in Aufruhr. Der Atem versagt ihm, daß er sekundenlang stillstehen muß.

Sie geht immer weiter. Nun schneller, immer schneller. Erst in einer stillen, schmalen Gasse verlangsamt sie ihre Schritte, und Ladislaus weiß, daß sie hier jemand erwarten will. Er weiß auch wen.

Man baut dort in der Gasse ein neues Haus. Er versteckt sich hinter den dicken Pfosten des Gerüstes und wartet. Gerade ihm gegenüber spaziert Margit auf und ab und wartet auch.

So vergeht wohl eine halbe Stunde — beiden eine Ewigkeit. Fast scheint es, daß sie vergebens warten. Da bemerkt Ladislaus am Ende der Straße Barnaby, den er noch auf Urlaub wähnte. Margit eilt ihm entgegen.

Ladislaus sieht, wie ihr der Mann die Hand küßt, wie er ihren Arm in den seinen zieht mit einer vertraulichen Selbstverständlichkeit, die viel, sehr viel verrät.

Zur Salzsäule erstarrt, steht er auf seinem Posten und schaut und schaut auf die beiden. *)

Was sie sprechen — er kann's nicht hören. Er merkt nur an ihren Gebärden, daß sie heftig erregt sind.

Das Mädchen besänftigt ihren Begleiter. Sie bemüht sich sichtlich, jeden Einwand zu entkräften. Zuletzt nimmt sie zu Thränen, diesem unfehlbaren Mittel der Frauen, ihre Zuflucht.

Einmal nur dringen verständliche Worte an des Lauschenden Ohr, als das Mädchen sagt: „Nicht ich, nicht ich, die Mutter ist es, die — —"

Endlich hat Margit gesiegt. Barnaby geht mit gesenktem Kopfe neben ihr, und sein hübsches, junges Ge-

*) Siehe das Titelbild.

sicht trägt den Ausdruck aufrichtigen Kummers. Margit hält ihm die Hand hin, und zögernd legt er die seine hinein. Sie sind beide totenblaß und traurig.

Und dann treten sie unter das Hausthor, das gerade gegenüber liegt.

Ladislaus' Hände umklammern den Pfosten, der ihn stützt. Seine Nägel graben sich tief in das Holz hinein. Vor seinen Augen hält Barnaby Margit umschlungen und küßt die Lippen, die er selbst noch gestern in heißer, argloser Liebe geküßt hat.

Er ist wie vor den Kopf geschlagen, keines Denkens, keines Handelns fähig. Und ehe er aus seiner Starre erwacht und recht erfaßt hat, was sich da abgespielt, sind die beiden verschwunden.

Einige Minuten später geht auch er eiligen Schrittes durch die verlassene, stille Gasse. Er weiß selbst nicht, wohin er eilt.

„Guten Morgen, gnäd'ger Herr!" ruft ein kleiner, dicker Fiakerkutscher.

Ladislaus sieht ihn an, als sähe er ihn zum erstenmal, und der dicke Böhme hat ihn doch schon so oft gefahren bei Tag und bei Nacht.

Eine brennende Ungeduld, zu fahren, zu fahren bis in den sinkenden Abend, faßt Ladislaus an.

„Sind Sie frei, Patek?"

„Jawohl, gnäd'ger Herr."

„Gut! Ins kühle Thal!"

Die Decken sind rasch von den Pferden herunter, und fort rollt der Wagen. Bei der Margaretenbrücke läßt Hatfaluffy den Patek halten.

Mit Bleistift schreibt er auf eine Visitenkarte eine Entschuldigung an Frau Marianyi, daß er sie heute nachmittag nicht besuchen könne, und sendet einen Dienstmann damit fort. Aufatmend, daß diese lästige Pflicht erledigt

ist, und er einen ganzen langen Tag vor sich hat, um nachzudenken, lehnt er sich in die Wagenecke zurück.

Je weiter von Pest ihn Pateks flinke Braunen entführen, desto leichter ist ihm's zu Mute.

— — — — — — — — — — —

Am Abend geht er hinüber zu Mariannis. Er hat seine sinnlose Aufregung bezwungen, jede Spur des Erlebten und Durchlittenen aus seinem Antlitze getilgt.

Heiter, freundlich wie alle Tage, kommt ihm Margit entgegen, und wie alle Tage begrüßt er sie. Nur daß er es vermeidet, ihren Mund zu küssen. Das kann er nicht nach dem, was er gesehen hat.

Es regnet draußen. Der Balkon ist ihnen also verschlossen. So sitzen sie in einem Winkelchen nebeneinander beim Klavier.

Die Mutter schreibt im Nebenzimmer einen Brief, der Vater und die kleine Dalma schlafen schon.

Trotz aller Selbstbeherrschung überkommt Ladislaus eine unendliche Trauer. Wie hat er sich alltäglich gesehnt nach diesem abendlichen Stündchen, das ihm wie ein Paradies dünkte! Wie viele tausend Liebesworte hatte er ihr dabei ins Ohr geflüstert! Und nun?

Nun ist er wieder da, der Zorn, der ihn an der Kehle drosselt wie ein Henker.

„Warum bist du so traurig, Laczi?" fragt Margit.

„Ich habe etwas Böses erlebt."

„Was denn?"

„Willst du's wissen, Margit?"

Sie schaut ihn an, und schon sieht er die Angst der Schuldigen in ihren Augen, den gespannten Zug in ihrem Gesicht.

„Willst du's wissen?" fragt er nochmals und schaut ihr mit blitzenden Augen ins Gesicht.

„Was ist's?" — fragt sie tonlos.

„Ich habe dich heute mit Barnady gesehen. Ich bin dir nachgegangen und sah dich auf ihn warten und sah, wie er dich küßte."

Das letzte Wort klingt wie ein Zischen. Dann richtet er sich in höchster Spannung auf. Eine brennende Neugier plagt ihn, wie sie die Mitteilung aufnehmen wird. Ob sie leugnen wird? Ob sie erglühen wird in Scham? Ob aufbrausen im Zorn?

Gleichviel, er hat seine Antwort bereit.

Aber nichts von alledem kommt, wie es einem gewöhnlich ergeht, wenn man sich vorher eine Scene zurecht legt, die man jemand machen will: das Stichwort fällt nicht.

Sie senkt den Kopf, wie erdrückt von der Schwere der Anklage. Kein Muskel bewegt sich in ihrem Gesicht, keine Thräne perlt von ihrer Wimper. Die Hände im Schoß verschränkt, wartet sie, daß er weiterspreche.

„Was ich mit Barnady thun werde, ist meine eigene Angelegenheit. Zwischen uns beiden aber ist nun alles aus, das werden Sie wohl einsehen, gnädiges Fräulein. Ich werde mir erlauben, Ihre Eltern davon morgen schriftlich zu benachrichtigen."

Und auf eine erschreckte Bewegung Margits hin setzt er noch eisig hinzu: „Fürchten Sie nichts, ich werde die Schuld ganz auf mich nehmen!"

Er steht auf, empfiehlt sich. Margit folgt ihm mechanisch, weil sie ihn sonst auch stets hinausgeleitet hat.

Die Mutter sieht ihnen lächelnd nach und bleibt sitzen. Mögen sie draußen im Vorzimmer immerhin noch ein paar Küßchen tauschen, die lieben Kinder!

4.

Frau Marianyi greift sich an den Kopf, um sich zu versichern, daß sie nicht träume, als sie den Brief liest,

den ihr um elf Uhr vormittags ein Bote von Hatfaluffy überbracht hat. Sie durchfliegt fünf-, sechsmal die Zeilen und kann den Sinn nicht fassen, obgleich sich Ladislaus großer Deutlichkeit befleißigt hat.

„Hochgeehrte Frau!

Um Verzeihung flehend, erscheine ich vor Ihnen. Ich habe Sie um Nachsicht und Vergebung dafür zu bitten, daß ich mich geirrt, indem ich wähnte, durch eine Verbindung mit Ihrer Tochter das Glück meiner Vergangenheit auferstehen zu lassen. Dem ist nicht so. Nicht als ob ich die vorzüglichen Eigenschaften Ihrer Tochter in Frage ziehen wollte. Nein, es ist mein Herz, das sich sträubt, auf die tiefen Wunden, die ihm die Vergangenheit geschlagen, Rosenkränze zu häufen.

Fräulein Margit verdient aber, daß man ihr mit ganzer Seele, ganzem Herzen gehöre. Das kann ich nicht.

Indem ich Sie bitte, hochgeehrte Frau, mir diese Aufrichtigkeit nicht nachzutragen und die Verlobung mit Ihrer Fräulein Tochter als gelöst zu betrachten, verbleibe ich in Verehrung und Ergebenheit

Ihr

Ladislaus v. Hatfaluffy."

Als sie endlich begriffen hat, ruft sie Margit und klagt unter einem Strom von Thränen über die Schlechtigkeit der heutigen Männer, über ihre Treulosigkeit und Unverläßlichkeit.

Margit bleibt stumm.

Von ihrer Mutter gedrängt, zu sagen, ob sie sein Vorgehen begreife, da er ja noch gestern abend bei ihnen war, gesteht sie: „Ich hab's schon gestern abend gewußt. Das war's, was er mir sagte, als wir im kleinen Zimmer saßen."

„Was?"

„Daß — daß — er seine Frau nicht vergessen könne."

„Nein, so was! Das hätte er vorher auch wissen können. Ja, ein braves Mädchen ins Gerede bringen und dann mit sentimentalen Ausreden durchbrennen, das paßt ihm, dem sauberen Herrn, dem edlen Kavalier!"

Und so geht's weiter den ganzen Vormittag, bis der Vater kommt. Der wird bestürmt, Abhilfe zu schaffen, mit Hatfalussy zu reden. Es müsse sich mit Vernunft, Takt und Vorsicht etwas machen lassen, die Sache könnte noch wieder ins Gleiche gebracht werden, meint Frau Marianyi zuversichtlich. Jetzt, nachdem alle Bekannten sie um diesen Schwiegersohn beneidet, kommt so eine Blamage! Der Vater müsse unbedingt mit ihm reden.

Aber Marianyi wollte nicht. Da gäbe es nichts zu reden. Wenn einer erklärt, daß er seine verstorbene Frau nicht vergessen könne, so läßt sich nichts, gar nichts dagegen sagen. Daß Hatfalussy darüber früher hätte im reinen sein müssen — das stehe außer Frage, aber zu sagen habe er ihm darüber nichts. Man müsse ihm den Ring zurücksenden, am besten ohne ein Wort. Und kümmern? Zu kümmern brauche sich ein Mädel nicht. Die Leute, die schwatzen bloß ein paar Tage, bis wieder irgend etwas anderes passiert, das Stoff zum Reden giebt. Immerhin ist eine rechtzeitig gelöste Verlobung besser, als eine unglückliche Ehe.

Marianyi umarmt seine Tochter, streichelt ihre schmalen, blassen Wangen und küßt sie zärtlich.

Diese unverdiente Liebkosung bringt Margit um ihre Fassung. Schluchzend hängt sie an seinem Halse.

Könnte sie ihm alles sagen, diesem guten Vater! Könnte sie ihm die marternde Angst klagen, welche ihr im Herzen wühlt, die schreckliche Ahnung, daß die Unglücksschale noch nicht gefüllt ist! Sie muß aber schweigen, schweigen den ganzen, langen Tag und in fiebernder Unraft harren, daß es Abend werde.

Ihr Entschluß ist gefaßt. Mag da werden, was wolle, sie muß einen Versuch machen, das Unglück abzuwenden. Es würde einen Unschuldigen treffen.

Die Mutter hat sich mit heftiger Migräne ins Schlafzimmer zurückgezogen. Der Vater ist im Klub. Die kleine Dalma, von den unverständlichen, wirren Vorgängen des Tages aufgeregt, steht an dem Fenster nach der Galerie.

„Margit, der Laczibacsi ist eben nach Hause gekommen. Der wird schauen! Die Tresa ist nicht zu Hause, sie ist gerade jetzt zur Wäscherin gegangen."

Margit erhebt sich langsam von ihrem Platze und winkt der Kleinen, ihr zu folgen.

Draußen klinkt sie die Hausthür auf und sagt zu der Schwester: „Dalma, bleib bei der Thür und warte auf mich, daß ich nicht läuten muß, wenn ich zurückkomme. Hörst du wohl? Willst du?"

„Ja, Margit."

„Ganz bestimmt?"

„Ganz bestimmt. Ich warte, bis du kommst."

Mit verwunderten, großen Augen starrt ihr die Kleine nach, wie sie zu Hatfaluffys Thür hinübergeht. Nein, sie versteht nicht mehr, was vorgeht. Laczibacsi war nicht bei ihnen, obgleich heute sein Namenstag ist. Sie durfte ihm auch nicht gratulieren gehen und ihm nicht die Rosen bringen, die sie ihm für ihr bißchen Taschengeld gekauft hatte. Ist Laczibacsi böse? Ihr lieber, guter Laczibacsi, den sie so gern hatte, noch ehe er Margit heiraten wollte? Sie durfte nicht zu ihm gehen!

Und Margit?

Margit steht an seiner Thür und wagt nicht zu klingeln. Sie fürchtet, daß sie kein Wort herausbringen wird, wenn sie vor ihm steht. Sie muß aber zu ihm.

Auf einmal schrillt die elektrische Glocke. Margit

zuckt zusammen. Hat's wirklich von selbst geläutet? Die Zimmerthür geht auf, ein Lichtschein fällt auf den Flur, und Ladislaus öffnet der draußen Wartenden.

Er weicht überraſcht einen Schritt von ihr zurück.

Sie ſtreckt beide Hände nach ihm aus und ſagt irgend etwas, was er nicht verſteht, und tritt über ſeine Schwelle. Er ſchließt die Gangthür ab.

Sie gehen beide hinein ins Zimmer. Im Lichtkreis der Lampe ſehen ſie ſich in die Augen und fühlen Mitleid miteinander, ſolche Spuren haben die letzten vierundzwanzig Stunden in den Geſichtern zurückgelaſſen.

„Ich muß Ihnen etwas ſagen," beginnt Margit zögernd, und dann mit dem Mute der Verzweiflung im höchſten Affekt: „Nein, Sie um etwas bitten, anflehen — kniefällig, wenn es ſein muß."

Ladislaus ſchneidet ihr mit einer Handbewegung das Wort ab. Seine Stimme iſt ſo eiſig, daß es ſie durchrieſelt.

„Schade um Worte, Fräulein Margit, ſchade, daß Sie ſich erniedrigen. Sie können mit Worten — und wären es die ſchönſten — nicht gutmachen, was Sie mit Ihren Thaten verbrochen haben."

„Das wollte ich auch gar nicht verſuchen, ich ſehe ein —"

„Was wollen Sie alſo?"

„Sie werden ihn töten — Sie haben das damals geſagt, als man von Bedös Braut ſprach."

„Den Barnaby? Ah, Sie zittern alſo um ihn?"

Da bäumt ſich Margits Stolz auf. „Nun denn ja, tauſendmal ja, ich zittere um ihn. Ich liebe ihn; ich habe ihn geliebt, ſolange ich ihn kannte."

„Wie lange kannten Sie ihn, gnädiges Fräulein?"

„Vier Jahre, Herr v. Hatfaluſſy."

„Und trotzdem entſchloſſen Sie ſich, meine Braut zu werden?"

Margit faltet die Hände. Ihr Zorn, ihr Stolz iſt verflogen. „Quälen Sie mich nicht! Ich wäre Ihnen

eine treue Frau geworden und hätte mich bemüht, ihn zu vergessen. Als Sie mich mit ihm sahen, da wollte ich ihn eben bitten, sich darein zu finden. Ich hätte nie mehr mit ihm gesprochen. Glauben Sie mir?"

„Nein."

„Er ist arm; wir hätten lange warten müssen, und die Mutter hat mir immer zugeredet, seit Sie zu uns kamen, Ihre Werbung anzunehmen. Halten Sie es für ein Verbrechen, den Gründen der Mutter nachzugeben?"

Sie stehen sich eine Weile schweigend gegenüber.

Endlich sagt Hatfalussy: „In Rücksicht auf Ihren guten Ruf bitte ich Sie, zu Ihrer Mutter zu gehen."

„Nicht eher, als bis Sie mir versprochen haben, ihn nicht zu töten."

„Mein gnädiges Fräulein —"

„Laczi — Laczi! Hab Erbarmen! Ich bin bereit, jedes Opfer zu bringen, nur thu ihm nichts. Er ist ja unschuldig, und ich allein die Schuldige."

Ladislaus starrt sie sekundenlang an. In seinem überreizten Hirn taucht ein Gedanke auf.

„Nun gut, Margit. Wenn du mir schwörst — bei allen Heiligen schwörst — daß du diesen Barnaby nie heiraten wirst, so soll ihm kein Haar gekrümmt werden. Willst du schwören?"

„Laczi!"

„Willst du schwören?"

„Hab Erbarmen!"

„Willst du schwören?"

„Nun denn ja. Ich schwöre, schwöre bei allem, was mir heilig ist —"

„Und bei dem Leben deiner Mutter!"

„Bei dem Leben meiner Mutter —"

„Daß du Barnaby nicht heiraten wirst —"

„Daß ich Barnaby nicht heiraten werde —"

„Bis ich dich deines Schwures entbinde.“

„Bis du mich meines Schwures entbindeſt.“

„Gut. Ich ſchwöre dir dagegen, daß ich ihm nichts zuleide thun, daß ich es vermeiden will, ſeine Wege zu kreuzen.“

„Du biſt ein Teufel, Laczi Hatfaluſſy!“

Er lacht.

Sie wendet ſich ab und verläßt ohne Gruß ſeine Wohnung. Er ſchaut ihr nach, bis ſie in der Thür verſchwindet.

Nun kann er ruhig ſchlafen gehen. Seine lodernde Eiferſucht iſt gelöſcht. Er wird ſie nie beſitzen — der Kerl — der Barnady!

5.

Es iſt unerträglich! Am Morgen begegnet ihm der Vater Margits auf der Treppe, mittags dieſe ſelbſt; abends ſchleicht ſich die kleine Dalma zu ihm.

„Laczibacſi, biſt du auch auf mich böſe? Du ſchauſt mich ſo finſter an!“

Und ſie beginnt zu weinen, daß er ſie mit tauſend Koſeworten beruhigen muß.

Die Kinderarme, die ſeinen Hals umſchließen, wollen ihn gar nicht mehr loslaſſen. Der kleine rote Mund plaudert hunderterlei: daß Margit geweint habe und dies und das geſagt habe. Die arme Kleine ahnt nicht, wie ſie ihn martert, ſonſt ſchwiege ſie.

Dieſes ewige Begegnen mit Marianyis hält er nicht aus. Er nimmt die erſte beſte leerſtehende Wohnung und ſiedelt Knall und Fall dorthin über. — In der erſten Zeit ſieht er Dalma noch oft. Allemal läuft ſie ihm nach, und er geht ein Stückchen Weges mit ihr. Sie erzählt ihm von Vater, Mutter und Margit, von der Schule, von ihren Freundinnen.

Einmal nimmt er sie mit sich hinauf in seine Wohnung. Da sieht sie auf dem Schreibtisch sein Bild stehen in dem Rahmen, den er Margit geschenkt, den ihm seine Braut dann zurückgesendet hat.

„Nicht wahr, Laczibacsi, es hat dir ein Bild gefehlt?" fragt sie. „Das hab' ich der Margit genommen, als sie alles zusammenlegte, um es dir zu schicken. Ich habe es in meinem Schrank aufgehoben unter den Puppenkleidern. Ich schaue es jeden Tag an, weil ich dich selber nicht sehen kann."

Ladislaus giebt ihr gerührt einen Kuß. „Nun mußt du aber gehen, du närrisches Kind, sonst fragt die Mutter, wo du so lange bleibst."

„O, ich sage nichts."

„Eigentlich müßtest du das aber," meint Ladislaus zögernd. — —

Das nächste Mal — es ist wohl ein halbes Jahr vergangen — wundert sich Hatfaluffy über seine kleine Freundin. Sie ist ein ganzes Stück gewachsen, hat längere Kleider und die Haare in einen dicken Zopf geflochten. Sie ist auch nicht mehr so zutraulich, ersetzt den Mangel aber durch Innigkeit.

Dann sieht er sie einmal später in der Ferne und ein zweites Mal in einem Wagen mit dem Vater. Dann lange nicht mehr.

Er erinnert sich ihrer einmal wieder und fragt sich, wo sie wohl geblieben sein mag. Er weiß nicht, daß man sie in eine Pension geschickt hat, weil sie der Margit gar so rasch nachwächst.

Im Laufe der Zeit vergißt er sie.

— — — — — — — — — — — —

Seit jenem verhängnisvollen Namenstage Hatfaluffys sind sechs Jahre verflossen. Sechs lange, öde Jahre. Ihm ist's, als sei es eine Ewigkeit, so fern liegt ihm die Zeit des Leidens und Bangens.

Anfangs wollte er sich durch regere Teilnahme am Gesellschaftsleben zerstreuen. Er besuchte Bälle, Konzerte und Theater. Unter einer Fülle von neuen Eindrücken und Gestalten verblaßte denn die Erinnerung an seine große Enttäuschung.

Als er so weit war, hatte die geräuschvolle Welt aber auch jeden Reiz für ihn verloren. Er zog sich zurück und lebte nur noch seinem Amte. Wurde es ihm — ein-, zweimal im Monat — gar zu langweilig, dann ging er unter die älteren Junggesellen in den „Salon der Zurückgewiesenen", wie sie ihren Klub nannten. Hie und da auch ins Grüne.

So auch heute wieder an seinem Namenstage.

Wie er da über den Steg geht zum Schiffe, um auf die Margareteninsel zu fahren, ist er äußerlich fast noch derselbe, der er vor sechs Jahren war.

Die Sonne brennt herab auf den Donauspiegel. Kein Lüftchen scheucht das Wasser auf aus seiner trägen Ruhe. Er geht auf das Verdeck und sucht irgend ein gemütliches Plätzchen, um seine Zeitung zu lesen. Im Schatten nimmt er den Hut ab. Nein, er hat sich nicht verändert, nicht ein Silberfädchen durchzieht sein krauses, schwarzes Haar. Die eine Locke fällt immer noch in die Stirn, wie schon damals, trotz Bürste und Kamm.

„Laczibacsi!" ruft da eine helle Stimme plötzlich.

Wie er aufschaut, sieht er eine junge Dame vor sich, die ihm lächelnd die Hand entgegenstreckt.

„Laczibacsi!" tönt es nochmals entzückt. Dann wird sie brennendrot und stammelt: „Herr v. Hatfaluffy, kennen Sie mich denn nicht mehr? Die Dalma Marianyi!"

„Ah!"

Er ist aufgesprungen und hat das kleine Händchen ergriffen.

„Dalma, liebe Dalma — nein, Pardon, gnädiges

Fräulein — wie könnte man Sie denn erkennen? Sie ſind ſo groß und ſchön geworden!"

Sie wird noch röter. „Ein gnädiges Fräulein bin ich nicht. Bleiben Sie wenigſtens bei Dalma!"

„Dann bleiben Sie bei Laczibacsi!"

„Ach nein, zum Onkel sind Sie doch zu jung!"

„Das kommt nur Ihnen so vor. Wollen Sie sich nicht setzen?"

„Wenn Sie ein wenig rücken wollen —"

Als sie neben ihm sitzt, schaut er sie erst richtig an. Nein, wie sich dieses kleine Mädel ausgewachsen hat! Eine wahre Schönheit ist sie geworden mit ihrem rosigen Gesichtchen, darinnen helle Augen, darum ein reiches Blondhaar. Die ganze Margit, aber viel feiner.

„Wie geht es Ihrer Schwester?" fragt er unwillkürlich.

Dalma, die zartfühlende, wird verlegen. „Ich danke, recht gut. Mutter ist auch wohlauf, und" — mit zitternder Stimme — „daß der Vater gestorben ist, das werden Sie ja wissen."

„Dalma, liebe Dalma, kein Wort wußte ich!"

„Schon vor zwei Jahren," erzählt sie traurig. „Es ging sehr schnell — eine Lungenentzündung. Ich sah den armen Vater nicht mehr. Als ich aus der deutschen Pension heimberufen wurde, war er schon tot."

„Sie armes Kind!" sagt Ladislaus bewegt. Und nach einem Weilchen fährt er fort: „Hat Ihre Schwester geheiratet?"

„Nein, Herr v. Hatfaluffy."

Das Schiff landet beim Lukasbad, und eine Menge Leute steigen ein und aus.

„Wohin fahren Sie denn, Herr v. Hatfaluffy?"

„Ich? Auf die Insel. Und Sie?"

„Auch. Sehen Sie" — sie hält einen Strauß Blumen vor seine Augen — „ich fahre gratulieren. Aber — aber heute ist ja auch Ihr Namenstag. Da muß ich Ihnen" — und schon zerren die flinken Hände an einer dunkelroten Rose — „wenigstens eine Blume schenken. Vor Jahren waren es mehr."

„O, ich habe ein wunderhübsches Namenstagsgeschenk bekommen."

„Ja, was denn?" fragt sie neugierig.

„Das Wiedersehen mit Ihnen."

Sie lacht.

„Könnten wir nicht bis Neupest fahren, Dalma, und dann auf dem Rückweg aussteigen?"

„Nein, das geht nicht. Da würden Tante Regine und Onkel Laszlo schön schauen. Sie würden mich wegen Vagabondage einsperren."

„Mit welchem Schiff fahren Sie zurück, Dalma?"

„Um sieben Uhr."

„Darf ich mitfahren?"

„Ja, freilich."

Der Dampfer legt auf der oberen Insel an.

„Adieu, Herr v. Hatfaluffy."

„Auf Wiedersehen am Abend!"

Hatfaluffy steigt vor ihr aus und sieht sie noch einmal am Arme eines älteren Herrn, den er nur schwer als den Bruder der Frau Marianyi wiedererkennt. Er geht dann ein wenig spazieren, trinkt einen Kaffee und bemüht sich ängstlich, sich vor seinen Freunden zu verstecken, deren einer, auch Ladislaus geheißen, sie alle hierher einlud, um den Namenstag zu feiern.

Lange vor sieben Uhr steht er schon am Landungsplatz. Das Schiff kommt an und geht wieder. Dalma ist nicht gekommen, demzufolge ist auch Hatfaluffy nicht eingestiegen.

Geduldig wartet er das nächste Schiff ab. Und richtig! Eine Minute vor der Abfahrt eilt Dalma herbei, gefolgt von dem keuchenden Onkel, von dem sie hastig Abschied nimmt. Nach ihr steigt auch Ladislaus ein. Gegrüßt hat er sie nicht, kaum nach ihr hingesehen, um den älteren Herrn nicht stutzig zu machen. Erst als das Schiff mitten

in der Donau schwimmt, drängt er sich zu ihr durch und heißt sie fröhlich willkommen.

Sie verplaudern eine köstliche halbe Stunde.

Als sie sich auf dem Zollamtsring trennen, hat er eine Menge Dinge erfahren, aus denen er Nutzen ziehen kann, nämlich, daß sie täglich zweimal den Weg Damjanichgasse—Feldgasse zurücklegt; daß sie auf Anraten des Arztes von acht bis zehn Uhr früh im Stadtwäldchen spazieren geht, meistens allein.

Marianyis wohnen jetzt draußen im weniger vornehmen Viertel des siebenten Bezirkes und haben das Stadtwäldchen so hübsch nahe.

Ja, die Zeiten haben sich geändert. Früher, da lief ihm das Kindchen nach — oftmals eine Gasse lang. Und jetzt? Er hätte es keinem eingestehen mögen, daß er sich zwei Monate Urlaub genommen, um Zeit zu haben, ihr auf Weg und Steg aufzupassen und mit ihr spazieren zu gehen. —

Und das Ende vom Lied?

Eines Tages, als sie auf einer versteckten Bank sitzen, da geht ihm das Herz über. Er legt den Arm um sie und zieht sie an sich.

„Nicht wahr, Dalma, Sie wissen, wie gut ich Ihnen bin?"

Sie lehnt das Köpfchen an ihn und flüstert: „Laczibacsi — Laczibacsi, ich habe dich immer lieb gehabt!"

Ueber das „Laczibacsi" muß er lachen.

Und er küßt sie. Und sie küßt ihn.

Dann flüstert sie: „Ach, es ist ein Unglück, Laczi, ein Unglück!"

„Was denn, du kleiner Engel?"

„Daß du mich lieb hast."

„Warum denn, Schatz, ich war so lange allein?"

„Die Margit, Laczi, die Margit," sagt sie traurig.

Ein düsterer Schein huscht über sein strahlendes Gesicht. Das Gespenst der Vergangenheit, der Rachsucht erhebt sich aus dem Grabe.

„Sei ruhig, Kind, liebe kleine Dalma; man kann vielleicht Geschehenes ungeschehen machen," sagt er.

— — — — — — — — — — — —

Er hat alles gut gemacht, der Laczi Hatfaluffy.

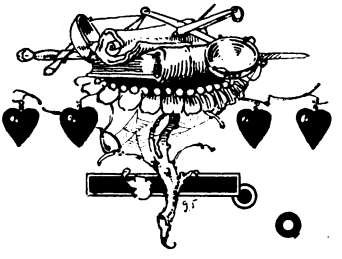
Freilich, die sechs traurigen Jahre konnte er niemand wiedergeben. Einen guten Teil seiner Schuld büßt er aber in jener Stunde, als er im Wartezimmer des Advokaten Doktor Barnady sitzt und ihn tausend Zweifel plagen, ob der auch noch seiner Jugendliebe treu geblieben.

Ja, das ist Barnady trotz des rätselhaften Verhaltens Margits, dessen Grund er heute, nach sechs Jahren, erst erfährt. Denn Hatfaluffy beichtet ihm Dinge, die sonst in einer Advokaturskanzlei nicht gebeichtet zu werden pflegen.

Hatfaluffy hat Margit ihres feierlichen Schwures entbunden und war der Brautführer auf ihrer Hochzeit.

Als Frau v. Marianyi das Pärchen zusammen stehen sah — sie gestanden ihr erst nach Margits Hochzeit alles — da sagte sie mit prophetischem Blick: „Dieser Hatfaluffy ist mir vom Schicksal bestimmt. Er wird doch noch mein Schwiegersohn werden!"

Und sie hatte recht, die würdige Dame.



Oberammergau und sein Passionsspiel.

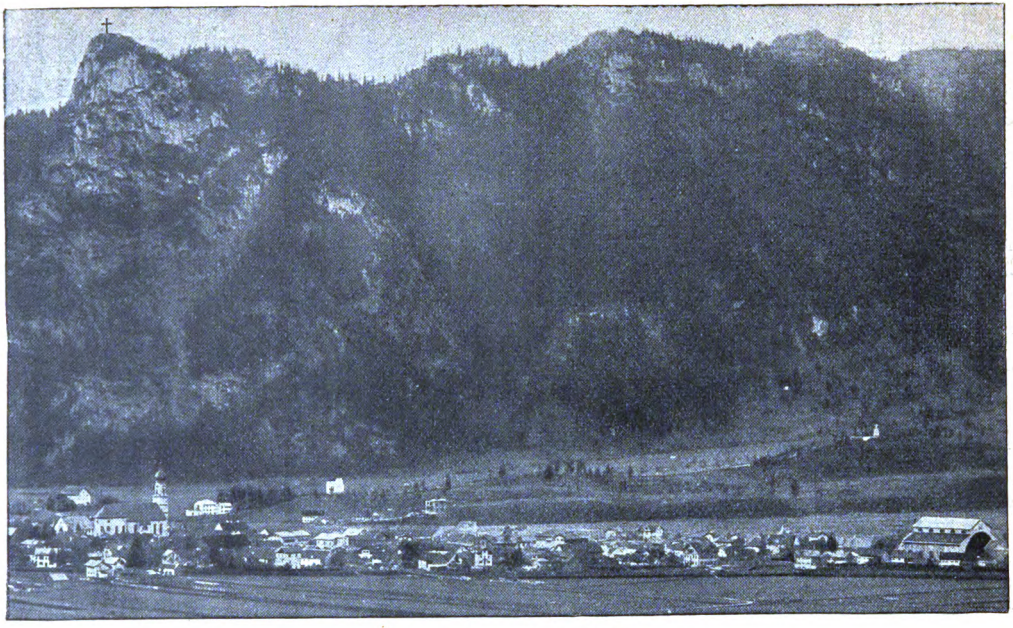
Reisewinke von Ernst Montanus.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Das oberbayerische Dorf Oberammergau ist weltbekannt geworden durch die alle zehn Jahre stattfindenden Aufführungen des Passionsspieles, welche auch in dem gegenwärtigen Sommer wiederum Fremde aus ganz Europa, ja selbst aus Amerika in Menge heranziehen. Unseren Lesern dürften daher einige nähere Mitteilungen über das Spiel selbst, wie über die Ammergauer Verhältnisse im allgemeinen wohl von Interesse sein.

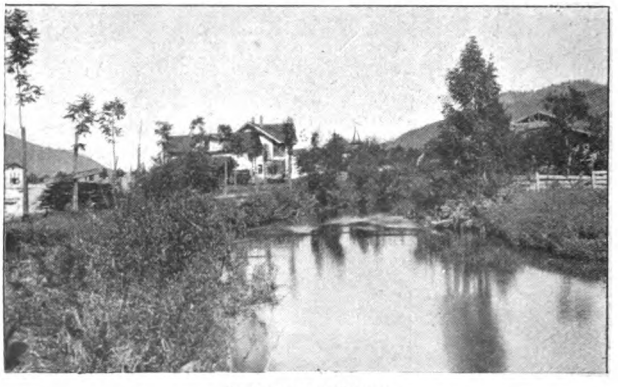
Als Tage der öffentlichen Aufführungen sind für 1900 festgesetzt: der 24. und 27. Mai, der 4., 10., 16., 17., 24. und 29. Juni, der 1., 8., 15., 18., 22. und 29. Juli, der 5., 8., 12., 15., 19., 25. und 26. August, der 2., 8., 9., 16., 23. und 30. September. Wenn sich der Zuschauerraum für die zu einer Vorstellung eingetroffenen Gäste als nicht ausreichend erweist, dann wird das Spiel am nächsten Tage in gleicher Weise vollständig wiederholt.

Der Hauptzuzug der Fremden erfolgt über München. Noch vor zehn Jahren fuhr man von dort mit der Bahn über Murnau bis Oberau, von wo dann Fuhrwerke aller



Oberammergau mit dem Kofel.

Art den Reiſenden auf einer ſchönen, erſt kurz vorher vollendeten Kunſtſtraße über den Ettaler Berg nach dem ſonſt ſo ſtillen, zur Paſſionszeit aber einem bunten Jahrmarkte gleichenden Oberammergau brachten. Wer gut zu Fuße war, zog es vor, den Weg auf der alten, etwas ſteileren und näheren Straße, welche die neue faſt auf der Höhe — dicht vor dem 1330 von Kaiſer Ludwig dem Bayer gegründeten Kloſter Ettal mit ſeiner prachtvollen



Partie an der Ammer.

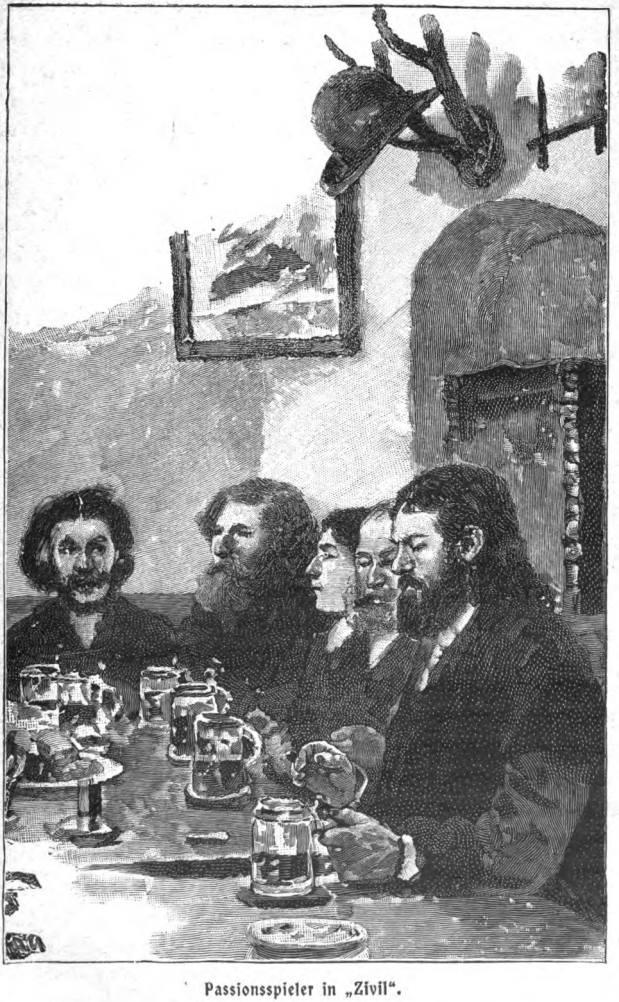
Kuppelkirche — trifft, auf Schuſters Rappen in etwa zwei Stunden zurückzulegen.

Gegenwärtig iſt der Beſuch weſentlich erleichtert durch die Vollendung der normalſpurigen Lokalbahn Murnau—Kohlgrub—Oberammergau, die finanziell und techniſch das Werk der Aktiengeſellſchaft „Elektrizitätswerke vormals Kummer & Comp. in Dresden" iſt. Ihre techniſche Bedeutung beruht darin, daß ſie einen Sondertyp darſtellt; ſie iſt nämlich Dampfbahn und elektriſche Bahn (Drehſtrombahn) zugleich. Das Wagenmaterial beſteht aus 5 Motorwagen für je 100 Paſſagiere, wobei ein Motor-

Vorbereitungen zur Aufnahme der Fremden.

wagen noch 4 Personenwagen mitnehmen kann. Die Dampfmaschinen befördern vornehmlich direkte Züge des Fremdenverkehrs ohne Anhalten auf den Zwischenstationen zu den Spielen und werden nach Möglichkeit von den Geleisen der Staatsbahn unmittelbar übergeleitet. Der Nahverkehr erfolgt ausschließlich mittels elektrischen Betriebes. Die Bahn ist 23,8 Kilometer lang und zweigt sich bei Murnau am dunkelblauen Staffelsee von der Hauptlinie ab. Die Fahrzeit dauert 1 Stunde und 10 bis 20 Minuten; die größte Steigung beträgt 30 pro Mille auf einer Strecke von 6 Kilometer. Die Zahl der Zwischenstationen beläuft sich auf zehn, nämlich: Haltestelle Berggeist, Station Aschau, Haltestelle Jägerhaus, Station Kohlgrub, Haltestelle Bad Kohlgrub, Station Saulgrub, Station Altenau, Haltestelle Scherenau, Station Unterammergau, endlich Oberammergau. Eine Fortsetzung dieser Bahn nach Füssen wird geplant.

Das ansehnliche Dorf Oberammergau mit seiner stattlichen Kirche zieht sich längs der im Graswangthal entspringenden Ammer, am Fuße des mit einem mächtigen Kreuze geschmückten Kofels hin. Es zählt etwa 250 Wohngebäude mit 1350 Einwohnern. Die Häuser, deren Insassen, wie schon seit Monaten vor der Spielzeit, so auch während dieser immer von neuem mit den Vorbereitungen zur Aufnahme der Fremden auf das eifrigste zu thun haben, sind nach der im Hochlande üblichen Art gebaut. Die flachen, steinbeschwerten Dächer springen weit über die Grundmauern vor; die Wände sind vielfach mit frommen Darstellungen bemalt. Den Ehrenplatz an der Giebelseite nimmt fast überall das Bild der „gnadenreichen Mutter von Ettal" ein. Meist umgeben nur dürftige Wirtschaftsgebäude die Wohnstätten, denn die Gegend ist weder dem Getreidebau noch reichlicher Viehzucht günstig. Diese Unergiebigkeit des Bodens ver-



Passionsspieler in „Zivil".

anlaßte die Bewohner schon früh dazu, sich nach anderweitigem Erwerb umzusehen, den sie in der Bildschnitzerei fanden. Nach den Pfarrbüchern hat es bereits 1630 Bildschnitzer im Orte gegeben, und wenn heute der Besucher die lange Dorfstraße hinabwandert, so wird er durch die hellen Fenster überall Männer, Frauen, ja schon Kinder gewahren, die an schmalen Schnitzbänken emsig das Messer handhaben. Auf dem Hauptplatze des Ortes bei der Post findet man große Auslagen von kunstvollen Schnitzarbeiten teils kirchlicher, teils weltlicher Natur. Die gut geleitete Zeichen- und Modellierschule sorgt für eine gründliche Ausbildung im Zeichnen, und die Fachschule für Holzschnitzerei bietet eine tüchtige methodische Unterweisung im Schnitzen.

Die Ammergauer sind als eine höchst solide und gesittete Bevölkerung bekannt, und der erziehende Einfluß, den die kunstgewerbliche Beschäftigung und zumal die Passionsspiele ausüben, ist nicht zu verkennen. Zur Mitwirkung bei den letzteren werden nur einheimische Darsteller und zwar ausschließlich Personen von einwandfreiem Lebenswandel zugelassen, und man findet unter der Bevölkerung allgemein eine rege Bildungsstrebsamkeit. Auch außer der Passionszeit wird im Uebungstheater fleißig gearbeitet, um durch Aufführung von bürgerlichen und geschichtlichen Stücken sich Gewandtheit anzueignen und neue darstellerische Talente ausfindig zu machen. Ein Musikverein sorgt für die Entwickelung nach dieser Seite hin, während ein Turnverein sich die Ausbildung in körperlicher Hinsicht zur Aufgabe macht. Die Bewohner des Ortes sind ein anscheinend nicht sehr kräftiger Menschenschlag; ihre Physiognomie zeigt durchweg ein gewisses eigenartiges Gepräge, das den Oberammergauer auffällig genug von dem Typus des derben, gutmütigen Gebirgsbauern unterscheidet. Namentlich unter den Männern

Im Quartier.

findet man zahlreiche interessante Charakterköpfe, wie wir auf dem Bilde S. 97 gewahren können, das uns Passionsspieler in „Zivil" am Wirtshaustische vorführt.

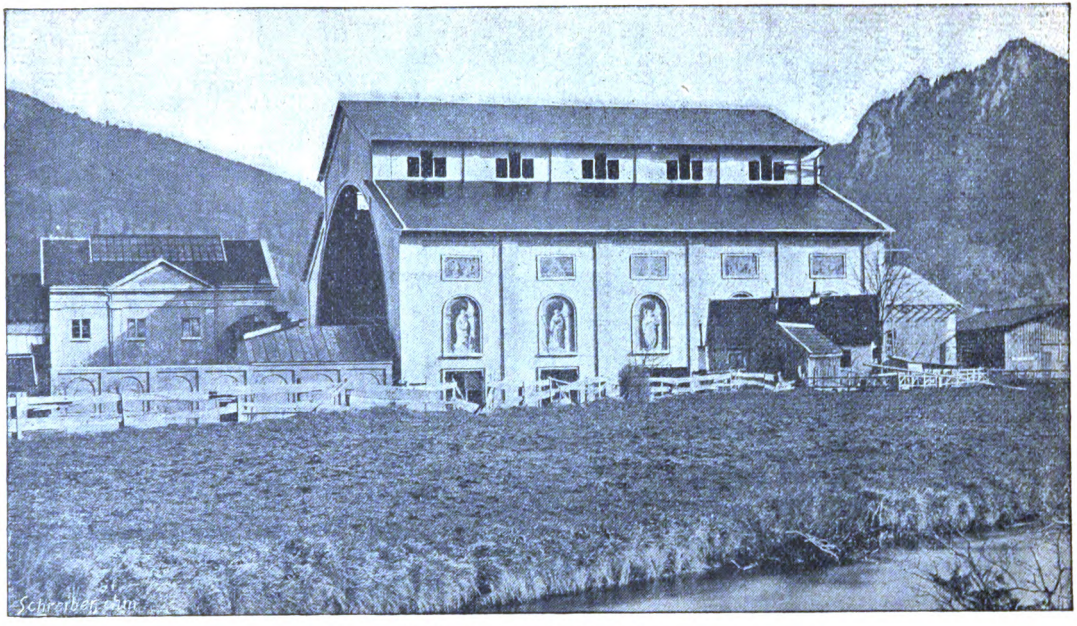
Die Leute in Oberammergau sind durchweg in ihrem Benehmen freundlich und dienstgefällig; sie bestreben sich, dem Fremden, der in der Spielzeit bei ihnen ins Quartier kommt, sein Verweilen darin, mag es an sich mitunter auch ziemlich primitiv sein, nach Kräften angenehm und behaglich zu machen und seinen Wünschen entgegenzukommen. Wer vor zehn Jahren das Passionsspiel besucht hat und diesmal wieder hinkommt, findet übrigens wesentliche Fortschritte in jeder Beziehung. Die Einwohnerschaft hat es sich angelegen sein lassen, durch Vergrößerung und Verschönerung ihrer Häuser wie durch Neubauten und verbesserte Einrichtungen den gesteigerten Ansprüchen entgegenzukommen. Die Zahl der Gasthäuser und Wirtschaften ist freilich nicht vermehrt worden, und Spekulanten, die sich nur für das laufende Spieljahr einnisten wollten, bekamen keine Konzession. Es sind aber im Orte 9 Gasthäuser und etwa 10 Pensionen vorhanden, und in Privatwohnungen stehen 1900 Zimmer mit ungefähr 3500 Betten zur Verfügung. Um den Fremden, die zu einer Aufführung kommen wollen, schon vorher eine Beruhigung wegen Erlangung von Eintrittskarten und passender Unterkunft zu geben, hat das Passionskomitee ein Wohnungsbureau eingerichtet, das Bestellungen auf beides entgegennimmt und auch sonst alle wünschenswerten Auskünfte erteilt. Es bürgt dafür, daß jede Bestellung, die von ihm bestätigt wurde, auch thatsächlich vorbehalten bleibt. Auch in sanitärer Beziehung hat der Ort große Fortschritte gemacht; durch die Anlage der Wasserleitung, die 90,000 Mark gekostet hat, besitzt jetzt jedes Haus laufendes Quellwasser, sämtliche Straßen sind kanalisiert und verbessert worden.

Zum Theater.

Schon während des letzten Teiles der Eisenbahnfahrt erschließt sich den vom Zuge herbeigeführten Fremden der Anblick des eigenartigen Oberammergauer Panoramas. Während den Hintergrund ein mächtiger Bergwall abschließt, erstreckt sich links der mächtige Laber, rechts ragt der Kofel empor, und durch den schmalen Zugang dazwischen erscheint im blauen Duft der Gipfel der Hohen Not. Der Bahnhof mit seinem stattlichen Stationsgebäude liegt am Westende des Dorfes; in unmittelbarer Nähe befindet sich eine große Restauration. Ein eigens hergestellter Weg führt vom Bahnhof nach dem nur einige hundert Schritte entfernten Theater, dessen mächtige Zuschauerhalle weithin sichtbar ist. In einiger Entfernung von den Häusern steigt ein grüner Hügel auf, der Osterbühel, auf dessen Höhe König Ludwig II. „den kunstsinnigen und den Sitten der Väter treuen Oberammergauern" zur Erinnerung an die Passionsspiele eine von Professor Halbig in München herrlich ausgeführte, kolossale Kreuzigungsgruppe im Jahre 1875 errichten ließ.

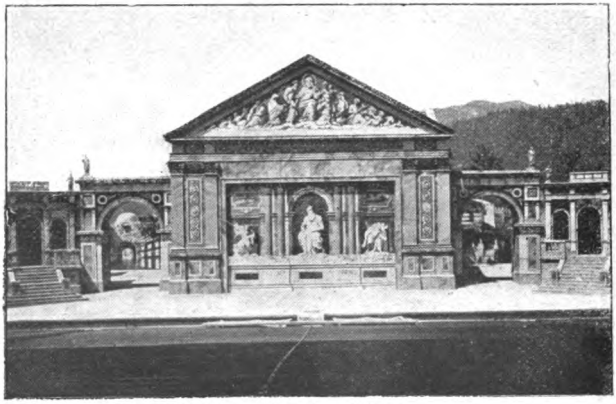
Von dem Osterbühel wird durch drei Böllerschüsse jedesmal das Zeichen zum Anfang des Passionsspiels gegeben. Die Aufführungen beginnen morgens 8 Uhr und dauern, mit einer anderthalbstündigen Mittagspause, bis 5½ Uhr nachmittags. In buntem Gewimmel strömt es vorher auf allen Wegen zum Theater, Bauern und Städter in höchst originell ausschauender Mischung, zumal unter den Fremden alle möglichen Nationalitäten vertreten sind.

Die Aufführungen der „Passion unsres Herrn und Erlösers Jesu Christ" in Oberammergau entstanden im Jahre 1633 zufolge eines Gelübdes, das die Bewohner zur Abwehr der Pest gethan hatten, die damals in ganz Oberbayern wütete. Die Darstellungen wiederholten sich bis 1680 jährlich und wurden dann erst auf alle zehn



Seitliche Front des Passionstheaters.

Jahre beschränkt. Sie fanden bis zum Jahre 1830 auf dem Friedhof statt, erst seitdem wurde das Spiel auf eine am Westende des Ortes befindliche Wiese versetzt, wo sich auch jetzt das umfangreiche Theatergebäude erhebt. Die Front des Passionstheaters läßt, von einer der beiden Längsseiten her betrachtet, deutlich die beiden Hauptteile hervortreten: den überdeckten Zuschauerraum und das eigentliche Theater. Während früher nur ein Teil



Die Passionstheaterbühne.

des ersteren überdacht war, haben die Ammergauer diesmal den ganzen Raum in eine mächtige, feste Halle verwandeln lassen; sechs Eisenbogen tragen die hochragende Ueberdachung, eine Holzkonstruktion mit feuersicherer Ueberkleidung. Der Bau, den Ingenieur Schmuckert aus München ausführte, hat 220,000 Mark gekostet; er faßt 4200 Personen, 200 mehr als vor zehn Jahren. Es sind nur numerierte Sitzplätze vorhanden, aus Klappstühlen bestehend, und so vortrefflich ist der Aufbau und die Anordnung, daß man von jedem, auch dem billigsten Platze

aus freien Einblick auf die Bühne hat. Die Preiſe der Plätze ſind: 1. Platz 10 Mark, 2. Platz 8 Mark, 3. Platz 6 Mark, 4. Platz 4 Mark, 5. Platz 2 Mark. Nach rückwärts ſchließt den Zuſchauerraum eine Holzwand mit einem zweiteiligen Gemälde ab; die eine Seite zeigt das alte Paſſionstheater auf dem Friedhof, die andere den

Hinter den Kulissen mit Blick auf den Zuschauerraum.

Verkehr auf der mittelalterlichen Handelsſtraße zwiſchen Augsburg und Venedig, die an dem Kloſter Ettal vorbei über Ammergau führte, das damals eine ſogenannte Rottſtation mit einer Warenniederlage war.

Die Paſſionstheaterbühne ſelbſt iſt im weſentlichen unverändert geblieben. Sie hat die gewaltige Breite von 42 Meter bei einer Tiefe von 26 Meter. Vor der

eigentlichen Bühne im heutigen Sinne befindet sich in Ausdehnung der ganzen Breite die Vorderbühne, auf der der Chor seinen Platz hat, welcher die Handlung durch seine Gesänge begleitet; hier sammelt sich auch das Volk bei Scenen, die eine größere Ansammlung von Personen bedingen, zum Beispiel beim Einzug Christi in Jerusalem und bei der Kreuzigung. Davor befindet sich das vertieft liegende Orchester. Die eigentliche Mittelbühne kann durch einen Vorhang geschlossen werden; sie ist oben mit Glas gedeckt und hat gleich anderen Theatern wandelbare Dekorationen. Auf ihr werden sämtliche lebenden Bilder gestellt und spielen sich alle Scenen ab, bei denen der Wechsel des Schauplatzes durch die Veränderung der Dekoration vergegenwärtigt wird. Rechts und links neben dieser Bühne gewähren zwei offene Thorbogen den Blick in Straßen der Stadt Jerusalem. Unser Bild auf S. 105 versetzt uns während einer Aufführung hinter die Kulissen mit Blick auf den Zuschauerraum von einer dieser beiden Straßen aus. An die Thorbogen schließen sich beiderseits Häuser, vom Zuschauer links das des Pilatus, rechts das des Hohenpriesters Kaiphas. Beide haben Balkons, auf denen sich die Scenen zwischen Pilatus und Christus und Annas und Christus abspielen. Durch diese zusammendrängende Anordnung ist somit Gelegenheit geboten, an sechs verschiedenen Orten, auf der Vorderbühne, auf der Mittelbühne, auf den Balkons beider Häuser und in den beiden Straßen die Handlung vor sich gehen zu lassen. Einen besonders stimmungsvollen Eindruck macht es, daß hoch über diesen Dekorationsbauten die Berge hereinschauen.

Es wirken bei den Aufführungen („dem" Passion, wie die Ammergauer sagen) rund fünfhundert Personen mit. Ein eigener Spielausschuß setzt jedesmal die Besetzung der Rollen fest. Die älteren Darsteller, die den Besuchern des

Paſſionsſpieles von 1890 wohl noch in der Erinnerung geblieben ſein werden, ſind diesmal meiſt zurückgetreten.

Mit Genehmigung des Kunſtverlags München, Ludwig Frank & Co., München. Copyright 1900.

Anton Lang

Der Chriſtusdarſteller der Paſſionsſpiele.

Bürgermeiſter Lang führt die Oberleitung, während ſein Sohn, Pfarrmeßner Sebaſtian Lang, für ihn den Hohenprieſter Kaiphas darſtellt. Die Chriſtusdarſtellung wurde

Anton Lang junior übertragen, der im gewöhnlichen Leben Hafnermeister ist. Er besitzt einen charaktervollen Kopf und eine klangvolle Stimme. Der berühmte „Christus-Mayer", der dreimal diese Rolle durchführte, mußte seines vorgeschrittenen Alters wegen darauf verzichten, tritt aber als Sprecher des Prologs auf. Die Maria von 1890, Rosa Lang, wird durch die Postbotentochter Anna Flunger ersetzt; Magdalena: Gastwirtstochter Bertha Wolf; Judas: Maler Hans Fink. Chorführer bleibt Jakob Rutz; den Pilatus verkörpert der Feuerwehrhauptmann Sebastian Bauer, während der vormalige Pilatus, Thomas Rendl, trotz seiner siebzig Jahre den Petrus spielt. Johannes: Peter Rendl junior; die kleineren Rollen sind zumeist den früheren Darstellern verblieben.

Wer der Verfasser des ursprünglichen Ammergauer Passionsspieles ist, weiß man nicht. Seinen Inhalt unterzog ein früherer Benediktiner des Klosters Ettal, der nachmalige Pfarrer Ottomar Weis, zuerst einer zeitgemäßen Umdichtung; eine spätere Aenderung besorgte 1860 der damalige Ortspfarrer Jos. A. Daisenberger (gestorben 1883). Die Musik wurde von dem Oberammergauer Lehrer Rochus Dedler (gestorben 1822) geschrieben.

Das Spiel besteht aus drei großen Abteilungen; die erste schildert die Leidensgeschichte Jesu vom Einzuge in Jerusalem bis zur Gefangennehmung auf dem Oelberg, die zweite bis zur Verurteilung durch Pilatus und die dritte bis zur Auferstehung. Meisterhaft gestellt und von prächtiger Wirkung sind fast alle lebenden Bilder. Höhepunkte der Darstellung bilden der Einzug Jesu in Jerusalem, während das jubelnde Volk „Hosianna!" ruft, eine in ihrer Art geradezu vollendete Scene von packendster Wirkung; das Abendmahl, nach dem Gemälde Leonardo da Vincis und in seiner Einfachheit überaus ergreifend, und die Kreuzigung und Kreuzabnahme.

Das Spiel ist aus!

Die ganze Darstellung erhält durch die liebevolle Hingebung aller Teilnehmer eine besondere Weihe; dadurch überkommt den Zuschauer niemals das Gefühl einer Profanierung und wird jeder Vergleich mit dem modernen Theater abgewehrt. Mit reger Anteilnahme und häufig genug mit geradezu andachtsvoller Ergriffenheit wohnen die Tausende der Zuschauer, und zwar die naiven Landleute so gut wie die mehr oder minder kunstverständigen Städter, den Aufführungen bei. Mit Ausnahme der Mittagspause weicht kaum jemand von seinem Platze, und erst nach der Himmelfahrt des Herrn am Schluß, wenn er in seiner Glorie den Jüngern und Jüngerinnen, die er mit erhobener Rechten segnet, allmählich in die Wolken entrückt wird, kommt Leben in die Massen. Das Spiel ist aus! und wiederum beleben sich alle Straßen und Wege. Die einen eilen zum Bahnhof, andere, namentlich Landleute aus der Umgegend, streben zu Fuß oder zu Wagen heim, manche aber bleiben auch noch in dem freundlichen Oberammergau, um mit den Einwohnern nähere Bekanntschaft zu schließen und Ausflüge in die Umgegend, namentlich zu dem im Graswangthal gelegenen Schloß Linderhof, zu unternehmen.

Mit Vorbehalt.

Novelle von Theodor Kabelitz.

(Nachdruck verboten.)

1.

Juſtizrat Jeſſen, der graubärtige Rechtsanwalt, ſah nicht ohne Erſtaunen über den oberen Rand ſeiner Brille hinweg auf den eintretenden Huſarenoffizier.

„Herbert v. Brunckhorſt,“ ſtellte ſich dieſer vor.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Baron. Was verſchafft mir die Ehre?“

„Ich möchte Ihren Rat in Anſpruch nehmen, Herr Juſtizrat. Wie hat man ſich zu verhalten, wenn bei einer Erbſchaft die Schulden dem Wert des Vorhandenen gleich ſind?“

„Hm!“ machte der Anwalt. Er kannte die Verhältniſſe auf Brunckhorſt ſehr genau. „Das kommt ganz auf das Objekt an. Wo zum Beiſpiel alter Familienbeſitz mit ſeinen ideellen und moraliſchen Werten in Frage ſteht, und wo die Summe der Hilfsmittel —“

Herbert unterbrach die Auseinanderſetzung. „Offenbar bin ich mißverſtanden worden, Herr Juſtizrat. Ich ſprach nicht von moraliſchen und ideellen Werten, auch nicht von Hilfsmitteln irgend welcher Art. Meine Frage bezog ſich lediglich auf die materielle Seite der Sache, auf den Wert,

der sich in Zahlen und Ziffern ausdrücken läßt. Also noch einmal: Was thut ein moderner, vernünftiger Mensch, wenn er vor eine Erbschaft gestellt wird, in der die Schulden das Vermögen voraussichtlich übersteigen?"

„Hm!" machte der Justizrat zum zweitenmal. Dabei warf er auch einen zweiten erstaunten Blick über die oberen Ränder seiner goldenen Brille hinweg auf sein Gegenüber. „Ein moderner, vernünftiger Mensch, sagen Sie, Herr Baron? Hm! Ein solcher Mensch wird in solchem Fall die Erbschaft voraussichtlich cum beneficio inventarii, will sagen mit der Rechtswohlthat des Inventars, das heißt mit Vorbehalt antreten."

„Schön, Herr Justizrat! Möchten Sie nun auch die Güte haben, mich über Wesen und Bedeutung dieses Vorbehalts zu unterrichten? Meine Geschäfts- und Gesetzeskunde sind augenblicklich noch nicht ganz einwandsfrei."

„Die Sache ist sehr einfach, Herr Baron. Ist die Erklärung abgegeben, daß der Erbe die Erbschaft nur mit Vorbehalt antritt, so wird die Masse flüssig gemacht und dient zunächst zur Befriedigung der Gläubiger. Bleibt darauf noch ein Ueberschuß, so fällt er an den Erben. Andernfalls aber, das heißt wenn die Hinterlassenschaft zur Befriedigung der Gläubiger nicht ausreicht, ist der Erbe jeder Haftpflicht für ausfallende Forderungen ledig."

Herbert v. Brunckhorst dachte einen Augenblick nach. „Wenn also die Hinterlassenschaft ohne Vorbehalt angetreten wird, bleibt der Erbe für die sämtlichen Schulden des Erblassers haftbar."

„Es ist, wie Sie sagen, Herr Baron."

„Auch dann, wenn er selbst die ganze Erbschaft zur Befriedigung der Gläubiger verwendet?"

„Auch dann."

„Wie nun aber, wenn der Erbe seinerseits nicht ge-

nügend persönliches Eigentum hat, um den Ausfall zu decken?"

„Dann bleibt er eben Schuldner, bis die Gläubiger befriedigt sind. Gegebenen Falles sein ganzes Leben hindurch."

„Und dieser Schuldknechtschaft entgeht, wer die Hinterlassenschaft mit Vorbehalt antritt?"

„Natürlich. Niemand wird gezwungen, Schulden zu erben."

„Schön, Herr Justizrat! Ich nehme diese Wohlthat des Gesetzes für mich in Anspruch und lege hier dieses Verzeichnis des Nachlasses in Ihre Hände. Ich bitte Sie nun, am rechten Ort die rechten Schritte zu thun und meine Interessen in jeder Hinsicht wahrzunehmen. Wie lange darf ich nach dieser Erklärung noch auf Bruckhorst wohnen bleiben?"

„Bis die Besitzfrage geregelt ist."

„Gut! Das ist mehr Zeit, als ich brauche. Ein paar Tage genügen für meine Vorbereitungen. Liegt mir sonst noch etwas zu thun ob?"

„Wenn Sie diese Vollmacht unterschreiben, ist alles in Ordnung, Herr Baron."

Der Justizrat reichte ihm ein Formular, auf dem die Vollmacht vorgedruckt war, Herbert setzte seinen Namen darunter und wollte sich entfernen.

Doch der Justizrat hielt ihn zurück. „Bitte, Herr Baron, noch einen Augenblick! Sie gestatten dem Manne, den Sie zu Ihrem Rechtsbeistand gewählt haben, wohl noch einige weitere Fragen."

„Bitte!"

„Sie sind Offizier. Werden Sie es auch bleiben, wenn Sie Bruckhorst nicht antreten?"

„Mein Abschiedsgesuch ist der zuständigen Stelle eingereicht. Die Bewilligung wird voraussichtlich nicht lange

auf sich warten lassen. Dann bin ich frei und mein eigener Herr."

„Hm!" machte der Justizrat. „Sie wollen also, wenn ich Sie recht verstehe, einen neuen Beruf wählen."

„Ja. Ich habe meine Laufbahn als Offizier stets nur als Durchgangsstadium betrachtet. Persönliche Neigung zog mich von jeher zur Landwirtschaft. Was später geschehen sollte, tritt nun eben einige Jahre früher ein."

„Sie betonen Ihre Neigung zur Landwirtschaft und geben doch Bruncksorst auf? Ich verstehe das nicht recht."

Herbert lächelte seltsam. „Dingen, die man nicht ändern kann, muß man freien Lauf lassen. Ich habe die Verhältnisse auf Bruncksorst geprüft, bevor ich Entschlüsse faßte. Dort ist nicht weniger als alles nachzuholen. Dazu gehören Mittel, über welche ich nicht verfüge. Und wenn ich das Gut dennoch übernähme, wenn ich meine beste, meine ganze Kraft daran setzte, ich wäre nur scheinbar frei, die Gläubiger hielten mich an der Kette mein Leben lang. Jeder Zinstermin stände mir als Schreckgespenst vor Augen, weil er meine erborgte Herrlichkeit über den Haufen werfen könnte. Es ist kein Zeichen von Mut, mit unzulänglichen Mitteln an eine Sache zu treten. Selbst wenn es glückt, hat's keinen weiteren Wert als ein gelungenes Abenteuer. Es ist auch nicht männlich, wegen einer Scheinherrschaft den Nacken zu beugen oder die Hände in Fesseln zu legen. Und das muß der thun, der nicht weiß, wovon er die nächsten Zinsen bezahlt. Nein, Herr Justizrat. Frei will ich sein. Den Grund will ich legen zu einem neuen Bau und nicht ein altes Dach ausflicken, das mir der erste Sturm vom Kopfe reißt. Und wenn's eine Hütte wird, die ich baue, *mein* muß sie sein."

Mit unverhehltem Interesse sah der Justizrat auf den jungen Mann, dessen Wangen die Erregung höher gefärbt hatte. „Also was beabsichtigen Sie zu thun?"

„Zuerst mir gründliche Kenntnisse von der Landwirtschaft verschaffen. Ich denke zwei Jahre tüchtiger Vorbereitung als Verwalter auf einem Gute werden genügen. Was dann weiter geschieht? — Die Zeit wird es lehren."

„Bei Ihrem Stande, mit Ihrem Namen, Herr Baron? Haben Sie das wohl überlegt?"

„Mein Stand hängt an diesem Rock. Mit dem einen lege ich auch den anderen ab. Und mein Name? Ja, Herr Justizrat, den habe ich nun einmal. Wollte ich ihn ändern, würde ich zugeben, der Name sei etwas Besseres als der Mann, der ihn trägt. Nein, Herr Justizrat. Ich denke, wo ich persönlich bleibe, soll mein Name allezeit in Ehren bestehen."

„Zugegeben, Herr v. Bruncksorst. Zugegeben auch, Ihr Plan ist der eines modernen, vernünftigen Menschen; aber Ihr Plan läßt eine Möglichkeit außer Betracht."

„Und die wäre?"

„Ich bitte recht sehr, mich nicht mißzuverstehen. Der Anwalt hat schließlich in Geldsachen dieselbe Stellung nach Rechten und Pflichten, die der Seelsorger gegenüber dem Gewissen, und der Arzt zum kranken Leibe einnimmt. Da muß auch das letzte bloßgelegt werden. Und darum ... Sie sind Offizier, von altem Adel, ein stattlicher junger Mann, eine Erscheinung, wie man sie selten trifft. Es giebt Erbinnen genug, die nicht nur den Willen, sondern auch die Mittel haben, solcher Vorzüge halber die Schulden auf Bruncksorst in Bausch und Bogen in den Kauf zu nehmen. Und darum wiederhole ich: ein moderner, vernünftiger Mensch, wie Sie ihn angenommen haben, würde, bevor er ein altes Familienerbe nur mit Vorbehalt antritt, das heißt, es unter den Hammer kommen läßt, wohl überlegen, ob eine Heirat nicht zweckmäßiger wäre."

Justizrat Jessen beobachtete genau den Eindruck seiner Worte.

Als er schwieg, sah Herbert v. Bruncksorst einen Augenblick still vor sich hin. Dann sagte er: „Herr Justizrat, ich weiß, daß der von Ihnen angedeutete Weg von vielen eingeschlagen wird, ich will nicht einmal verhehlen, daß ich selber schon daran gedacht habe. Aber er ist für mich nicht gangbar, dieser Weg, und darum mag ich wohl der mehrerwähnte moderne, vernünftige Mensch doch nicht sein. Soviel Idealismus ist immerhin an mir hängen geblieben, daß ich nicht von meiner künftigen Frau gekauft oder, wenn das ein wenig zu theatralisch klingt, abhängig sein will. Verstehen Sie mich recht, Herr Justizrat! So bescheiden bin ich nicht, daß ich die Hütte dem Schloß unter allen Umständen vorziehe. Nur muß das Schloß *mein* sein! Es darf nicht mit Hypotheken belastet werden, bevor ich es betrete. Und den Anspruch auf Glück, den meine einstige Frau unzweifelhaft zu stellen berechtigt sein wird, soll sie nicht bar bezahlen. Ich sage keineswegs, daß ich unter allen Umständen ein mittelloses Lieb heimführen werde. Ob reich, ob arm, das gilt mir gleich. Nur die Wahl soll sich ohne Rücksicht darauf vollziehen. Da sich nun nicht voraussetzen läßt, daß mir in diesen Tagen das Mädchen begegnet, dem ich wirklich und von Herzen zugethan sein werde, und das mich ebenso lieb hat; und da ich noch weniger erwarten darf, daß dieses Mädchen, wenn es thatsächlich käme, zugleich die von Ihnen erwähnte Erbin sein wird, so ist der Weg, von dem Sie sprachen, für mich nicht gangbar. Es muß also schon sein Bewenden dabei haben: Bruncksorst — mit Vorbehalt!"

„Wie Sie wünschen, Herr Baron. Jedenfalls hielt ich es für meine Pflicht, auch diesen Punkt zu berühren. Und nun noch eines — das letzte. Haben Sie mit Herrn Kommerzienrat Helmers über Ihren Entschluß gesprochen?"

„Nein."

„Der Herr ist Ihr Onkel. Oder irre ich mich?"

„Die Frau Kommerzienrat war die Schwester meines Vaters."

„Schön! Wäre es nicht gut, sich vor dem entscheidenden Schritt mit Ihrem Verwandten in Verbindung zu setzen?"

„Um mich möglicherweise mit seiner Hilfe zu rangieren, meinen Sie?"

„In Geldsachen darf man nicht sentimental sein. Allein auch abgesehen von direkter pekuniärer Hilfe, würde ich den Beirat einer Finanzgröße wie der Herr Kommerzienrat für sehr wertvoll halten. Und da Ihnen der Herr verwandtschaftlich so nahe steht —"

„Es ist für mich vollständig ausgeschlossen, bei diesem Anlaß Verbindungen zu suchen, die seit Jahren abgerissen sind."

„Darf ich die Gründe wissen?"

„Gehören diese Familiengeschichten unbedingt zur Sache, Herr Justizrat?"

„Doch wohl. Auch ohne daß Sie es wünschen, können wir dem Herrn Kommerzienrat in dieser Angelegenheit begegnen. Ich setze nur den Fall, daß er als Käufer für Bruncksorst auftritt."

„Mag er es! Ich kann es nicht ändern. Doch um es kurz zu machen — der Kommerzienrat hat eine Tochter. Sie war als kleines Mädchen oft draußen auf Bruncksorst. Damals kamen wir recht gut aus miteinander, Elli und ich. Als Kadett schwoll mir der Kamm ganz ungeheuer. Ein aufgeblasener Frosch will quaken. Eines Tages that ich unreifes Bürschchen den Ausspruch: „Du bist von minderwertiger Herkunft, du bist nur Halbblut. So eine wie du kann ich nicht heiraten." Und zu derselben Stunde schwur Elli, damals ein halbwüchsiges Mädchen: „Ein dummer Junge wie du — bah! Ich will nicht Elli

Helmers heißen, wenn ich dich nehme!" — Sie, Herr Justizrat, werden solche Aeußerungen ohne Zweifel für bedeutungsloses Kindergeschwätz halten. Damals wurde der Fall anders beurteilt. Der Vater des Kadetten gab seinem Jungen recht. Es wäre gerade genug, daß eines aus der Familie sich bürgerlich „verschofelt" hätte. Eine prompte Antwort von der doppelt beleidigten Mutter des Mädchens blieb natürlich nicht aus. Ihre Tochter sei zu schade, einem heruntergekommenen Landjunker wieder auf die Beine zu helfen. Das war der Bruch in aller Form. Die Jahre haben den Riß nur weitergemacht. Weder die Geschwister, ich meine die Eltern der Kinder, noch die einstigen Spielgenossen haben sich wieder gesehen. Wollte ich in diesem Augenblick Herrn Kommerzienrat Helmers an unsere Verwandtschaft erinnern, so würde ich das Urteil, das seine Gattin vermutlich vorahnend einst gefällt hat, geradezu herausfordern, und — ich will die Augen nicht niederschlagen müssen. Vor niemand, Herr Justizrat!"

„Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Baron. Wohin darf ich Ihnen Nachricht geben?"

„Wenn Sie gestatten, spreche ich in etwa acht Tagen noch einmal vor. Ich habe noch einige Angelegenheiten abzuwickeln, bevor ich diese Gegend verlasse."

Der Justizrat geleitete seinen Klienten bis an die Thür. Dann stand er mitten im Zimmer still. „Das ist ja ein sehr entschiedener Charakter, dieser Herr Herbert v. Bruckhorst! Wie kaltblütig er die Sache anfaßt! Ein moderner, vernünftiger Mensch, sagte er ... hm! Und dabei solche Heiratstheorie!"

Der Justizrat dachte noch einen Augenblick nach, dann ging er ans Telephon. Die gewünschte Verbindung war bald hergestellt.

„Ist Herr Kommerzienrat Helmers im Comptoir? ...

Ja? ... Sagen Sie, bitte, dem Herrn Kommerzienrat, Justizrat Jessen würde sich sogleich die Ehre geben, ihn in dringender Sache aufzusuchen. Haben Sie verstanden? In dringender Sache! ... Schön! Schluß!"

Ohne Zeitverlust machte sich der Anwalt auf den Weg nach dem Helmersschen Comptoir. Eine Thür trennte das Arbeitszimmer des Kommerzienrats von der langen Flucht der vorderen Räume.

„Störe ich?" fragte der Justizrat im Eintreten.

„Nein, lieber Jessen. Bitte, setzen Sie sich. Zigarre gefällig? — So! Nun kann's losgehen! Also, was giebt es?"

„Soeben war Ihr Neffe, Herr Herbert v. Brunckhorst, bei mir im Bureau."

„Was Sie sagen! Wollte wohl eine kleine Hypothek aufnehmen, wie?"

„Nicht im entferntesten. Es ist ja keine Indiskretion, wenn ich Ihnen heute schon sage, was in kürzester Frist in allen Blättern zu lesen sein wird. Herr v. Brunckhorst tritt sein Erbe mit Vorbehalt an. Das Gut kommt unter den Hammer."

„Das wäre!"

„Herr v. Brunckhorst hat mich mit der Regelung der Angelegenheit beauftragt, hat mir die Wahrung seiner Interessen in die Hand gelegt. Ich werde dieselben wahrnehmen, Herr Kommerzienrat."

„Na, versteht sich."

„Im Interesse Ihres Neffen komme ich nun zu Ihnen."

„Zu mir?"

„Ihr Neffe ..."

„Sagen Sie 'mal, mein lieber Justizrat ... ich weiß gar nicht, wie Sie mir heute vorkommen! Weshalb reiben Sie mir nun schon zum drittenmal den Neffen unter die Nase? Der Vater des jungen Herrn war der

Bruder meiner verstorbenen Frau. Aber was folgt daraus? Was gehen mich die Brunckhorst an? Was habe ich mit ihren Interessen zu thun?"

„Als Ihr Neffe in mein Bureau trat, um mich mit seinen Angelegenheiten zu betrauen, war kaum eine Stunde vergangen, seit Sie mir den Auftrag erteilt hatten, ich solle die letzten Hypotheken, durch welche die Herrschaft Brunckhorst bis über die Dachsparren belastet ist, unter der Hand aufkaufen."

„Ganz richtig! Und weiter?"

„Nun, dieser Auftrag konnte doch nur den Zweck haben, daß Sie die Hand über Ihren Neffen halten wollten, damit das Gut ihm verbleibe."

„Die Hand über ihn halten? Ich über einen Brunckhorst? Den Herrn Baron fein säuberlich davor schützen, daß ihn niemand an die fälligen Zinsen mahnt? Nein, lieber Justizrat, da irren Sie sich gewaltig. Natürlich bin ich Ihnen verbunden für Ihre hervorragend gute Meinung, aber Sie überschätzen mich. So menschenfreundlich bin ich nicht, daß ich Rippenstöße mit Komplimenten beantworte. Die Hand über ihn halten? In der Hand will ich ihn haben. In der Hand, mein lieber Jessen! Ihn und das Gut!"

„Aber Ihr Neffe ist doch unschuldig an dem Zwist der Familien."

„So? Wissen Sie das genau? Und überhaupt — der junge Mann, in dessen Interesse Sie hier erstaunlich löblichen Eifer entwickeln, geht mich gar nichts an. Nicht das geringste!"

„Wozu wollen Sie ihn denn in der Hand haben?"

„Thun Sie mir den Gefallen und fragen Sie nicht hinterlistig! Nachdem meine Frau sich mit ihrem Bruder gezankt hatte, nahm sie mir das Versprechen ab, daß unsere Elli einst als Herrin einziehen solle in das Haus

ihrer Großväter. Ellis Blut wäre nicht weniger echt und edel als Bruncksorstsches, sagte meine Frau. Wenn nicht bereits ihr Bruder, würde sicher sein Sohn Bruncksorst aufgeben müssen. Sie hat richtig prophezeit, lieber Jessen. Elli soll also Herrin werden auf Bruncksorst, ich habe es versprochen. Und ein Schloß baue ich ihr, Sie sollen Ihre Freude daran haben, Jessen, ein richtiges Schloß! Die alte Baracke muß weg."

Der Anwalt lächelte fein. „Es führen viele Wege nach Rom, liebster Kommerzienrat."

„Aha! Ich verstehe. Hat er von einer Heirat mit Elli gesprochen? Wollen Sie den Freiwerber machen?"

„Sie mißverstehen mich gründlich."

„Denke nicht daran! Ich verstehe Sie ganz genau, Sie alter Fuchs!"

Der Anwalt lachte. „Man soll nichts verschwören. Ihr Neffe ist ... hm! ... ein moderner, vernünftiger Mensch. So sagte er. Keine Spur von Sentimentalität! Nicht im geringsten angekränkelt von eingebildeten Vorzügen! Ich habe ein Auge dafür. Sie glauben nicht, wie schnell und sicher ein Charakter beurteilt werden kann aus der Art, wie der Mensch seine Geschäfte einleitet. Sie sollten Ihren Neffen kennen lernen, wie er jetzt ist. Wirklich, lieber Helmers! Aber mißverstanden haben Sie mich vorhin doch. Da Herr v. Bruncksorst sein Erbe mit Vorbehalt antritt, könnten Sie das Gut sofort übernehmen. Dann ist Ihr Wunsch erfüllt. Fräulein Helmers wird Schloßherrin auf Bruncksorst. Aber auch Ihr Neffe erreicht sein Ziel, ohne daß es zu öffentlichem Aufsehen kommt."

„Welches Ziel?"

„Herr v. Bruncksorst möchte nicht in Schuldknechtschaft geraten."

„Ach so! Darum soll ich für ihn bezahlen!"

„Nicht doch. Der Verstorbene mag seinen Kredit erschöpft haben bis zur Nagelprobe, verloren ist an der Sache noch nichts. Besonders dann nicht, wenn das Gut auf zeitgemäße Höhe gebracht wird, wozu freilich Mittel gehören."

Der Kommerzienrat schüttelte den Kopf. „Gesetzt auch den Fall, ich übernehme das Ganze, wie es daliegt, für den Betrag der hypothekarischen Belastung, dann bliebe immer noch das andere an dem jungen Mann hängen, was keine Hypotheken sind. Die öffentliche Prozedur würde dadurch nicht vermieden. Es geht nicht, lieber Jessen."

„Sie müßten eben alles regulieren — alles!"

„Ich? Wie käme ich dazu, die Schulden meines toten Schwagers zu bezahlen."

„Ihr Neffe ist ein moderner, vernünftiger Mensch. Sie sollten sich ihn ansehen. Ich gönnte es ihm, daß er der Last ledig würde, die er nicht aufgehäuft hat. Eine öffentliche Abwickelung der Sache läuft doch im Grunde auf einen Konkurs des alten Bruncknorst hinaus. Daß dadurch die Laufbahn des Sohnes gefördert wird, läßt sich nicht annehmen."

„So mag er zu etwas anderem greifen."

„Thut er auch. Er wird Landwirt."

„Landwirt? Und dann giebt er Bruncknorst auf? Komisch!"

„Gar nicht komisch. Das Gut kann er bei dieser Verschuldung nicht halten. Außerdem will er erst ein paar Jahre in die Lehre gehen."

„Nun lassen Sie uns 'mal bei der Sache bleiben, lieber Jessen. Ich bin nicht schadenfroh und auch nicht rachsüchtig, obgleich jetzt die beste Gelegenheit dazu wäre. — Oder haben Sie vorher noch etwas auf dem Herzen?"

„Sie sollten sich Ihren Neffen ansehen."

„Den guten Rat haben Sie mir schon ein paarmal gegeben. Hat er Ihnen denn wirklich so gefallen? Aufrichtig, Justizrat!"

„Ruhig, sachlich, klar, entschlossen — so ist Ihr Neffe. Nur in einem täuscht er sich über sich selbst. Er hält sich für einen modernen, vernünftigen Menschen, und das ist er nicht. Ich schlug ihm vor, sich durch eine reiche Heirat zu rangieren ..."

„Das thaten Sie?"

„Natürlich that ich das. Bei seinem Namen, bei seinem Aussehen ... na, kurz und gut, fehlschlagen könnte ihm das auf keinen Fall. Er aber hat es rundweg abgelehnt. Er träumt noch von einem holden Liebchen und von einer Hütte. Der letzteren erlaubt er allergnädigst unter Umständen auch ein Schloß zu sein."

„Na, sehen Sie!"

„Nichts sehe ich. Von dem Liebchen läßt er nichts ab. So recht von Herzen muß sie ihm zugethan sein, und er ihr, anders geht's nicht. Trifft das aber zu, will er's nicht übelnehmen, wenn sie nebenbei noch was hat."

„Das hat er Ihnen gesagt?"

„Sie meinen, damit ich es Ihnen wiedererzählen soll? Nein, bester Kommerzienrat. Von Ihnen wurde allerdings auch gesprochen, das heißt, ich habe einiges aus ihm herausgepreßt. Darin hat er recht, eine Annäherung seinerseits könnte mißdeutet werden. Er will frei sein, will die Augen vor niemand niederschlagen. Thun Sie also den ersten Schritt, Helmers!"

„Es nutzt ihm nichts, lieber Jessen. Auch wenn er mir gefällt, nutzt ihm das nicht das geringste. Elli haßt ihn. Ihre Mutter hat dafür gesorgt, daß das Feuer nicht ausging. Der Erbe von Bruckhorst mag ja zu beklagen sein, aber helfen kann ich ihm nicht. Elli haßt ihn. Sie hat es mir oft genug gesagt."

2.

Elli Helmers wurde als Besitzerin von Bruncksorst ins Grundbuch eingeschrieben. Sie war überglücklich. Ihre Wohnung blieb natürlich im Vaterhause, aber fast täglich fuhr sie nach dem Gut hinaus. Wenigstens in der ersten Zeit. Zu ihrer Begleitung war Fräulein Lampe da. Diese würdige Persönlichkeit hatte früher Ellis Musikübungen beaufsichtigt, jetzt war sie zur Hälfte Gesellschafterin und zur anderen Hälfte Anstandsdame. Neben dem Essen und Trinken erblickte sie ihre Hauptaufgabe darin, mit der jungen Gutsherrin stets einer Meinung zu sein.

Als diese zum erstenmal den Fuß auf ihr Eigentum setzte, suchte sie im Park sogleich den Platz aus, wo das Schweizerhäuschen errichtet werden sollte, in dem sie von den Sorgen der Verwaltung auszuruhen gedachte. Von ihren Aufgaben als Gutsherrin war Fräulein Elli überhaupt vollständig durchdrungen. Sie widmete sich denselben mit um so größerem Eifer, je weniger Sachkenntnis irgend welcher Art ihren Maßnahmen hinderlich war. Die Einfassungen der Beete und die etwas verwilderten Fußwege im Park erfreuten sich ihrer besonderen Fürsorge.

Der Kommerzienrat ließ seine Tochter vollständig nach eigenem Gutdünken handeln. Des Ertrags halber hatte er ja Bruncksorst überhaupt nicht gekauft. Elli hatte ihre Freude an dem Besitz, das genügte einstweilen. Obendrein verstand der Kommerzienrat gerade so viel von der Landwirtschaft, daß er zarte Gemüse zu schätzen wußte und genaue Kenntnis von den Vorzügen frischer Butter besaß.

Eines sah übrigens Fräulein Elli sehr rasch ein — ohne Verwalter ging es nicht auf Bruncksorst. Der Kommerzienrat wollte sich mit der Auswahl und Anstellung einer geeigneten Persönlichkeit nicht befassen. Damen,

denen das Leben geschäftliche Aufgaben zuweist, müssen bei Zeiten lernen, sie selbständig zu erledigen, belehrte er Elli.

Die Inspektorstelle auf Bruckhorst wurde ausgeschrieben. Der Kommerzienrat nahm die Meldungen entgegen, entscheiden mußte die Gutsherrin selbst.

Unter den Bewerbern befand sich auch ein gewisser Klasen. Er war verheiratet und hatte graues Haar. Das machte einen sehr günstigen Eindruck auf Elli. Außerdem fand sie in seinem Gesicht etwas Biederes und Treuherziges. Und wie konnte er reden! Ohne Beschäftigung hielt er es keine vierundzwanzig Stunden aus. Mehrfach war er schon zur Aushilfe eingesprungen bei Todesfällen, oder wenn plötzlich einer krank wurde, aus Gefälligkeit natürlich. Dadurch erklärten sich einige Lücken in der Reihe seiner Zeugnisse. Auch jetzt kam es ihm weniger auf das Gehalt an, nur eine Thätigkeit wollte er haben, einen Wirkungskreis. Er fühlte sich noch zu rüstig und zu kräftig, um einzurosten. Wer so wie er von Jugend auf gearbeitet hatte, konnte das Arbeiten einfach nicht lassen. Und wie gesagt — Gehalt war Nebensache. Nur der Wirkungskreis. Also sprach Inspektor Klasen.

Der Kommerzienrat äußerte zu alledem kein Wort. Elli dagegen war ganz entzückt. Klasen deuchte ihr geradezu der Typus eines braven, ehrlichen Landmannes.

Klasen wurde also Inspektor auf Bruckhorst.

Am nächsten Tage hatte der Kommerzienrat mit seinem Anwalt geschäftlich zu verhandeln.

„Sagen Sie 'mal, lieber Jessen, ist der Kontrakt mit dem Inspektor schon fertig? — Noch nicht? — Na, dann machen Sie doch so eine kleine Klausel hinein, daß man ihn jeden Augenblick los werden kann. Ich möchte auch nicht, daß Sie sich einbilden, ich hätte den Mann ausgesucht. Im Gegenteil! Mein Geschmack ist das nicht.“ — —

„Das soll ein guter Nährboden sein für herzliche Zuneigung, ohne die sich nun 'mal Herr v. Bruncksorst nicht glücklich fühlen kann. Meinen Sie nicht auch?"

„Hinterlistig sind Sie, das habe ich Ihnen schon einmal gesagt, lieber Jessen. Nun werden Sie auch noch neugierig. Einem alten Juristen sollte das nicht passieren. Verehrtester."

Der Justizrat lachte.

„Und wer die Hand darüber deckt, will seine Papiere nicht zeigen. Das sollte ein erfahrener Geschäftsmann am wenigsten vergessen."

„Nun lassen Sie uns einmal ernsthaft zur Sache kommen! Also mein Versprechen muß ich halten. Elli soll Herrin sein auf Bruncksorst, darum kaufen Sie ihr das Gut. Dem bewußten jungen Herrn will ich keine Steine in den Weg werfen, trotz allem. Man soll nicht sagen, daß ich mich auf seine Kosten bereichere. Zahlen Sie also einen Preis, der sämtliche Schulden deckt. Aber nicht mehr. Dann hat Elli ihr Rittergut, und Herr v. Bruncksorst, frei und ledig auf eigene Füße gestellt, mag zeigen, was in ihm steckt."

„Jedenfalls giebt es demnächst eine Herrin von Bruncksorst ohne den Namen, und einen Herrn v. Bruncksorst ohne das Gut," lachte der Justizrat.

— — — — — — — — — — — —

Herbert v. Bruncksorst reiste noch einmal nach seiner Garnisonstadt zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Für die beiden Reitpferde fanden sich sogleich Liebhaber, die hohe Preise zahlten. Was er außerdem besaß, fiel weniger ins Gewicht. Alles in allem sah er sich schließlich im Besitz einer Summe, die bei bescheidensten Ansprüchen für seinen Unterhalt während der Lehrzeit ausreichen konnte.

Dann suchte er Justizrat Jessen noch einmal auf, um

sich nach dem Stand der Erbschaftsangelegenheit zu erkundigen.

Als Herbert v. Bruncksorst von den Abmachungen mit Kommerzienrat Helmers hörte, sah er betroffen auf. „Gestatten Sie eine offene Frage, Herr Justizrat?"

„Bitte!"

„Von wem ging die Anregung zu dieser Form der Abwickelung aus?"

„Von mir, Herr Baron. Sie werden dadurch zu nichts verpflichtet, nicht einmal zu einem Besuch. Die Sache wickelt sich ausschließlich in Zahlen ab. Uebrigens konnte der Herr Kommerzienrat das Gut ja auch beim gerichtlichen Verkauf erwerben."

„Und sogar billiger. Das frappiert mich eben. Weshalb zahlt er mehr, als er nötig hat?"

„Und weshalb wollen wir uns den Kopf des Herrn Kommerzienrats zerbrechen? Er hat keinen Nachfolger im Geschäft. Schließlich wird doch eine Aktiengesellschaft daraus. Ein Gut will er haben, seine Gattin war eine Baronin v. Bruncksorst, also kauft er Bruncksorst am liebsten. Das ist alles."

„Nun noch eine Bitte, Herr Justizrat! Diese Summe hier ist alles, was ich habe. Ich möchte sie bei Ihnen deponieren. Wohin die Zukunft mich verschlägt, und in welche Verhältnisse ich komme, kann ich nicht sagen. Darum möchte ich mein ganzes Hab und Gut nicht beständig in der Tasche mit mir herumtragen. Wenn Sie die Liebenswürdigkeit besitzen, lasse ich's mir nach Bedarf schicken."

„Mit Vergnügen, Herr Baron." —

Wenige Minuten später stand Herbert v. Bruncksorst draußen auf der Straße. Sein Weg war jetzt frei. Vor ihm lag die Zukunft. Er schritt ihr wohlgemut entgegen.

2.

Elli Helmers wurde als Besitzerin von Bruncksorst ins Grundbuch eingeschrieben. Sie war überglücklich. Ihre Wohnung blieb natürlich im Vaterhause, aber fast täglich fuhr sie nach dem Gut hinaus. Wenigstens in der ersten Zeit. Zu ihrer Begleitung war Fräulein Lampe da. Diese würdige Persönlichkeit hatte früher Ellis Musikübungen beaufsichtigt, jetzt war sie zur Hälfte Gesellschafterin und zur anderen Hälfte Anstandsdame. Neben dem Essen und Trinken erblickte sie ihre Hauptaufgabe darin, mit der jungen Gutsherrin stets einer Meinung zu sein.

Als diese zum erstenmal den Fuß auf ihr Eigentum setzte, suchte sie im Park sogleich den Platz aus, wo das Schweizerhäuschen errichtet werden sollte, in dem sie von den Sorgen der Verwaltung auszuruhen gedachte. Von ihren Aufgaben als Gutsherrin war Fräulein Elli überhaupt vollständig durchdrungen. Sie widmete sich denselben mit um so größerem Eifer, je weniger Sachkenntnis irgend welcher Art ihren Maßnahmen hinderlich war. Die Einfassungen der Beete und die etwas verwilderten Fußwege im Park erfreuten sich ihrer besonderen Fürsorge.

Der Kommerzienrat ließ seine Tochter vollständig nach eigenem Gutdünken handeln. Des Ertrags halber hatte er ja Bruncksorst überhaupt nicht gekauft. Elli hatte ihre Freude an dem Besitz, das genügte einstweilen. Obendrein verstand der Kommerzienrat gerade so viel von der Landwirtschaft, daß er zarte Gemüse zu schätzen wußte und genaue Kenntnis von den Vorzügen frischer Butter besaß.

Eines sah übrigens Fräulein Elli sehr rasch ein — ohne Verwalter ging es nicht auf Bruncksorst. Der Kommerzienrat wollte sich mit der Auswahl und Anstellung einer geeigneten Persönlichkeit nicht befassen. Damen,

denen das Leben geschäftliche Aufgaben zuweist, müssen bei Zeiten lernen, sie selbständig zu erledigen, belehrte er Elli.

Die Inspektorstelle auf Bruckhorst wurde ausgeschrieben. Der Kommerzienrat nahm die Meldungen entgegen, entscheiden mußte die Gutsherrin selbst.

Unter den Bewerbern befand sich auch ein gewisser Klasen. Er war verheiratet und hatte graues Haar. Das machte einen sehr günstigen Eindruck auf Elli. Außerdem fand sie in seinem Gesicht etwas Biederes und Treuherziges. Und wie konnte er reden! Ohne Beschäftigung hielt er es keine vierundzwanzig Stunden aus. Mehrfach war er schon zur Aushilfe eingesprungen bei Todesfällen, oder wenn plötzlich einer krank wurde, aus Gefälligkeit natürlich. Dadurch erklärten sich einige Lücken in der Reihe seiner Zeugnisse. Auch jetzt kam es ihm weniger auf das Gehalt an, nur eine Thätigkeit wollte er haben, einen Wirkungskreis. Er fühlte sich noch zu rüstig und zu kräftig, um einzurosten. Wer so wie er von Jugend auf gearbeitet hatte, konnte das Arbeiten einfach nicht lassen. Und wie gesagt — Gehalt war Nebensache. Nur der Wirkungskreis. Also sprach Inspektor Klasen.

Der Kommerzienrat äußerte zu alledem kein Wort. Elli dagegen war ganz entzückt. Klasen deuchte ihr geradezu der Typus eines braven, ehrlichen Landmannes.

Klasen wurde also Inspektor auf Bruckhorst.

Am nächsten Tage hatte der Kommerzienrat mit seinem Anwalt geschäftlich zu verhandeln.

„Sagen Sie 'mal, lieber Jessen, ist der Kontrakt mit dem Inspektor schon fertig? — Noch nicht? — Na, dann machen Sie doch so eine kleine Klausel hinein, daß man ihn jeden Augenblick los werden kann. Ich möchte auch nicht, daß Sie sich einbilden, ich hätte den Mann ausgesucht. Im Gegenteil! Mein Geschmack ist das nicht." — —

Eine Altersversorgung wie die auf Bruckhorst hatte der alte Klasen in seinen kühnsten Träumen nicht mehr zu erhoffen gewagt, nachdem er seiner letzten Stellung außerhalb der üblichen Kündigungszeit plötzlich verlustig gegangen war, weil die von ihm gebuchten Einnahmen für Korn und andere landwirtschaftliche Produkte sich gar zu bescheiden hinter den ortsüblichen Marktpreisen zurückhielten. Von diesem Vorkommnis wußte weder der Kommerzienrat noch Elli. Vor seiner Anstellung auf Bruckhorst erachtete es der Inspektor für überflüssig, die neue Herrschaft mit solchen Kleinigkeiten zu belästigen. Nach erfolgter Installierung vergaß er, auf die Sache zurückzukommen. So erlitt Ellis Vorstellung von dem Typus eines braven, ehrlichen Landmannes vorderhand keine Anfechtung.

Da die junge Gutsherrin die löbliche Gewohnheit hatte, ihre Ankunft auf Bruckhorst tags zuvor schriftlich anzukündigen, kam sie niemals ungelegen. Im Gegenteil! Der biedere Klasen und seine nicht minder wackere Ehehälfte erwarteten im Feiertagsgewand den hohen Besuch stets am Eingang zum Gutshofe, worüber Elli große Befriedigung fühlte.

Dann ging es zum wohlbesetzten Frühstückstisch: Landbrot, frische Milch, frische Eier, frische Butter, delikater Schinken. Alles vom Eigenen. Der letzte Gedanke machte die Sachen noch wohlschmeckender, für Elli wenigstens. Fräulein Lampe fand auch ohnedies nichts an ihrem Appetit auszusetzen. Wenn Elli die Augen über das Arrangement des Frühstückstisches gleiten ließ, fühlte sie tief das Wohlthuende in der Stellung einer Gutsherrin. Sie verfehlte auch nie, dem verwaltenden Ehepaar ihre volle Zufriedenheit auszudrücken, welches Lob die würdigen Gatten mit geziemender Bescheidenheit entgegennahmen.

Nach dem Frühstück ein Gang durch den Park. Dabei

hatte Elli Gelegenheit, mit innerer Befriedigung zu konstatieren, wie sehr Klasen es ernst nahm mit seinen Pflichten als Gutsverwalter. Die Fußwege waren stets frisch geharkt, die Ränder nach der Schnur gerade gestochen, das wuchernde Grün mit der Schere beschnitten. Nicht ein einziger vorwitziger Grashalm durfte über die vorgeschriebene Linie. Elli liebte die Ordnung. Gerade solche Kleinigkeiten sind der Prüfstein für eine umsichtige Verwaltung, belehrte sie Fräulein Lampe.

An einem besonders schönen Aussichtspunkt im Park ließ der Kommerzienrat auf Wunsch und Antrag seiner Tochter ein allerliebstes Schweizerhäuschen aufführen. Dort durfte man einige Stunden ausruhen.

Den Schluß des Ausflugs bildete gewöhnlich eine Fahrt durch die Felder. Dann trabte Klasen hoch zu Roß neben dem Wagen her und besprach den Stand der Saaten. Das Gut begann sich unter seiner Verwaltung ganz enorm zu heben, daran durfte Elli nicht zweifeln. Wenn noch keine baren Ueberschüsse zu erzielen waren, so lag das ausschließlich an der schier grenzenlosen Verwahrlosung, in der er, Inspektor Klasen, alles vorgefunden hatte. Indessen würden die Ueberschüsse schon kommen. Dafür wollte er, Inspektor Klasen, mit seiner landwirtschaftlichen Ehre bürgen. Nur etwas Geduld müsse die junge gnädige Herrin haben. Ohne Geduld wäre einmal in der Landwirtschaft nichts zu machen.

Elli war von allem überzeugt. Es hörte sich so gut zu, wenn Klasen erzählte, was er schon gethan hatte und noch thun würde. Obendrein lieferte das Gut immerhin schon einigen Ertrag. Es braucht ja nicht gerade bares Geld zu sein, was einkommt. Zum Geldverdienen hatte ihr Vater ja sein Geschäft. Vorläufig schickte der Inspektor allwöchentlich eine Sendung Butter, Eier, Geflügel und dergleichen in den städtischen Haushalt. Mehr ließ

sich füglich für den Anfang nicht verlangen. In den Wochen vor den Vierteljahrsabschlüssen, die Klasen pünktlich mit den Rechnungen einlieferte, fielen diese Sendungen immer besonders delikat aus. Vielleicht war das der Grund für das regelmäßige Defizit in der Gutskasse.

So vergingen zwei Jahre.

3.

Es war einen Tag nach dem ersten Juli.

Elli zog die Stirn in gar krause Falten. Sie rechnete. Das Rechnen war nicht ihre Lieblingsbeschäftigung und ihre starke Seite auch nicht. Trotzdem ihr Vater Kommerzienrat war, hatte sie eine Abneigung gegen die Beschäftigung mit Zahlen. Während sie rechnete, erinnerte sie sich an die glückliche Zeit, in der sie dergleichen noch nicht nötig hatte. Jeden Ersten bekam sie ihr Taschengeld. Dreißig Mark für den Monat. Das wurde in das zierliche Portemonnaie gethan, und wenn der Monat um war, war auch das Geld ausgegeben, ohne daß sie weiter zu rechnen brauchte. Jetzt brachte ihr die Eigenschaft als Gutsherrin auf Brunckhorst jedes Vierteljahr ein paar unangenehme Stunden.

Regelmäßig am ersten Tage des Quartals lieferte Inspektor Klasen seine Abrechnung ein. Dann mußte sie dieselbe prüfen. Dazu hielt sie sich verpflichtet. Wenn sich der Mann wenigstens einmal verrechnet hätte! Aber Inspektor Klasen machte niemals einen Fehler, die Abrechnung befand sich stets in vollkommenster Ordnung, nur daß sich immer ein Defizit ergab. Diesen Fehlbetrag mußte Fräulein Elli nach Richtigbefund von ihrem Vater erbitten, was ihr nicht angenehm war.

Vor einer Abrechnung des Inspektors saß sie auch jetzt. Sie rechnete hartnäckig.

Wieder ein Defizit. Irgend etwas mußte in den

Zahlen des Inspektors nicht in Ordnung sein. Aber so viel Mühe sich Elli auch gab, sie brachte es nicht heraus, wo der Fehler saß. Die Summe auf der Kreditseite wurde nicht größer, und die Summe auf der Debetseite nicht kleiner. Infolgedessen war es kein Wunder, daß auch der Fehlbetrag stets dieselbe Gestalt behielt. Nachdem Fräulein Elli die Addition und die Subtraktion siebenmal gemacht hatte, ohne daß sich ein anderes Resultat einstellte, mußte sie sich mit der Thatsache abfinden, daß das Defizit auf Brunckhorst für das letzte Vierteljahr 1724 Mark 63 Pfennig betrug.

Das war ärgerlich. Wenn sie das hätte voraussehen können! Sie haßte Herbert. Wie sollte sie einen Menschen nicht hassen, der sie für minderwertig hielt infolge ihrer nur halbedlen Abkunft, aber dumm war dieser Herbert sicher nicht. Ganz klugerweise hatte er sich damals aus dem Staube gemacht, und nun saß sie, Fräulein Elli Helmers, vor dem neuesten Vierteljahrsdefizit von 1724 Mark 63 Pfennig.

Nicht nur die Abneigung gegen das Rechnen, sondern auch die glückliche Naivetät vieler Damen in Geldsachen hatte sich Elli bewahrt, trotzdem ihr Vater Kommerzienrat war. Von Summen, die den Betrag ihres monatlichen Taschengeldes überstiegen, hatte sie höchst unklare Vorstellungen. Und wo es gar erst in die Tausende ging, spielten ein paar Nullen mehr oder weniger in ihrem Geiste keine bedeutende Rolle.

Die Thatsache des Defizits war unumstößlich. Trotz des oft prophezeiten, „sicher zu erwartenden, gar nicht zu umgehenden Ueberschusses“ wieder ein Fehlbetrag! Elli glaubte sich sogar dunkel zu erinnern, daß die Zuschüsse von Quartal zu Quartal größer geworden waren. Schon gelegentlich der letzten Abrechnung hatte sie mit Inspektor Klasen über die auffällige Erscheinung gesprochen, daß

sich nicht nur der Kulturzustand von Bruncksorst, sondern auch die Höhe der Zuschüsse in aufsteigender Richtung bewegte. Was war seine Antwort gewesen? Geduld müßte man in der Landwirtschaft haben. Ohne Geduld wäre da nichts zu machen. Höhere Kultur erfordere naturgemäß auch höhere Aufwendungen. Die Ueberschüsse würden schon kommen.

Und nun statt des erwarteten Plus wieder ein Minus! Das schlimmste aber war, Ellis Vater hatte sich von Vierteljahr zu Vierteljahr, wenn er zahlen mußte, kühler über die Verwaltung geäußert. Das letzte Mal hatte er, wie Geschäftsleute so sind, in aller Geschwindigkeit sogar eine Rechnung aufgemacht, während Lilli dabeisaß. Dabei kamen allerdings die wöchentlichen Sendungen von landwirtschaftlichen Produkten, auf welche die Gutsherrin so stolz war, herzlich schlecht weg. Nach der Rechnung des Kommerzienrats stellte sich jedes im Lauf der zwei Jahre aus Bruncksorst gelieferte Hühnerei auf 2 Mark 95 Pfennig und jedes Kücken auf 27 Mark. Diese Preise würden ihm, hatte der Kommerzienrat gemeint, auf die Dauer unerschwinglich. Elli möchte sich nur nach einem anderen Abnehmer umsehen.

Und diesen Vater sollte Elli neuerdings um Geld für Bruncksorst angehen! Was dann die Eier und die jungen Hähne wohl kosten würden? Aber Elli hatte keine Wahl. Das Geld mußte sie schaffen. Es war auch niemals vorgekommen, daß Inspektor Klasen länger als von einem Besuch zum anderen auf Erstattung seiner Auslagen warten mußte. Und um bare Auslagen handelte es sich, der Verwalter erwähnte das jedesmal bei Ueberreichung der Abrechnung. Ihrem Inspektor durfte die Gutsherrin kein Geld schuldig bleiben. Auf keinen Fall. Nur daß sie sich deshalb an ihren Vater wenden mußte, war äußerst niederdrückend.

Mit schwerem Herzen stand Elli auf. Der Kommerzienrat befand sich in seinem Arbeitszimmer. Sie legte ihm die Papiere des Verwalters auf den Tisch. „Hier ist die letzte Abrechnung von Brunckhorst, Papa."

„Na, endlich! Ich habe schon darauf gewartet. Du hast das Geld doch gleich mitgebracht, Elli? Ich kann es jetzt besonders gut gebrauchen."

„Welches Geld, Papa?"

„Na, die Ueberschüsse aus dem Gut. Als ich das letzte Mal zuschoß, hast du sie mir sicher zugesagt. Unter uns, Elli, länger könnte ich das auch nicht aushalten. Na, gieb nur her! Es ist ja nun gut. Ein paar tausend Mark werden es doch sein. Darauf habe ich bestimmt gerechnet. Da sieht man doch gleich, was eine gute Verwaltung wert ist."

„Aber ich bringe kein Geld, Papa."

„Kein Geld? Das ist aber sehr, sehr unangenehm, Elli! Ich habe mich fest auf deine Zusage verlassen. Auf zweitausend Mark etwa habe ich gerechnet. Ich habe bereits darüber verfügt. Was soll ich nun machen, wenn du kein Geld bringst?"

Der Kommerzienrat sah Elli überaus traurig an. Man konnte direkt Mitleid mit ihm haben.

„Sieh doch die Abrechnung durch, Papa!" sagte Elli. Am liebsten hätte sie geweint.

Das Gesicht des Kommerzienrats wurde immer trauriger. „Was nutzt die Abrechnung, wenn kein Geld dabei ist!"

„Die Zeiten werden schon noch besser werden, Papa."

„Ja, die Zeiten! Die Zeiten! Die sollen schon lange besser werden. Das sagen die Leute immer, wenn sie kein Geld haben."

„Wenn du mir wenigstens die tausendsiebenhundert Mark geben könntest, Papa! Die vierundzwanzig Mark

und dreiundsechzig Pfennig sind noch von meinem Taschengeld übrig."

„Von mir willst du sie haben? Tausendsiebenhundert Mark? Aber Elli, ich sagte doch schon, daß ich kein Geld habe. Du hast mir zweitausend versprochen, darauf habe ich gerechnet. Nun läßt du mich sitzen in der Patsche. Ich weiß nicht, wie ich da herauskommen soll."

Ganz trostlos war es, wie der Kommerzienrat seine Tochter ansah.

Elli weinte jetzt wirklich. „Ich kann doch Klasen nichts schuldig bleiben, Papa!"

„Warum denn nicht, Elli? Wenn's nicht anders geht. Der Mann scheint ja Mittel zu haben, da er das alles so auslegen kann. Der wird schon warten. Und wenn dann die Ueberschüsse kommen, verrechnest du sie mit ihm."

„Aber die Landwirtschaft ist kein Geschäft wie ein anderes, Papa. Da muß man Geduld haben. Ohne Geduld wird da nichts, sagt Klasen."

„Siehst du, Elli! Wenn er das sagt, wird er schon warten."

„Nein, Papa, das geht nicht. Meinen Leuten darf ich nichts schuldig bleiben."

„Ich verstehe dich nicht, Elli. Du weißt doch, daß ich dir immer geholfen habe, wenn ich konnte. Ich würde es auch jetzt thun. Ich kann eben nicht. Du mußt sehen, daß du selbst Rat schaffst."

„Ich?"

„Ja, wer denn sonst, Elli? Du bist zweiundzwanzig Jahre, bist mündig und Gutsbesitzerin. Ich habe wirklich alles für dich gethan, was ich konnte. Ueber meine Kräfte bin ich gegangen, als ich das Gut kaufte. Du wirst daran denken müssen, mir die Zuschüsse aus den letzten zwei Jahren zu erstatten. Es sind zehntausend Mark. Ich brauche sie, Elli."

„Wie kann ich das, Papa? Ich verstehe doch nichts von solchen Sachen."

„Aber Elli, wie oft hast du mir erzählt, das Gut kommt in die Höhe, Bruckhorst wird Erträge liefern. Daraufhin habe ich dir das Geld vorgeschossen in gutem Glauben. Du verwaltest Bruckhorst jetzt zwei Jahre, du mußt das doch verstehen, wenn du es sagst."

„Aber Geduld muß man haben, Papa."

„Geduld habe ich reichlich, Elli. Aber mein Geld ist alle geworden. Ich sehe es schon kommen, Bruckhorst ist nun 'mal ein Unglücksnest, es muß doch noch unter den Hammer."

„Niemals, Papa! Nimmermehr!"

„Ja, dann mußt du sehen, daß du Geld schaffst. — Da kommt mir eine Idee, Elli! Justizrat Jessen hat damals den Kauf vermittelt. Solche Leute wissen mit allem Bescheid. Du solltest eine Hypothek aufnehmen, Elli."

„Ich?"

„Ja, wer denn sonst? Du bist Besitzerin von Bruckhorst. Das alles sind deine Angelegenheiten. Kein Mensch außer dir kann da etwas thun, seit du mündig bist."

„Was soll ich denn machen, Papa? Ich kann doch nicht mit dem Justizrat verhandeln. Ich ... ich ..."

„Das ist nun 'mal nicht anders, Elli. Wenn ich erst tot sein werde —"

„Aber Papa!" Elli fing an zu weinen.

„Was dann, Kind? Glaubst du, daß ich nicht auch sterben muß? Dann hilft dir auch keiner, dann hast du alles selber zu thun. Besser ist es, du lernst schon jetzt, wie man sich hilft. Ich will ja dabei sein, wenn du mit Jessen verhandelst. Wir bitten ihn heute abend zu einer Tasse Thee, dann kannst du alles mit ihm besprechen. Einleiten will ich es schon. Und dann halte ich mich in

eurer Nähe, wenn du mich brauchst. Betrogen sollst du nicht werden, Elli." —

Diese Unterhaltung fand ihre Ergänzung während der Nachmittagsstunden. Der Kommerzienrat ließ seinen Wagen vor dem Bureau seines Anwalts halten und stieg zu ihm hinauf.

„Nun sagen Sie 'mal, mein lieber Jessen, wie weit sind Sie eigentlich mit Ihrem Schützling?"

„Schützling, lieber Helmers? An welchen meiner Klienten belieben Sie zu denken? An sich selbst oder an Fräulein Elli?"

„Verstellen Sie sich doch nicht! Sie wissen sehr genau, wen ich meine"

„Bedaure wirklich aufrichtig!"

„Wie lange ist er denn schon in der Lehre? Warten Sie 'mal! Erstes Jahr fünftausend Mark Zuschuß. Zweites Jahr ..."

„Sie zahlen Herrn v. Bruncksorst Zuschuß?" fragte der Justizrat mit allen Zeichen des Staunens.

Der Kommerzienrat lachte. Richtig schadenfroh klang es: „Gefangen, lieber Jessen! Nach allen Regeln der Kunst gefangen! Sie nennen den Namen, also wissen Sie auch, von wem ich rede. Und daß er Ihr Schützling ist, weiß ich. Schon als er auf der Bildfläche erschien, empfahlen Sie mir seine schätzbare Bekanntschaft zu erneuen. Und waren Sie es nicht, der mir mit einem sehr verständlichen Seitenblick auf meine Tochter die Offenbarung zu teil werden ließ, es gäbe verschiedene Wege, Schloßherrin zu werden?"

„Ich habe aus meiner Teilnahme für Herrn v. Bruncksorst niemals ein Hehl gemacht."

„Und deshalb haben Sie mir zur größeren Ehre derer v. Bruncksorst die ganze Erbschaft aufgeladen!"

„Ich? Davon weiß ich kein Wort."

„Ich desto mehr. Mit allem Drum und Dran haben Sie mir das Gut aufgeladen. Leugnen Sie nicht!"

„Das beste Teil von Bruncksorst fehlt Ihnen noch."

„Sie denken natürlich wieder an Ihren Schützling. Ist denn die Landwirtschaft so furchtbar schwer? Er muß doch bald ausgelernt haben. Damals sprachen Sie von zwei Jahren. Die sind jetzt um, und Elli ist zweiundzwanzig. Jetzt müssen die Zuschüsse aufhören."

„An Herrn v. Bruncksorst?"

„Nein, an den Inspektor von Bruncksorst. Dieser Biedermann, dieser Klasen, bekommt sie. Bis heute habe ich Ellis Gutsherrlichkeit mit zehntausend Mark bezahlt. — Unterbilanz, wissen Sie! Ich habe die Sache bis jetzt laufen lassen; daß es für Elli Lehrgeld kosten würde, wußte ich vorher, aber nun ist's genug. Elli zählt zweiundzwanzig. In letzter Zeit ist öfters die Rede von einem Gutsnachbarn, einem Herrn v. Schierbaum. Bei mir hat er sich auch gemeldet. Na, Summa Summarum: Wo ist Ihr Schützling, mein lieber Justizrat? Was treibt er? Warum sieht man ihn nicht?"

„Sollten Sie das nicht selber ganz genau wissen?"

„Na ja! Ich sehe es, bei Ihnen muß man zuletzt doch Farbe bekennen. Also ich weiß, was der junge Mann diese Jahre getrieben hat. Wofür hat man seine Verbindungen, wenn man sich nicht erkundigen will. Und was ich erfuhr, hat mir gefallen. Sie dürfen's gern wissen, denn bei Ihrer Hinterlist raten Sie es doch. Was meinen Sie nun, wenn er die Verwaltung von Bruncksorst übernähme?"

„Der Herr Baron hat sich vor kurzem den letzten Rest seines kleinen Kapitals schicken lassen. Er sucht jetzt Verwendung für seine Kenntnisse, das weiß ich, er muß ja seinen Unterhalt verdienen. Aber daß er die Stellung auf Bruncksorst annehmen wird, glaube ich nicht."

„Es käme immerhin auf den Versuch an.“

„So versuchen Sie es!“

„Ich? Das sollen Sie thun, lieber Jessen. Dazu bin ich hergekommen. Zu diesem Zweck habe ich noch eine Einladung für Sie auf heute abend zum Thee. Also Sie haben zufällig erfahren, daß für Brunckhorst ein Inspektor, Verwalter, Administrator — was weiß ich! — gesucht wird. Das schreiben Sie dem jungen Herrn, das ist einfach Ihre Pflicht. Er wird dann schon von sich hören lassen, mein Herr Neffe.“

Der Anwalt sah den Kommerzienrat an, ohne ein Wort zu sagen.

Eine Zeitlang erwiderte Ellis Vater den Blick in derselben Weise. Dann fing er ärgerlich zu schelten an.

„Ich weiß nicht, weshalb Sie mich anstarren, Jessen. Und was es dabei zu lachen giebt, weiß ich erst recht nicht.“

„Ich lache nicht.“

„Doch, Sie lachen.“

„Keine Miene verziehe ich.“

„Als ob man bloß mit dem Munde lachen könnte! Ihre Augen lachen. Ihr ganzes Innere lacht. Sie glauben, ich hätte da so meine kleinen Pläne, Sie bilden sich ein, mich zu verstehen. Und weil Sie denken, es kommt nun alles, wie Sie sich's zurechtgelegt hatten, deswegen lachen Sie. Aber ich sage Ihnen —“

Jetzt lachte der Justizrat wirklich. „Sagen Sie lieber nichts, Helmers. Ich glaube, Sie lachen sonst selber.“

„Sehen Sie! Habe ich's nicht gewußt? Und wie Sie lachen, dafür giebt es gar kein Wort: hinterlistig, schadenfroh, heimtückisch! Ich will ja nicht leugnen, daß ich den jungen Mann in diesen zwei Jahren mit Ihren Augen betrachtet habe, Sie hatten mir ihn so gepriesen, daß ich ein Interesse für ihn faßte. Ich habe mich überzeugt,

daß Ihre Schilderung richtig war. Ich denke, wir sprechen als Männer, Jessen. Sie schreiben also meinem Neffen, seinetwegen hätte ich in den zwei Jahren bereits zehntausend Mark zugesetzt, deshalb wäre es jetzt seine Pflicht, das Gut in die Höhe zu bringen."

„Das werde ich natürlich nicht thun."

„Meinethalben können Sie auch einfließen lassen, Elli wäre jetzt zweiundzwanzig, und es gäbe da einen Gutsnachbarn, einen gewissen v. Schierbaum —"

„Der Ihnen ganz und gar nicht gefällt."

„Schreiben Sie, was Sie wollen! Aber die Sache soll jetzt in Gang kommen. Elli darf natürlich kein Wort davon merken, daß die Sache abgekartet ist. Sie muß uns selber kommen. Und sie wird uns kommen. Ich habe schon vorgearbeitet. Nun bringe ich Ihnen eine Einladung für heute abend. Beim Thee soll der Fall erledigt werden. Dann müssen Sie Ihre Bedingungen stellen, Jessen. Geben Sie acht, sie unterschreibt alles und merkt gar nichts." Der Kommerzienrat rieb sich vor Vergnügen die Hände.

Der Anwalt blieb vollkommen ernst. „Baron v. Brunckhorst ist eine durchaus selbständige Natur, ich weiß wirklich nicht, ob die Sache so geht, wie Sie sich's denken. Und vor allem nicht, ob sie so glatt geht."

„Wofür sind Sie Jurist, wenn Sie das nicht machen können? Nur nichts merken lassen!"

4.

Am Abend erschien der Anwalt zum Thee. Der Kommerzienrat befand sich in gehobenster Stimmung und scherzte mit seiner Tochter, die eine gewisse Befangenheit trotz aller Bemühung nicht zu überwinden vermochte. Und wenn es auch der alte Justizrat war, es deuchte ihr gar zu seltsam, daß sie mit einem Fremden über Geldange-

legenheiten sprechen sollte. Sie wartete und wartete, aber ihr Vater berührte die Sache mit keinem Wort.

Ohne Zweifel wußte der Kommerzienrat, was in seiner Tochter vorging. Aber die Komödie konnte nur zum gedeihlichen Schluß kommen, wenn die Herrin von Brunckhorst auch ferner jedes Wort für bare Münze nahm. Schon aus diesem Grunde durfte ihr die Sache nicht gar zu leicht gemacht werden. Endlich aber mußte er Ellis hilflosen Blicken doch nachgeben.

„Sagen Sie 'mal, lieber Jessen, Sie ahnen wohl gar nicht, weshalb meine Tochter Sie zum Abendessen eingeladen hat? Breitgeklopft sollen Sie werden. Oder wissen Sie nicht, daß Sie bei Elli und nicht bei mir zu Gaste sind?"

„Das ist mir allerdings neu und doppelt schmeichelhaft."

„So, Elli! Nun sag's ihm! Wenn der Mensch gut gegessen hat, ist er weichmütig und leicht zu Dingen geneigt, die ihm mit hungrigem Magen unmöglich scheinen. Mußt dir das für die Zukunft merken, Kind! Nun sag's nur! Du siehst doch, der Herr Justizrat brennt schon vor Neugierde. Wenn dieser Augenblick ungenutzt verstreicht, ist es leicht zu spät."

„Aber Papa — ich — du wolltest es doch sagen, Papa."

„Ich? Na, anstoßen will ich die Uhr, aber im Gang halten mußt du sie dann selber. Also, lieber Jessen, die Sache ist die. Meine Tochter kommt mit ihren Moneten ein bißchen zu kurz, und nun möchte Sie einen kleinen Pump bei Ihnen anlegen."

„Aber Papa!"

„Ja was denn, Kind? In Geschäften muß man sich deutlich ausdrücken, dann weiß gleich jeder, woran er ist. Also nun ist die Hauptsache heraus. Nun mußt du sehen,

wie du weiterkommst. Ich setze mich dort in die Ecke und lese die Zeitung. Stören will ich nicht."

„Wieviel brauchen Sie denn, gnädiges Fräulein?" kam der Justizrat Elli zu Hilfe.

„Wir haben im letzten Vierteljahr tausendsiebenhundertvierundzwanzig Mark dreiundsechzig Pfennig Fehlbetrag gehabt," versetzte Elli errötend.

„Das ist allerdings sehr viel Geld."

„Wenn ich nur die tausendsiebenhundert haben könnte. Die vierundzwanzig Mark dreiundsechzig Pfennig sind noch von meinem Taschengeld übrig. Ich spare dann und gebe diesen Monat nichts aus."

„Hm!"

„Meinen Sie, daß es möglich sein wird, Herr Justizrat?"

„Ich glaube nicht, gnädiges Fräulein. So geht das überhaupt nicht. Am Schluß des nächsten Vierteljahrs sind Sie dann gerade wieder so weit."

Elli fühlte wieder ihre ganze Ratlosigkeit. Sie sah sich hilfesuchend nach ihrem Vater um, aber der Kommerzienrat schien völlig in das Lesen der Zeitung versunken zu sein und bemerkte nichts.

„Ja, was soll ich denn machen, Herr Justizrat? Was meinen Sie?"

„Hm!" machte Jessen zum zweitenmal. „Das ganze System auf Brunckhorst müßten Sie ändern. Ihr Verwalter ist gewiß ein braver Mann, indessen er ist zu alt für die heutige Zeit, er versteht zu wenig von der jetzigen Betriebsart. Da müßte eine jüngere Kraft hinein, die Brunckhorst nach modernen Grundsätzen in Verwaltung nimmt."

„Ja, aber Klasen sagte doch —"

„Natürlich, der Händler lobt seine Ware, und Ihr Inspektor seine Kenntnisse. Ertrag soll Brunckhorst bringen. Redensarten sind keine Apfelbäume."

„Aber Herr v. Schierbaum meinte doch auch —"

„Herrn v. Schierbaum kenne ich nicht," versetzte der Justizrat.

„Das ist ein sehr angenehmer Herr zwischen dreißig und sechzig," rief der Kommerzienrat aus seiner Ecke herüber. „Er hat mir seinen nachbarlichen Besuch gemacht. Wiedergekommen ist er nicht. Ich habe leider auch noch keine Zeit gehabt, zu ihm zu gehen. Vielleicht hat Herr v. Schierbaum die tausendsiebenhundert Mark gerade flüssig. Was meinst du, Elli?"

„Aber Papa!"

Der Justizrat brachte das Gespräch wieder in das richtige Geleise. „Haben Sie schon einmal Gewinn aus Bruncksorst gezogen, gnädiges Fräulein?"

„Nein," sagte Elli und schlug die Augen nieder.

„Zuschüsse! Immer nur Zuschüsse! Dafür liefert Klasen Eier und junge Hühner," rief der Kommerzienrat. „Jedes Kücken kostet bis jetzt —"

„Aber Papa!"

„Na, gut! Ich sage schon nichts mehr," brummte Helmers in seiner Ecke.

Jessen richtete sich auf. „Ich will's kurz machen, gnädiges Fräulein. Ich könnte Ihnen helfen, und ich würde es thun, vorausgesetzt, daß Sie sich zu einer durchgreifenden Aenderung entschließen."

„Welche Aenderung sollte das sein?"

„Die Verwaltung von Bruncksorst muß in die Hände einer jüngeren Kraft."

„Ich glaube nicht, daß Klasen darauf eingeht."

„Klasen? Ja, wie ist denn das, gnädiges Fräulein? Ich denke, Sie sind Herrin von Bruncksorst."

„Das schon — ganz recht — aber der Mann ist doch nun einmal da. Er hat seinen Kontrakt. Was kann ich dagegen machen?"

„Einrichten läßt sich alles, gnädiges Fräulein. Sie müßten mir vor allen Dingen unbeschränkte Vollmacht erteilen, daß ich mich mit Klasen auseinandersetzen kann. Oder auch, wir überlassen diese Abrechnung dem neuen Verwalter. Darüber könnten wir immer noch reden. Aber wie das jetzt geht, Zuschüsse und immer nur Zuschüsse, darauf kann ich mich nicht einlassen."

„Das soll ja auch anders werden. Nur Geduld muß —"

„Wenn Sie mir Vollmacht erteilen, ja. Von Klasen ist nichts zu hoffen."

„Und dann?"

„Dann würde ich Ihnen das Geld verschaffen. Gleich morgen, wenn Sie es wünschen."

„Und fernere Zuschüsse fallen dann fort, Herr Justizrat?"

„Gewiß. Wir können es uns ja kontraktlich ausbedingen."

„Wo aber soll ich den Mann finden, der das alles thut und alles kann?" fragte Elli kleinlaut.

„Hm!" machte der Justizrat. „Vielleicht weiß der Herr Kommerzienrat eine passende Persönlichkeit."

Der Mann in der Ecke wehrte lebhaft ab. „Mich lassen Sie aus! Ich habe genug mit meinen eigenen Angelegenheiten zu thun. Das muß meine Tochter allein machen."

Fräulein Elli wurde wieder ganz mutlos. „Wenn Sie niemand wissen, Herr Justizrat, wird wohl alles beim alten bleiben."

Der Kommerzienrat sah auf. Jetzt kam der interessante Moment. „Vielleicht Herr v. Schierbaum!" warf er hin.

„Aber Papa!"

„Was denn, Elli? Er ist ein angenehmer Herr und interessiert sich für deine Verhältnisse."

„Also besondere Wünsche haben Sie überhaupt nicht, gnädiges Fräulein?“ fragte Jessen.

„Nein. Ich kenne niemand.“

„Dann muß man eben suchen.“

„Wo? Das Suchen führt zu nichts. Damals meldeten sich viele. Den richtigen Mann habe ich doch nicht getroffen, wie Sie sagen. Wenn Sie eine Aenderung verlangen, dann ändern Sie. Aber die Arbeit müssen Sie selbst übernehmen.“

„Ohne Ihre Vollmacht kann ich nichts thun, gnädiges Fräulein.“

„Gut! Ich lege alles in Ihre Hände.“

„Was heißt alles, gnädiges Fräulein?“

„Eben alles. Nur die tausendsiebenhundert Mark müssen Sie mir schaffen. Ich will Herrin bleiben auf Bruckhorst. Und wenn ich komme, muß das Frühstück bereit stehen, weiter verlange ich nichts. Mit den Geldgeschäften will ich nichts mehr zu thun haben, die Sorge will ich los sein. Wenn Sie das machen können, mögen Sie alles andere einrichten, wie Sie wollen.“

„Würden Sie mir in diesem Sinn Vollmacht geben?“

„Was meinst du, Papa?“

„Sei vorsichtig mit den Juristen, Elli! Die haben überall Hinterthüren.“

„Gut, Herr Justizrat,“ antwortete Elli zuversichtlich, „Sie haben Vollmacht, und morgen bekomme ich die tausendsiebenhundert Mark für Klasen.“

Der Anwalt verneigte sich vollkommen ernsthaft. „Tausendsiebenhundertvierundwanzig Mark dreiundsechzig Pfennig! Ihr Taschengeld soll diesmal noch geschont werden, gnädiges Fräulein.“

Elli war seelenfroh. „Wann darf ich unterschreiben?“

„Es trifft sich gut,“ sagte der Anwalt. „Ich habe zufällig einen Kontrakt in der Tasche. Nur die Namen

und die Unterschrift fehlen darin." Er zog einige geheftete Bogen aus seiner Brieftasche. „Möchten Sie das durchsehen, gnädiges Fräulein?"

In ihrer harmlosen Unerfahrenheit fand Elli Helmers gar nichts Auffallendes in der Thatsache, daß der Justizrat Kontrakte bis auf Namen und Unterschrift fertig in der Tasche herumtrug. Nach ihrer Meinung war die Sache bereits bestens erledigt. „Das soll ich lesen?" fragte sie darum ganz verwundert.

Der Kommerzienrat kam neugierig aus seiner Ecke hervor.

Jessen schob Elli die Papiere zu. „Wenn Sie so freundlich sein möchten, gnädiges Fräulein."

„Aber es steht doch nichts weiter darin, als was Sie gesagt haben. Wozu soll ich das erst lesen?"

„Wie Sie meinen. Etwas anderes steht jedenfalls nicht geschrieben."

„Und was für eine Persönlichkeit werden Sie wählen?"

Der Justizrat zuckte die Achseln. „Das hängt von Umständen ab. Lieb wäre es mir jedenfalls, wenn Sie mich nicht ganz ohne Richtschnur ließen. Vielleicht legen Sie Gewicht auf bestimmte Eigenschaften?"

„Nur ein guter Landwirt muß es sein."

„Das wäre die positive Seite. Giebt es auch etwas, das Sie nicht möchten?"

„Einen Unhold werden Sie ja nicht gerade aussuchen. Wer mir die Sorge um die Zuschüsse abnimmt, soll mir angenehm sein."

„Ich habe also völlig freie Hand bei der Wahl?"

„Vollkommen. In jeder Hinsicht."

Elli unterschrieb den Kontrakt. Dann ließ der Kommerzienrat Sekt bringen, der in Erwartung dieses Momentes auf Eis stand. Mit dem Glase in der Hand gratulierte der Vater seiner Tochter. „Du hast dir ja

eine fabelhafte Fixigkeit in Geschäften angeeignet, Elli. Ich bin wirklich erstaunt, wie glatt dir das alles von der Hand ging," sagte er ein wenig malitiös.

Elli merkte nichts davon, sie war in heiterster Stimmung. Die Angelegenheit war wirklich viel besser verlaufen, wie sie zu hoffen gewagt hatte. Der Verdrießlichkeiten war sie für alle Zeiten enthoben.

„Nun laßt uns anstoßen auf das Wohl des neuen Verwalters von Bruncksorst!" sagte der Kommerzienrat.

Die Krystallschalen stießen zusammen.

„Und, lieber Jessen, wann trifft der kommende Mann ein?" wandte sich Ellis Vater an den Anwalt.

„Sobald ich ihn habe."

„Ich verstehe nicht, was Sie dabei noch für sich zu lachen haben, Jessen."

„Ich verziehe keine Miene, Helmers."

* * *

Herbert v. Bruncksorst hatte das Schreiben in der Hand, in dem ihm Justizrat Jessen die Verwaltung von Bruncksorst antrug. Wenn er auf die Stellung rechnete, sollte er den Tag seiner Ankunft telegraphisch melden.

Sollte er annehmen? Warum eigentlich nicht? Thatsachen entscheiden, nicht sentimentale Erinnerungen. Ein Mann bleibt überall ein Mann. Herbert v. Bruncksorst telegraphierte dem Justizrat, wann er eintreffen würde.

Der Anwalt empfing ihn geschäftsmäßig, wie früher.

„Die Stellung ist sofort anzutreten, Herr Baron. Ich denke, das entspricht Ihren Wünschen."

„Vollkommen, Herr Justizrat."

„Ich weiß nicht, ob Sie über die Besitzverhältnisse orientiert sind? Das Gut gehört Fräulein Helmers."

„Ich bin als Verwalter nach Bruncksorst berufen, Herr Justizrat, nicht als Neffe oder Vetter. Ich setze das

wenigstens voraus. Und nun möchte ich mit Ihrer Erlaubnis den Kontrakt durchlesen."

„Bitte, Herr Baron."

Herbert begann seine Lektüre. Pekuniär wurde er günstig, in seiner Thätigkeit ganz selbständig gestellt. Der Kontrakt war unkündbar auf beiden Seiten für zehn Jahre. Wer vor Ablauf desselben zurücktreten wollte, hatte eine hohe Konventionalstrafe zu zahlen.

„Ist diese feste Bindung auf so lange nicht sehr scharf, Herr Justizrat?"

„Nein, Herr Baron. Nur in dieser Weise gewinnen Sie die Möglichkeit, weitreichende Pläne vorzubereiten und durchzuführen. Außerdem sichert Ihnen diese Bestimmung Selbständigkeit der Stellung und des Handelns auch für den sehr wahrscheinlichen Fall, daß Fräulein Helmers inzwischen heiratet. Auf der anderen Seite mußte ich das Interesse meiner Klientin in Betracht ziehen. Der Kontrakt giebt Ihnen weitreichende Bewegungsfreiheit. Ich mußte verhindern, daß Sie uns auf Brunckhorst aus irgend einem Grunde im Stich und vor angefangenen Arbeiten sitzen lassen, die nach Ihnen kein anderer durchführen möchte."

„Geschieht das auf Wunsch von Fräulein Helmers?"

„Nein. Die Dame hat die Angelegenheit in meine Hände gelegt. Sie weiß nicht einmal, daß ich mit Ihnen unterhandle."

„Ich habe das Fräulein als Kind gekannt. Sie erinnern sich vielleicht, Herr Justizrat, ich sprach einmal davon. In unklare Verhältnisse möchte ich nicht kommen."

„Rechte und Pflichten, Leistung und Gegenleistung sind kontraktlich genau festgelegt, andere Beziehungen sind nicht vorhanden."

„Gut denn, hier ist meine Unterschrift!"

Ueber das Gesicht des Anwalts glitt ein befriedigtes

Lächeln. Auf zehn Jahre waren die Leutchen zusammengeschmiedet. Jetzt mochten sie sehen, wie sie miteinander fertig wurden.

„Und nun, Herr Justizrat, meinen verbindlichsten Dank. Ich selbst hätte in diesen Jahren meine Interessen nicht besser wahrnehmen können, als es durch Sie geschehen ist."

„Ich thue meine Pflicht, Herr Baron. Wann gedenken Sie nach Bruncksorst zu gehen?"

„Sobald es genehm ist."

„Als Bevollmächtigter möchte ich der Abrechnung mit dem Inspektor beiwohnen. Er hat in zwei Jahren rund zehntausend Mark Zuschuß erhalten. Ich denke, es wird da einige Ueberraschungen geben. Auch Fräulein Helmers' Anwesenheit wird notwendig sein. Die Dame ist augenblicklich verreist. Ein paar Tage können darüber hingehen."

„So möchte ich die Zeit zu einer Besichtigung des Gutes benutzen. Inkognito natürlich."

„Thun Sie das, Herr Baron." —

Herberts nächster Weg führte ihn in das Helmersche Haus.

„Ich bin gekommen, mich Ihnen als Verwalter von Bruncksorst vorzustellen, Herr Kommerzienrat."

Helmers betrachtete seinen jüngeren Verwandten mit unverkennbarer Befriedigung.

„Herzlich willkommen! Setzen Sie sich doch, bitte! Selbstredend rechnete ich darauf, Sie von jetzt ab öfter in meinem Hause zu sehen."

„Sehr schmeichelhaft, Herr Kommerzienrat. Ich halte mich zur Verfügung der Gutsherrin."

Fast unmerklich hatte Herbert v. Bruncksorst den Ton auf das letzte Wort gelegt. Der Kommerzienrat verstand ihn sofort. Er lächelte flüchtig.

„Nicht den Verwalter von Bruncksorst, meinen Neffen Herbert möchte ich in meinen Räumen begrüßen."

„Ich glaube, die Pflichten meiner Stellung werden mir nicht viel Zeit zur Pflege geselliger Beziehungen übrig lassen. Ich bitte also im voraus um Verzeihung für etwaige Unterlassungen in dieser Hinsicht."

Der Kommerzienrat lächelte wieder. „Nun, wir wollen kein Programm machen für die Zukunft. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen." —

Als Ellis Vater allein war, strahlte sein ganzes Gesicht vor innerer Befriedigung. Obenein rieb er sich vor Vergnügen die Hände. Was ihn so freudig stimmte, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Nur eines steht fest. Nachdem er vom Fenster aus seinem Neffen so lange nachgeblickt hatte, als er ihm mit den Augen folgen konnte, machte der Kommerzienrat ein überaus schlaues Gesicht und begab sich ans Telephon. Er ließ sich mit dem Justizrat verbinden.

„Sind Sie selbst da, lieber Jessen?"

„Jawohl."

„Soeben war er bei mir. Wenn sein Inneres hält, was sein Aeußeres verspricht, dürfen wir uns gratulieren."

„Ich hoffe demnächst in der Lage zu sein."

„Und was ich sagen wollte ... Sie sind eigentlich ein großer Leisetreter, lieber Jessen."

„Ein gutes Vorbild reizt zur Nachfolge, lieber Helmers. Ich bemühe mich, von Ihnen zu lernen."

Lachend rief der Kommerzienrat: „Schluß!"

5.

„Wann fährst du wieder hinaus auf dein Gut, Elli?"

„Ich will Klasen schreiben, daß ich übermorgen draußen bin. Morgen mittag hat er die Nachricht."

„Nett von dir, daß du deine Leute nicht überrumpelst, Elli. Der Schreck soll manchmal schädlich sein. Wirklich nett von dir, Elli!"

„Ich weiß nicht, worüber du spottest, Papa. Wenn ich hinauskomme, ist alles hübsch in Ordnung. Ich will doch meine Freude haben, wenn ich draußen bin."

„Versteht sich, Elli. Was nutzt einem ein Rittergut, wenn man sich darüber ärgern muß! — Aber was ich sagen wollte! Jessen meinte neulich, wenn du hinausfährst, solltest du ihn mitnehmen."

„Den Justizrat? Was will denn der auf Bruncknorst?"

„Ich weiß nicht, Elli. Wird wohl mit dem neuen Verwalter zusammenhängen. Ich glaube, der kommt auch hinaus."

„Hat er schon einen Inspektor? Davon weiß ich ja gar nichts, Papa."

„Er hat es mir gesagt. Du kommst ja eben von der Reise."

„Was ist es für ein Mann?"

„Weiß ich nicht, Elli. Wirst ihn ja sehen, wenn du hinauskommst."

„Geht es nicht ohne mich, Papa? Was soll ich dabei?"

„Aber du bist ja die Hauptperson, Kind. Ohne dich geht die ganze Geschichte nicht. Du hast offenbar keine Ahnung, wie wichtig du bist in der Welt, liebe Elli. — Also was soll ich dem Justizrat sagen?"

„Gewöhnlich sind wir um Neun fortgefahren. Fräulein Lampe darf doch auch mit?"

„Natürlich. Diese Leuchte soll dir nicht fehlen. — Also um Neun? Ich werde Jessen benachrichtigen." —

Zur festgesetzten Stunde fuhr Elli bei dem Justizrat vor. Sie überließ dem Kutscher die Zügel und stieg selbst hinauf zu dem alten Herrn. Fräulein Lampe blieb indessen im Wagen.

„Was ist denn der neue Inspektor für ein Mann, Herr Justizrat? Ich muß doch orientiert sein, wenn ich hinauskomme. Es sieht ja geradezu dumm aus, wenn ich von allem nichts weiß. Ist er verheiratet? Ohne Frau geht es ja gar nicht da draußen. Wie heißt er überhaupt?"

„Sie kennen Herrn v. Brunckhorst bereits. Das heißt, als Kind haben Sie ihn gekannt."

„Brunckhorst? Herbert v. Brunckhorst?"

„Der sein väterliches Erbe nicht antreten wollte, weil er es nicht antreten konnte. Derselbe, gnädiges Fräulein."

Elli fühlte, daß alles Blut nach ihrem Herzen drängte. Sie trat zurück. Das Gesicht war bleich. Ihre Lippen zitterten. „Nein! Und tausendmal nein! Ich erkenne den Kontrakt nicht an. Ich zerreiße ihn. Er ist erschlichen."

Der Anwalt trat dicht an sie heran und legte die Hand auf ihre Schulter. „Fräulein Elli, erinnern Sie sich an jenen Abend? Der Sorge wollten Sie ledig sein, nichts weiter. Ich fragte, ob Sie Wünsche hätten. Sie hatten keine. Nur ein guter Landwirt sollte der Inspektor sein. Ob es etwas gäbe, was Sie nicht möchten, habe ich gefragt. Einen Unhold sollte ich Ihnen nicht bringen, sonst gaben Sie mir völlig freie Hand. Nun wohl, Herr v. Brunckhorst ist ein Landwirt, Sie sind der Sorge ledig nach meinem besten Wissen."

Elli sah den alten Herrn an. In ihren Wimpern hingen Thränen. „Und dennoch haben Sie Ihr Spiel mit mir getrieben. Ich fühle es."

Der Justizrat bewegte verneinend das Haupt. Er sprach wie ein Vater. „Nein, liebes Kind, kein Spiel. Ihn habe ich geführt, ohne daß er es merkte. Sie wurden dadurch gar nicht berührt. Setzen Sie sich einmal zu mir! — So, nun sollen Sie hören, was ein alter Mann sich gedacht hat. Er, von dem wir reden, weiß

nichts davon, Ihr Vater auch nicht, Fräulein Elli. Ihnen will ich's verraten — Ihnen allein. Damit Sie nicht wieder sagen, ich treibe ein Spiel. Herberts Lehrzeit ist beendet. Da die Gelegenheit sich bot, rief ich ihn nach Brunckhorst. Er gehört mit dem Gut zusammen, wie sein Name zu ihm gehört. Ihnen ist es ein Schmuckstück. Ihnen befriedigt Brunckhorst eine Laune, in seiner Hand, denke ich, soll es ein Musterbetrieb werden. Jetzt ist er Verwalter, aber ich hoffe, wenn sich erst zeigt, was er kann, will ich die Mittel finden, mit denen er das Gut zurückkaufen wird. Und ist es erst so weit, dann hoffe ich auch, Fräulein Elli, Sie kommen mir entgegen, wenn ich Sie bitte: Geben Sie mir das Gut wieder! Sehen Sie, so plane ich's seit zwei Jahren. Damals kam er zu mir, seine junge, gesunde Kraft sträubte sich, Sklavenketten durchs Leben zu schleppen. Ich schlug ihm vor, sich durch eine reiche Heirat zu rangieren. Er wollte Wohlleben nicht mit dem Glück seines Herzens bezahlen. Eine Hütte, wenn Liebe drin wohnt — ohne Liebe kein Schloß! Ich erinnerte ihn an die Verwandtschaft mit Ihrem Vater, der helfen konnte, da erfuhr ich, wie einst zwei kleine Kinder sich lieb hatten und zwei große Kinder sich zankten. Ich bin ein alter Mann, Fräulein Elli. Mich blendet nicht äußerer Schein. Ich legte die Sonde tief in seine Seele und fand einen klaren Quell, der nur Raum brauchte und Freiheit. Da fiel mir ein, daß ich keinen Menschen habe in der Welt, der an mich denkt und an mir hängt, und da beschloß ich, diese gebundene Kraft zu lösen. Das Gut hätte Ihr Vater auch ohne mich gekauft; daß an dem Namen Brunckhorst nichts hängen blieb, war mein Werk. Jetzt habe ich den zweiten Schritt gethan, Fräulein Elli, und mit Ihrer Zustimmung werde ich später auch den letzten thun. — Soll der Kontrakt zerrissen werden, liebes Kind?"

Elli senkte die Augen. „Nein," sagte sie beklommen.

— — — — — — — — — — — —

Im Frühstückszimmer auf Brunckhorst pflegten sich ehedem die Jagdgesellschaften der Gutsherren zusammenzufinden. Die Waffen, die früher dort hingen, waren seitdem verschwunden. Nur Inspektor Klasens Doppelflinte schaute einsam auf den Frühstückstisch herab, an dem außer den Damen auch Justizrat Jessen Platz nahm. Die Frau des Inspektors ging aufwartend ab und zu. Klasen selbst saß wie gewöhnlich mit am Tische. Elli pflegte bei dieser Gelegenheit seine wirtschaftlichen Berichte entgegenzunehmen. Herbert v. Brunckhorst war noch nicht eingetroffen.

Da klopfte es an die Thür, und auf Ellis Herein trat Herberts stattliche Gestalt ins Zimmer. Er verneigte sich vor der Gutsherrin. „Ich bitte um Entschuldigung, gnädiges Fräulein. Ich fand draußen niemand, der mich anmelden konnte."

Kühl und geschäftsmäßig begann der Justizrat sogleich: „Wenn es den Herrschaften recht ist, können wir die Angelegenheit jetzt erledigen." Dann wendete er sich an Klasen. „Holen Sie Ihre Bücher, Herr Inspektor! Sie sollen abrechnen. Das gnädige Fräulein hat die Verwaltung des Gutes in andere Hände gelegt."

Ein Faustschlag hätte den Mann nicht schlimmer treffen können. „Wa ... wa ... was sagen Sie?" stammelte er, kreidebleich werdend.

„Ihre Bücher möchten wir sehen zum Zweck der Abrechnung."

Einen Augenblick war Klasen wie erstarrt. Dann überkam ihn eine unbändige Wut. Sein Gesicht färbte sich dunkel. Alles verloren! Er kannte sich nicht mehr. Ohne Besinnen sprang er zur Wand, wo die Doppelflinte hing.

Ellis Gesicht wurde leichenblaß, Fräulein Lampe stieß einen Schreckensruf aus, aber Herbert hatte den Mann nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen. Bevor Klasen das Gewehr fassen konnte, hielt er selbst es in der Hand.

„Sie irren sich, Klasen. Nicht Ihre Büchse, Ihre Bücher wünscht das gnädige Fräulein zu sehen," sagte er ganz gelassen.

Fassungslos stand der alte Sünder einen Augenblick da. Der Schlag traf ihn völlig unvorbereitet. Aber schon kehrte die Ueberlegung zurück, die schlaue Berechnung. An Ellis Mitleid mußte er sich wenden, an ihr weiches Mädchenherz. Er streckte pathetisch die Hände empor und schien aufs Knie sinken zu wollen.

„O mein teuerstes, gnädigstes Fräulein, ich bin ein ehrlicher Mann! Ich will ja gehen, wenn Sie mich nicht mehr gebrauchen können — noch heute will ich gehen. Nur an meiner Ehrlichkeit dürfen Sie nicht zweifeln. Ich habe ja nichts als meinen guten Namen. Nachher werden diese Leute auch noch sagen, ich hätte Sie umbringen wollen. Ach, nur mich selbst wollte ich töten, denn ich kann nicht leben ohne meinen ehrlichen Namen! Hier vor Ihren Augen wollte ich mich töten. Mich Unglücklichen."

Herbert v. Brunckhorst hielt ihm lächelnd die Doppelflinte hin. „Hier, lieber Klasen! Nehmen Sie nur! Genieren Sie sich nicht! Nur machen Sie's in Rücksicht auf die Damen vielleicht lieber draußen ab."

Inspektor Klasen begnügte sich mit einem Blick ohnmächtigen Hasses. Die Hand streckte er nicht aus.

„Sehen Sie wohl, Klasen! Ich dachte es mir. Sie sind ein viel zu verständiger Mann. Aber um Sie vor Thorheiten zu bewahren —" er öffnete das Fenster und schoß beide Läufe in die Luft. Dann stellte er die

Flinte in die Ecke. „So, Klasen! Nun holen Sie die Bücher!“

„Ich lasse mich nicht so behandeln. Ich bin ein ehrlicher Mann.“

„Das wird vorausgesetzt. Holen Sie nur die Bücher, da werden wir ja alles selbst sehen.“

„Nein. Man muß mir kündigen, das kann ich verlangen.“

Herbert wendete sich an den Justizrat. „Wieviel betrugen doch die Zuschüsse in den zwei Jahren?“

„Elftausendsiebenhundertvierundachtzig Mark.“

„Schön. Nun passen Sie 'mal auf, Klasen! Noch hat Sie niemand Betrüger gescholten. Entweder holen Sie ohne ein weiteres Wort die Wirtschaftsbücher, oder Sie behalten Ihre Schriften und zahlen die erhaltenen Zuschüsse sofort hier auf den Tisch. Gold und Scheine werden Sie nicht so viel im Hause haben. Wir nehmen auch Staatspapiere zum Tageskurs. Das richten Sie ein, wie es Ihnen am bequemsten ist. Sollten Sie aber heute überhaupt nicht bei Kasse sein, dann fahre ich zur Stadt und mache dem Staatsanwalt einen kleinen Besuch. Sie verstehen mich doch, Klasen?“ Herbert zog die Uhr. „In fünf Minuten das Geld oder die Bücher!“

Klasen ging. Elli saß regungslos auf ihrem Stuhl. Herbert wendete sich zu ihr.

„Ich denke, man läßt ihn laufen, wenn er das Geld herausgiebt, gnädiges Fräulein.“

Elli konnte bloß nicken.

„Glauben Sie überhaupt, daß er zahlt?“ fragte der Anwalt.

„Ich bin davon überzeugt, Herr Justizrat. Ich bin dieser Tage durch die Felder gegangen. Vernachlässigt ist nichts. Zuschüsse hat Brunckhorst auf keinen Fall erfordert. Da er sich welche zahlen ließ, müssen die Bücher

gefälscht sein. Ich denke indessen, er läßt es auf eine Prüfung überhaupt nicht ankommen. Er hat mehr zusammengegaunert. Mit leeren Händen geht er nicht fort, aber wenn man ihn laufen läßt,- bleiben dem gnädigen Fräulein die gerichtlichen Weiterungen erspart. Und zahlen wird er."

Herbert behielt recht. Ohne ein Wort zu sagen kam Klasen zurück, ohne ein Wort zu sagen zählte er die Summe auf den Tisch.

„Bin ich jetzt entlassen?"

„Das ist Sache des gnädigen Fräuleins."

Elli winkte stumm mit der Hand, und Klasen ging.

— — — — — — — — — — —

Während der Heimfahrt blieb Elli stumm und in sich gekehrt. Fräulein Lampe aber konnte dem Drange ihres übervollen Herzens nicht gebieten. „Das ist ein Mann, Herr Justizrat! Das ist ein Mann!"

„Männer giebt es viele, Fräulein Lampe."

„Ach, gehen Sie doch! Sie wissen ganz gut, wen ich meine. Aber Sie sind ein Spötter, Sie haben keine Begeisterung. Ihnen fehlen die Ideale."

6.

Auf Brunckhorst füllten die Erntearbeiten den Rest des Sommers. Der Verkehr zwischen Elli und Herbert gestaltete sich freundlich-geschäftlich. Die bestehende Verwandtschaft wurde ebensowenig erwähnt wie die früheren persönlichen Beziehungen.

Im allgemeinen fuhr Elli viel seltener hinaus, als Fräulein Lampe es wünschte. Für das Frühstück sorgte auch die neuangestellte Wirtschafterin in zufriedenstellender Weise, aber einnehmen mußten es die beiden Damen allein. Die Fahrten durch die Felder wurden ganz eingestellt. Ein Spaziergang im Park war alles.

Je länger, desto mehr entwickelte sich in Elli ein Hang zur Einsamkeit. Ihr Wesen wurde sinniger, der Blick seelenvoller. Unter den Bäumen des Parkes machte sie sich auch gern von Fräulein Lampe los. Erinnerungen aus der Kindheit wachten auf, verschmolzen mit der Gegenwart, umspannen Denken und Fühlen mit süßem Zauber. Auch die Worte des Justizrats, in schicksalsschwerer Stunde in ihre Seele gepflanzt, wuchsen darin fort; sie mahnten und drängten zur That. Dann kam die Wehmut. Wo würde sie selber sein, wenn die großen Pläne hier reiften? Dann konnte Elli stundenlang einsam im Schatten des Parkes sitzen. Sie hielt die Augen offen und träumte doch.

Nicht jedesmal, wenn die Herrin nach Brunckhorst kam, traf Herbert mit ihr zusammen, aber auch in seine Seele zog ein neues Fühlen. So leise kam die Wandlung, daß er den Anfang gar nicht merkte. Dann war es geschehen. Elli, der er einst so wehe gethan, die er in voller Mädchenschöne nun wiedergefunden, war der Mittelpunkt seiner Gedanken.

Als Herbert das inne wurde, wußte er auch, was die Vernunft ihm gebot. Die Vergangenheit war nicht ausgelöscht, er hatte sie nur vergessen. Konnte ihm Elli nicht angehören, so mußte er sie meiden, dann war seines Bleibens nicht mehr auf Brunckhorst. Je eher er ging, desto besser würde es für seine Ruhe sein. Irgend eine Form, den Kontrakt befriedigend zu lösen, mußte sich finden.

Das Ergebnis des Wirtschaftsjahres ließ sich bald übersehen. Herbert machte eine Aufstellung über den Ertrag und verband damit eine Darlegung, wie er im Interesse des Gutes am besten verwendet werden konnte. Diese Papiere schickte er Elli, indem er zugleich um eine Unterredung zwecks näherer mündlicher Erläuterung nachsuchte.

Dabei würde sich dann, er hoffte es, eine friedliche Lösung des Kontraktes ermöglichen lassen.

Elli hielt den Bericht still in ihrer Hand. Ueber denselben hinweg gingen ihre Augen in unbestimmte Fernen. Wie hatte sich alles geändert, seit sie das letzte Mal rechnend vor Klasens Zahlen saß! Wieder rüttelten die Worte des Justizrats an ihrer Seele. Sollte sie warten, bis das Gut von ihr gefordert wurde? War es nicht edler und größer, es freiwillig abzutreten?

Was lange gekeimt, reifte zum Entschluß. Elli ging zu ihrem Vater.

„Hier ist wieder eine Abrechnung von Bruckhorst, Papa."

„Ah, das ist ja interessant! Laß doch 'mal sehen, Elli!"

Der Kommerzienrat vertiefte sich in das Schriftstück. „Siehst du, Kind! Da sind die Ueberschüsse! Der Klasen muß doch ein ganz gemeiner Gauner gewesen sein. Paß auf! Wie die Sache jetzt geht, kannst du reich dabei werden."

„Ich möchte Bruckhorst gar nicht behalten, Papa."

Ein grenzenloses Staunen befiel den Kommerzienrat. „Elli — Mädchen! Das ist nicht dein Ernst!"

„Doch, Papa. Ich will es Herbert verkaufen."

Der Kommerzienrat sah seine Tochter groß an. Er begann zu ahnen. „Verkaufen? ... Herbert? ... Hat er denn eine Erbschaft gemacht?"

„Justizrat Jessen besorgt das Geld, Papa. Er hat's mir schon damals gesagt, als Herbert kam."

Der Kommerzienrat war auf dem Laufenden. „So, so! Mit Jessen hast du gesprochen. Das ist was anderes. Aber weißt du, ich würde es nicht thun, Elli, ich gäbe das Gut nicht fort, jetzt, da es was einbringt. Die Zeiten sind schlecht, liebes Kind. Wer weiß, wie du es

noch einmal gebrauchen kannst. Und überhaupt Herbert! Was will er damit? Er hat's ja schon einmal gehabt, weshalb hat er es nicht behalten damals? Und du erst! Nicht die Zeit konntest du abwarten, bis du Gutsherrin auf Bruncksorst warst."

„Mir bedeutet es die Befriedigung einer Laune, Papa, in Herberts Hand kann es ein Musterbetrieb werden."

„Was du sagst!" Die Stirn des Kommerzienrats zog sich in krause Falten, und in jeder Falte lauerte ein Schelm. Er selbst aber blieb vollkommen ernsthaft. „Eine Laune bedeutet dir Bruncksorst! — So?"

„Ja, Papa. Jedes andere leistet für mich dasselbe. Herbert aber gehört zu dem Gut, wie sein Name zu ihm."

„Und das ist dir jetzt alles so eingefallen?" fragte der Kommerzienrat.

„Ja, Papa. Und du mußt es Herbert sagen, daß ich ihm das Gut verkaufen will."

„Ich? Nein, Kind, das kannst du nicht von mir verlangen. Ich bin Geschäftsmann und gewohnt, meinen Vorteil wahrzunehmen. So was Dummes thu' ich nicht. Zu Klasens Zeiten gern. Aber jetzt, wo Bruncksorst jeden Tag im Preise steigt —"

„Das ist es ja gerade, Papa. Je länger es dauert, desto teurer muß Herbert es bezahlen."

Der Kommerzienrat sah seine Tochter stumm und starr mit immer größeren Augen an. Dabei richtete sich sein Oberkörper zusehends immer gerader in die Höhe. „So, so! — Hm!" Und dann nickte er dreimal mit dem Kopfe, sehr ernsthaft und sehr langsam, als ginge ihm allmählich ein Licht auf. „Da hast du nicht unrecht, Elli."

„Und nicht wahr, Papa, du sagst es ihm?"

„Nein, Elli, das streitet gegen meine Grundsätze. Du bist mündig. Du darfst thun, was du für richtig hältst,

ich kann dich nicht hindern. Aber mitwirken dabei — nein! Bei deiner Fixigkeit in Geschäften brauchst du mich auch gar nicht dazu. — Das Wetter ist ja sehr schön jetzt, fahre doch morgen hinaus. Die Lampe nimmst du mit. Da genügt doch ein Wort. Kaufen Sie mir das Gut ab, Herr v. Brunckhorst! Fertig ist die Geschichte. Das thu nur!"

„Ja, Papa."

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Vormittag, eine Stunde nachdem Fräulein Elli mit ihrer Gesellschafterin nach Brunckhorst hinausgefahren war, stieg der Kommerzienrat zu seinem Anwalt hinauf.

„Sagen Sie 'mal, lieber Jessen, Sie haben es wohl direkt auf meinen Ruin abgesehen?"

„Wie mache ich das?"

„Scheinheilig sind Sie. Aber ich komme Ihnen auf die Sprünge, geben Sie nur acht! Haben Sie nicht meine Tochter aufgehetzt, daß sie Brunckhorst verkaufen soll? Gerade jetzt, wo es was einbringt!"

„Ich?"

„Jawohl, Sie. Sie haben ihr das Geld versprochen, mit dem sie sich das Gut will abkaufen lassen."

„Ich?"

„Wer denn sonst? Da war ja Klasen die reine Unschuld gegen solche Hinterlist. Der stahl doch wenigstens bloß Geld. Sie rauben mir meine Tochter, verehrter Jessen! — Apropos — Klasen! Der Biedermann hat ja wohl eine Weinstube hier aufgemacht in der Stadt? Ich hörte so etwas."

„Aufgemacht gehabt. Gestern hat ihn die Polizei hinter Schloß und Riegel gesetzt. Die Weinstube war eine verkappte Spielhölle. Gewerbsmäßiges Hazard- und Falschspiel wirft man ihm vor, auch soll er sonst noch arge Betrügereien vollführt haben."

Der Kommerzienrat rieb sich die Hände. „Ja, ja, das hat Herbert gut gemacht, als er damals die Zuschüsse von dem alten Gauner wieder herausholte! Aber was habe ich Ihnen gesagt, Jessen? In dem Jungen steckt was, in dem Herbert! Gleich als er die Erbschaft nur mit Vorbehalt antrat, habe ich Ihnen das gesagt."

„Gewiß, lieber Helmers. Und Sie hatten noch die Güte, hinzuzufügen: Der Junge geht mich gar nichts an! Nicht das geringste!"

„Ich hätte das gesagt? Aber Jessen, ich bitte Sie, besinnen Sie sich doch! Sie sind's gewesen! Sie haben das gesagt!"

„Ganz recht! Und weil Sie mich so sehr darum baten, gab ich Ihnen das Versprechen, mich für den Herrn Baron zu interessieren. So war es. Ich erinnere mich jetzt."

Die Männer sahen sich einen Augenblick an. Dann brach der Kommerzienrat in ein herzliches Gelächter aus und streckte dem Anwalt die Hand hin.

„Na, einerlei, lieber Jessen! Sprechen wir nicht mehr davon, die Sache ist ja nun gut — das heißt, bis sie besser wird. — Aber nun schnell in den Ueberrock, mein verehrter Justizrat! Wir kommen sonst zu spät nach Bruckhorst hinaus."

7.

Herbert hatte erwartet, daß ihn Elli zu der erbetenen Unterredung in die Stadt bescheiden würde, statt dessen sah er ihren Wagen in den Gutshof fahren. Er eilte hinaus und war ihr beim Aussteigen behilflich.

Dann blieb man drinnen beisammen, aber das Gespräch stockte jeden Augenblick, weil die beiden jungen Leute jedes still für sich die Worte erwogen, die gesagt werden sollten und gesagt werden mußten, und doch in

Gegenwart von Fräulein Lampe nicht gesagt werden konnten. Herbert fühlte, daß er den ersten Schritt thun mußte.

„Vielleicht ist Ihnen ein Gang durch den Park genehm, gnädiges Fräulein? Fräulein Lampe leistet indessen der Wirtschafterin ein wenig Gesellschaft."

Unter den hohen herbstlichen Bäumen schritten die beiden nebeneinander hin. Gesprochen wurde zunächst kein Wort. Ellis Herz pochte gar seltsam. Es war doch nicht so leicht, wie ihr Vater gemeint hatte: „Kaufen Sie mir das Gut ab" und dann fertig.

Herbert hielt unbewußt eine bestimmte Richtung ein. Eine Anzahl knorriger Eichen umsäumte einen Rasenplatz. Dort stand er still.

„Gnädiges Fräulein."

„Herr v. Brunckhorst."

Herbert rang mit sich selbst. Dann reckte er sich auf, männlich und entschlossen. „Nein, nicht so, Elli! Es wird nichts schaden, wenn ich noch einmal — zum letztenmal — zu dir spreche wie ehedem. Sieh um dich, Elli, kennst du diesen Ort?"

„Ja, Herbert," klang es leise.

„Hier begann der Unfriede. Das Schicksal hat uns wieder zusammengeführt ohne unseren Willen, und mein Schicksal hat sich dabei vollendet. Ich kann hier nicht bleiben, Elli. Der Kontrakt, der uns zusammenbindet, ist für zwei Fremde gemacht. Ich kann ihn nicht halten, kann nicht kalt und fremd neben dir hergehen. Laß dir genügen an diesen Worten, Elli! Ich kann und darf nicht mehr sagen. Nur eine Bitte habe ich. Vergiß, daß dir der Knabe in jugendlichem Unverstand an dieser Stelle weh gethan hat!"

„Herbert!"

Nun übermannte es ihn doch. Gegen seinen Willen

quoll's ihm über die Lippen, was sein Herz erfüllte. „Ich ... ich kann dich nie vergessen! Ich habe dich ja so lieb, Elli! Immer habe ich dich lieb gehabt!"

Thränenfeucht hob sie die Augen zu ihm empor. „Herbert ... Herbert ... ich ... so nimm mich doch, wenn du mich lieb hast, Herbert!"

Da streckte er die Arme aus und zog sie an seine Brust.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später saßen fünf Personen beim fröhlichen Mahl. Fräulein Lampe war anfänglich ganz betäubt gewesen über die plötzliche Verlobung, nun hatte sie ihren Appetit wiedergefunden.

Als der Sekt in den Kelchgläsern schäumte, neigte sich der Kommerzienrat zu dem Anwalt. „Ich hoffe, Sie sehen jetzt endlich ein, daß dieser Ausgang gleich anfangs von mir beabsichtigt war, lieber Jessen, schon vor Jahren."

„Und Sie, lieber Helmers, werden meiner Versicherung glauben, daß ich vor fünf Minuten diese Wendung noch nicht für möglich gehalten habe."

„Na sehen Sie! Da haben wir's! Ihnen fehlt eben der Blick für die Zukunft, lieber Jessen. Und nun stören Sie mich 'mal zwei Minuten nicht, ich sammle meine Gedanken zu einer Rede auf das Wohl des jungen Brautpaares."

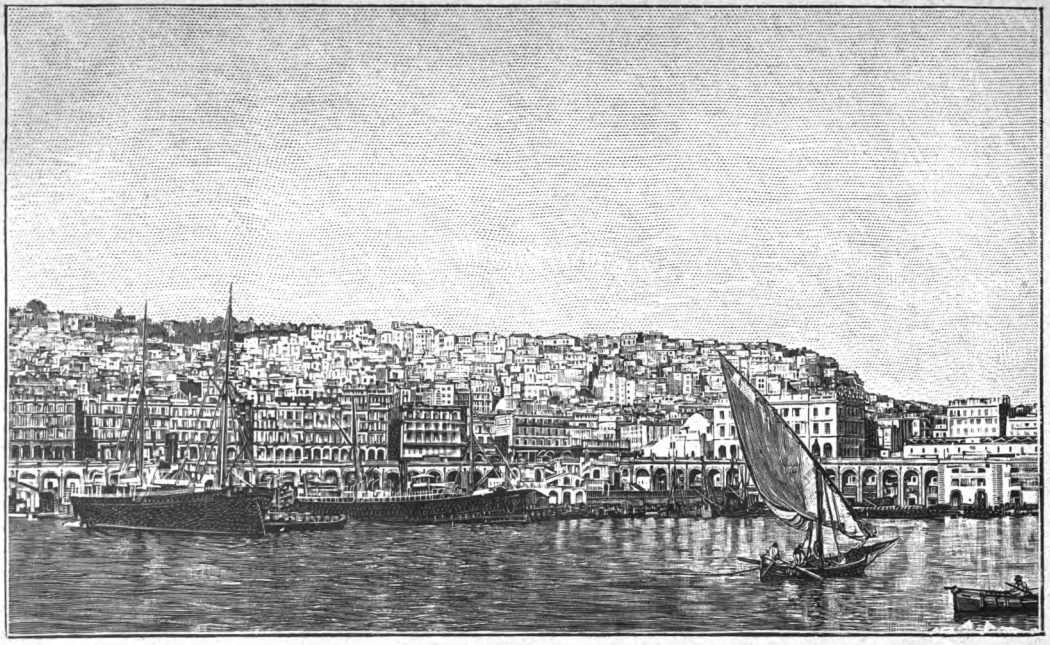
In der Hauptstadt Algeriens.

Ein Städtebild von Alexander Ritter.

Mit 14 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Hart am Mittelmeer, an der Westseite eines geräumigen, herrlichen Golfes, dessen Ostspitze das Kap Matifu bildet, liegt überraschend schön Algier, die Hauptstadt und zugleich erster Kriegs- und Handelsplatz der größten französischen Kolonie Algerien. Der halbmondförmig gegen Süden eingetiefte Golf ist umrahmt von dem lieblichen Sahelgebirge, das hier allmählich abfällt. Die Stadt bildet ungefähr ein gleichseitiges Dreieck, indem sie am Meere ihre breiteste Basis hat, um dann, immer schmäler werdend, an dem Hügel emporzusteigen und auf der Höhe mit der Kasba, der Burg der alten Deis, zu endigen.

Der geräumige Hafen, der tief genug für die größten Schiffe ist, bietet stets ein äußerst belebtes Bild. Auf dem Quai, der sich am Meere entlang zieht, liegen das Zollamt und die Etablissements der großen atlantischen Reedereien; unmittelbar vor dem Landungsplatze das Stationsgebäude der Eisenbahn. Am hinteren Rande der Quaiseite zieht sich die unabsehbare Bogenflucht der viaduktartig geführten Mauer hin, welche dem oben gelegenen breiten Boulevard de la République, zu dem Freitreppen und fahrbare Straßen emporführen, als Stütze dient.



Algier von der Hafeneinfahrt aus gesehen.

Dies dem Hafen zunächst gelegene moderne Algier, der Sitz des Handels und des Fremdenverkehrs, wird überhöht von der alten Mauren- und Berberstadt, macht aber an und für sich einen vollständig europäischen Eindruck. Straßenbahnen, Telegraphen- und Telephonleitungen durchziehen es, und die prächtigen öffentlichen Bauten, Regierungsgebäude und Kirchen, Restaurants und Läden, die Straßen und Plätze mit stattlichen Häusern von mehreren Stockwerken lassen den Gedanken an die morgenländische Welt kaum aufkommen.

Die französische Sprache ist natürlich die offizielle im Verkehr der Behörden mit der einheimischen Bevölkerung, allein sie beherrscht auch den Geschäftsverkehr und die Unterhaltung. Auch der maurische Kaufmann, der in der Landestracht auf der Schwelle seines Ladens sitzt, bringt über letzterem eine französische Inschrift an und verschmäht es nicht, die Verhandlungen mit dem kauflustigen Fremden in der wenn auch nur mühsam gerade brechten Sprache der Eroberer des Landes zu führen. Von den 82,000 Einwohnern, welche Algier gegenwärtig zählt, sind gegen 15,000 Mohammedaner, die nebst etwa 8000 Juden in der oberen Altstadt wohnen, zu der man auf Treppen zwischen den Mauerwänden der engen Gassen emporkommt. Die Rue de la Lyre und die Rampe Novigo bilden die Trennungslinie zwischen dem lauten europäischen Kulturleben und der stillen maurischen Zurückgezogenheit, zwischen der neuen Stadt mit ihrem lebhaften Geschäftstreiben, ihren eleganten Läden zu beiden Seiten der großstädtischen Boulevards und der maurischen Stadt mit ihren schmalen, engen Winkelgassen und Straßen und ihren nackten weißen Gebäuden mit kleinen Fenstern und flachen Dächern.

Seit dem Jahre 1846 haben die Franzosen begonnen, die Stadt durch Befestigungswerke zu schützen; sie umgaben diese und den Hafen mit einer zehn Meter hohen Mauer

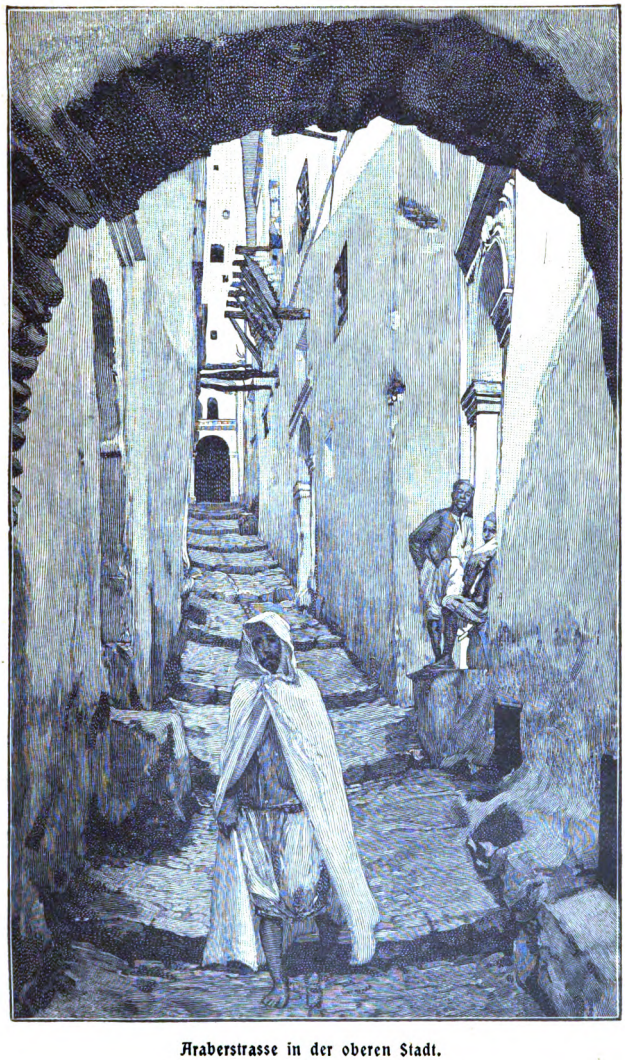
und legten ein ausgedehntes System von Forts und Bastionen an. Ihre Linie beginnt am Südende des Hafens mit dem Fort Bab Azum, steigt die Höhe der Sahelkette

Maurischer Kaufladen.

empor und zieht sich auf ihr entlang, um sich dann gegen Nordosten über die Werke von Bab el Oued zu dem am Meere gelegenen Artilleriearsenal hinabzusenken. Im Nordwesten schließt sich an die Hauptstadt das Dorf St.-Eugène,

das wie die Neustadt ein völlig europäisches Aussehen hat; im Süden zieht sich längs der Küste Moustapha Inférieur mit dem Jardin d'Essay und seiner tropischen Pflanzenpracht und der anmutigen, aussichtsreichen Terrassenhöhe von Moustapha Supérieur mit ihren Villen hin. Ueberall gewahrt das Auge auf den Höhen in der Umgebung der Stadt Vorstädte, Dörfer und freundliche weiße Landhäuser, deren Anlage und Bauart maurisch ist — nur das Mobiliar und die sonstige Einrichtung im Inneren ist europäisch. Im Hintergrunde steigen die bewaldeten Höhen des Tell wie Vorberge zu der Gebirgswand des Kleinen Atlas auf, dessen Kämme mit Schnee bedeckt sind.

Den Glanzpunkt der europäischen Stadt bildet der oben bereits genannte Boulevard de la République, eine 2000 Meter lang sich hinziehende großartige Terrasse mit monumentalem Geländer, die der Engländer Morton Peto in den Jahren 1860 bis 1866 im Auftrag Napoleons III. mit einem Kostenaufwande von etwa 8 Millionen Franken errichtete. Die Kaiserin Eugenie legte am 18. September 1860 den Grundstein zum Bau dieser hohen Uferstraße, die zunächst nach ihr benannt wurde, bis 1870 der Name dem jetzigen weichen mußte. Der Erbauer bekam auf 99 Jahre die Konzession zur Benutzung der Kaufhallen und Speicher, welche die den Boulevard tragenden 350 Bogen bilden und in denen der Hafenverkehr und Seehandel der Stadt seinen Hauptsitz hat. An dem Boulevard liegen die palastartigen Bauten der Bank und der Post; gleichfalls sehr stattliche Gebäude umgeben auch die in der Mitte des Boulevards gelegene Place de la République, früher Place Bresson geheißen, von der aus man einen entzückenden Blick auf das Meer hat. An der Westseite liegt das Grand Théâtre; inmitten des Platzes ragt eine einzeln stehende hohe Dattelpalme empor.

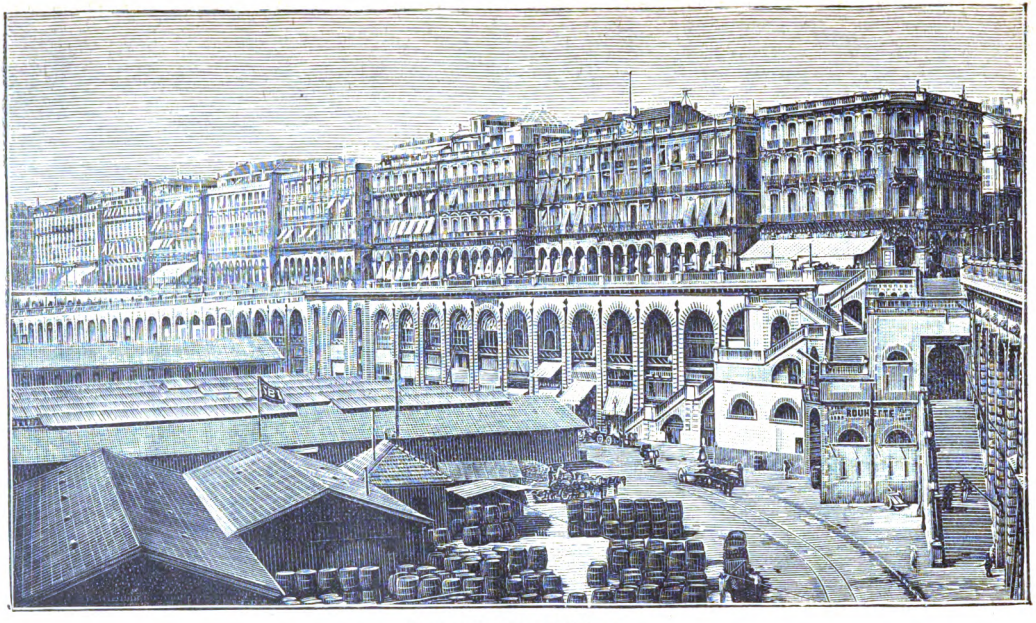


Araberstrasse in der oberen Stadt.

Auf die Place de la République münden die Hauptverkehrsadern der Neustadt: von Norden her die Rue Bab Azum und Rue de Chartres, von Süden her die Rue de Constantine und die Rue de la Liberté. Hinter dem Theater zieht sich die Rue de la Lyre hin, welche auf der Place de la Lyre mit ihrer sehr belebten Markthalle endet; in dieser Straße ist das europäische Geschäftsleben schon fast ganz durch das der eingeborenen Händler verdrängt.

Die Rue Bab Azum mündet nordwärts auf den mit Marmor gepflasterten und mit reizenden Anlagen versehenen Gouvernementsplatz, in dessen Mitte sich das Reiterstandbild des Herzogs Ferdinand von Orleans, des einst so beliebten ältesten Sohnes Ludwig Philipps, erhebt. Dieser geräumige Platz ist der schönste der Stadt; er bildet sozusagen das Herz derselben; hier werden von früh bis spät Geschäfte verhandelt, während zugleich das Vergnügungsleben sich auf ihm konzentriert. Die Nordwestecke nimmt ein reizender Palmenhain mit einem eleganten Cafésalon ein. Auf der Ostseite des Platzes ragt die weiße Moschee Dschama el Dschedid aus dem 17. Jahrhundert empor mit mächtiger eiförmiger Hauptkuppel und vier kleineren Nebenkuppeln; das 28 Meter hohe Minaret dient als Uhrturm. Nordwestlich von dieser Moschee liegt die Place Mahon mit dem Markt für Geflügel und Wildbret, auf dem auch die Versteigerungen abgehalten werden. Ostwärts führt die Rue de la Marine zur großen und ältesten Moschee Dschama el Kebir, die aus dem 11. Jahrhundert stammt, während das Minaret 1322 aufgeführt wurde. Diese beiden Moscheen bilden fast die einzige Erinnerung an die vergangene mohammedanische Epoche der französisch gewordenen unteren Stadt.

Gar nicht weit vom Gouvernementsplatze beginnt eine durchaus veränderte Anlage der Straßen mit anderen

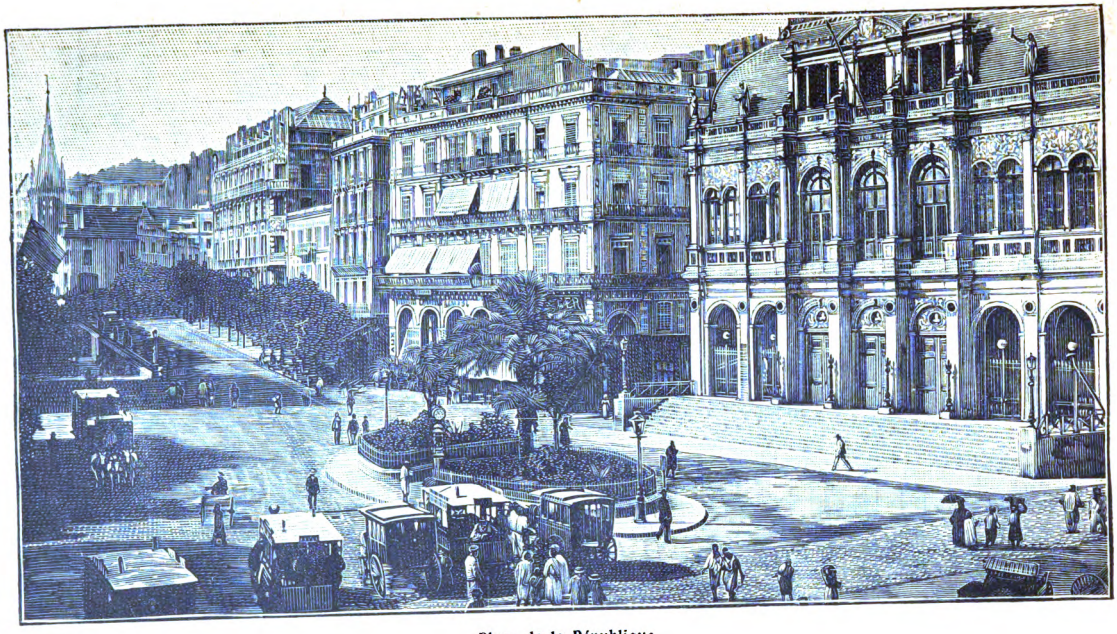


Boulevard de la République.

Häusern und einer anderen Bevölkerung. Man gelangt dort in den Bazarteil der Altstadt, in dem die europäischen Elemente mehr und mehr schwinden, um den eingeborenen Platz zu machen, die zuletzt allein die Herrschaft behaupten. Wir nähern uns, in westlicher Richtung weiterwandernd, der Kasba, mit welchem Namen man nicht bloß die am höchsten gelegene, befestigte Residenz der früheren Deis von Algier, die jetzt als Kaserne dient, sondern den ganzen maurischen Stadtteil bezeichnen kann.

An dem kleinen Malakoffplatze liegt die Kathedrale St. Philipp, die erst in neuerer Zeit vollendet wurde und eine wenig glückliche Verschmelzung maurischer und christlicher Kirchenbaukunst darstellt. An ihrer Stelle erhob sich einst die Moschee Dschama Ketschawa, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Pascha Hassan restauriert und im Inneren reich geschmückt wurde. Nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen wurde sie dem katholischen Kultus überwiesen und nach und nach umgestaltet. Beim Eingang in der Kapelle rechts befindet sich das Grab des algierischen Märtyrers Geronimo, der 1569 lebendig eingemauert wurde. Unmittelbar neben der Kathedrale liegt der Winterpalast des Gouverneurs und der Gerichtshof, ein ehemaliger maurischer Palast mit neuer Fassade. Oestlich der Palast des Erzbischofs, eine der interessantesten noch vorhandenen maurischen Prachtbauten, der einen herrlichen Hof mit Säulen und Portalen aus weißem Marmor umschließt.

Je weiter man in der maurischen oberen Stadt aufwärts steigt, desto mehr schwindet das heitere Bild europäischen Lebens und Verkehrs, um der orientalischen Welt mit ihren engen schmutzigen Gassen, die beiderseits von hohen, ganz kahlen Hauswänden eingefaßt werden, Platz zu machen. Dunkel und unsauber sind sie und an vielen Stellen so eng, daß ein paar beladene Esel unmöglich aneinander vorbei-



Place de la République.

kommen können. Die metallbeſchlagenen Hausthüren haben meiſt ein Portal oder wenigſtens oben einen Tragbogen aufzuweiſen. Nach außen ſpringt Balkenwerk hervor, das ſchmale, geſchloſſene Erker trägt; die kleinen Fenſter ſind ſämtlich mit ſtarken eiſernen Gittern verſehen.

Dort ſehen wir — in der Roten Meer-Straße — ein verhülltes mauriſches Weib an der Rinne inmitten der

Das Innere einer Villa.

engen Gaſſen einherſchleichen. Unter den gebrechlichen Holzſtützen der ſchmuckloſen Erker ſtehen und hocken plaudernd mauriſche Diener und Neger. Hier treibt ein Bauer ſeinen mit Kohlen beladenen Eſel durch die gewundenen oder in ſcharfen Winkeln gebrochenen Gänge des Stadtviertels, und von der Höhe eines Minarets ſchallt der zum Gebet mahnende Ruf des Muezzin über die flachen Dächer der Häuſer. An manchen Stellen wird die Eintönigkeit dieſes Straßenbildes unterbrochen durch einen kapellenartigen Bau über dem Grab eines

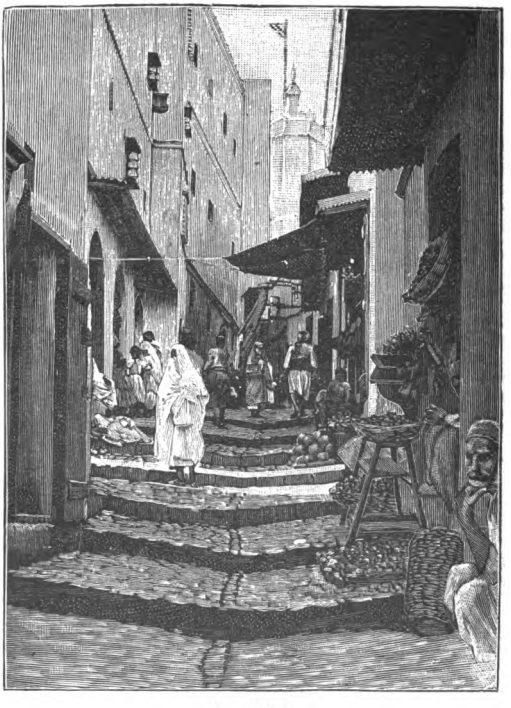
Heiligen (Marabut) oder eines Dei. Vor dem offenen, aber vergitterten Fenster bleibt wohl ein gläubiger Moslim stehen, um mit erhobenen Händen ein stilles Gebet zu verrichten. Teilnahmlos zieht ein jüdischer Händler

Die Bresson-Parkanlage.

aus der Oberstadt vorüber, den sein Weg nach dem Suck oder Markte führt, wo er in einer engen Bude seinen Kram feilbietet.

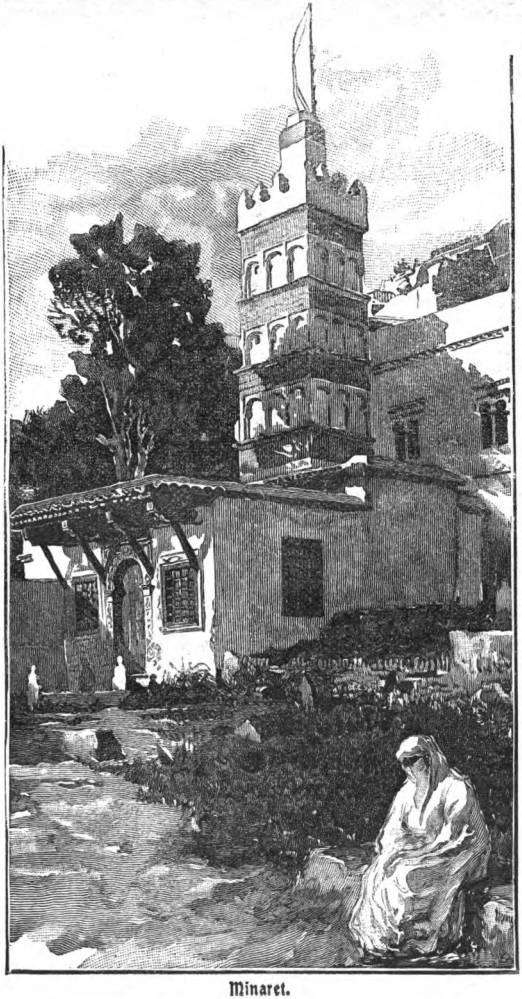
Die Tracht der eingeborenen städtischen Araber oder Mauren ist die altherkömmliche. Die hageren Gestalten

der durchweg hochgewachſenen Männer umgiebt ein weiter, gelblichweißer Burnus aus Wollenſtoff mit hinten herabhängender Kapuze; ſie tragen weiße, faltenreiche Unterkleider und umwinden das Kopftuch mit dunklen Schnür-



Rue Kleber.

bändern, ſo daß dadurch die Form eines niedrigen Turbans entſteht. Die Frauen ſind ganz in blendendweißen Baumwollenſtoff gekleidet. Das faltenreiche Beinkleid iſt über dem Fußknöchel zuſammengeſchnürt; der die ganze Figur umhüllende weite Mantel reicht vom Kopf bis etwas unter



Minaret.

die Kniebeuge. Das Geſicht iſt gemäß der Vorſchrift des Propheten verſchleiert, meiſt aber werden die dunklen,

großen Augen und die künstlich verlängerten, halbmondförmigen Brauen darüber nebst einem Teil der Stirn unbedeckt gelassen. An den schöngeformten Handgelenken blitzen Armbänder, meist von Silber, und an den Fingern, deren Nägel nach orientalischer Gepflogenheit mit Henna rot gefärbt sind, gewahrt man zahlreiche Ringe; auch Halsbänder fehlen nicht. Bei der ärmeren weiblichen Bevölkerung sind diese Schmuckstücke aus Glasperlen statt aus Edelmetall.

Früher lieferte die einheimische Hausindustrie alle die festgewebten Stoffe von eigenartigen Mustern und Farben, in die sich die Eingeborenen des Landes kleiden. Heutzutage liefert Frankreich sie, bis zur Seide hin, bei weitem billiger und hat jene daher längst aus dem Felde geschlagen. Nur die Gold- und Silberwaren mit den echt maurischen Zeichnungen stellen sich so billig, daß die europäische Konkurrenz dagegen nicht aufzukommen vermag. Besonders originell sind die breiten, mit allerlei Schmuck besetzten Kabylengürtel, welche die Wüstensöhne um ihre Hüfte zu binden pflegen.

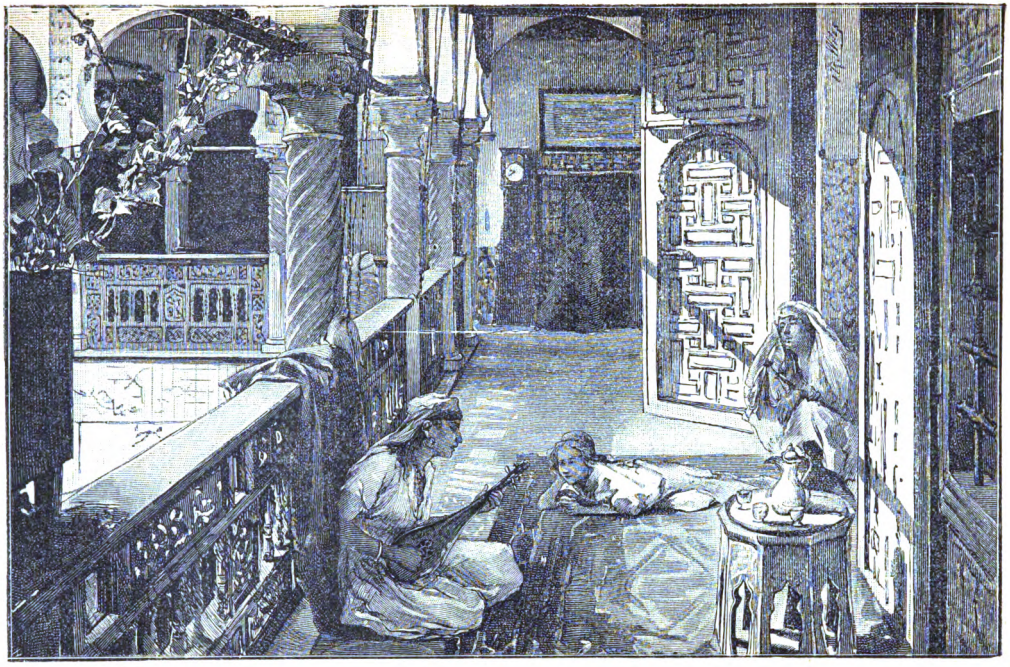
Sehr gering an der Zahl ist die rein türkische Bevölkerung. Von jeher waren dagegen in Algier die Juden stark vertreten, die, gleichviel ob sie europäische oder arabische Tracht haben, den Schacherhandel im großen wie im kleinen betreiben. Ein auffallendes Element der Bevölkerung bilden die von Süden her eingewanderten Neger. Die Wohlhabenderen unter ihnen tragen mit Vorliebe das arabische Gewand mit breitem Bund um die offene Weste und einem mächtigen Strohhut mit rot befranster Krempe noch über dem Fes und dem um die Stirn gewundenen breiten Musselinstreifen. Um den Hals tragen fast alle, abergläubisch, wie die Schwarzen überall sind, an einer Schnur eine Lederkapsel, welche ein Amulett enthält. Meist besteht dies bloß in einem Papier-

Eine arabische Frau.

streifen, der mit einigen Koransprüchen oder dergleichen beschrieben ist, gilt aber trotzdem für ein untrügliches Schutzmittel gegen Unheil und Krankheiten und wird deswegen weder bei Tage noch bei Nacht abgelegt. Die beliebtesten Schmuckgegenstände der Negerinnen sind gewaltige Ohrringe mit reichem Gehänge daran.

Die bemerkenswertesten Viertel der maurischen Stadt sind das von Sidi Abd Allah in der Mitte, Sidi Ramdan im Westen und Mohammed-Scherif im Osten, die ihr altes Aussehen ziemlich unverändert erhalten haben. Von dem äußeren Aussehen der maurischen Häuser ist bereits die Rede gewesen. Im Innern hat jedes einen quadratischen und nach oben offenen Hof, dem man in Spanien und auch sonst im Süden noch vielfach begegnet. Ihn umgeben auf allen vier Seiten Galerien, die von zierlichen Säulen gestützt werden, und inmitten des Raumes sprudelt stets ein von allerlei Pflanzen umgebener Springbrunnen. Während ein solcher Hof einen wirklich reizenden und verlockenden Eindruck macht, ist es dagegen um die Gemächer, welche sich auf jene Galerien öffnen, meist recht übel bestellt; sie sind durchweg klein, niedrig und nur wenig beleuchtet.

Wer aber eine Vorstellung von der reichen und doch anmutigen Ausschmückung eines vornehmen Hauses aus der Zeit der Deis bekommen und den arabisch-maurischen Baustil in seiner ganzen Reinheit kennen lernen will, der hat dazu in dem unweit des Malakoffplatzes belegenen Museum die beste Gelegenheit. Es war ehedem ein Palast, den der Dei Mustafa, einer der letzten algierischen Herrscher, hatte erbauen lassen. Der freie Hof mit den spiralförmig gewundenen Marmorsäulen und arabischen Hufeisenbogen stellt sich den hervorragendsten Baudenkmälern in Spanien, der Alhambra u. s. w. würdig zur Seite. Wenn man durch die Galerien wandert und die Orna-

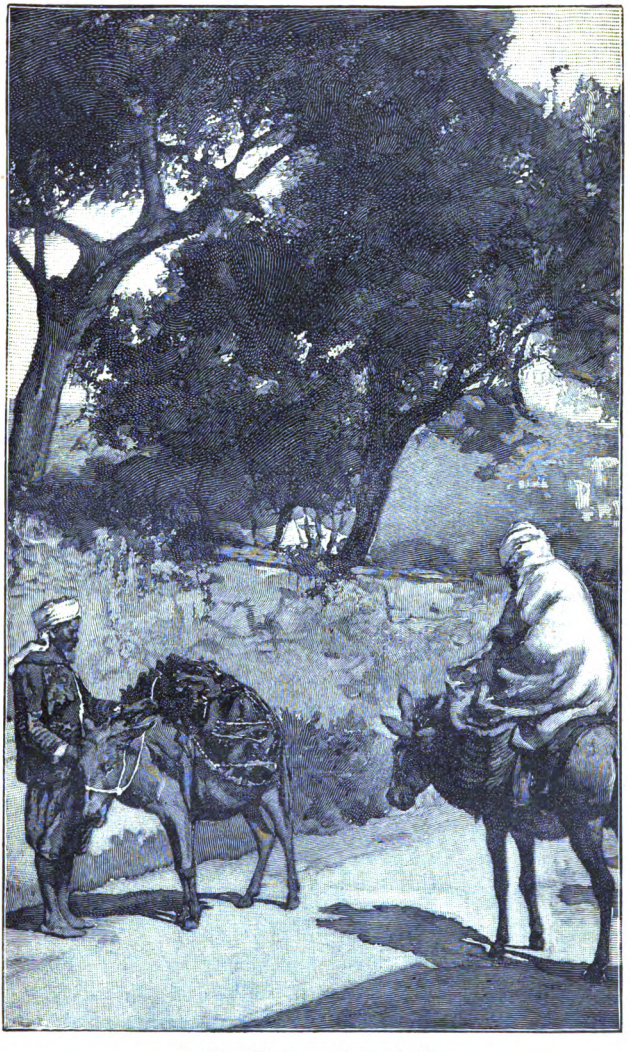


Im Innern des Museums.

mente in verſchlungenen Linien und Arabesken, den Inſchriftenſchmuck der Wände und die Moſaikfußböden, die eingelegten Thüren in Holzſchnitzwerk u. ſ. w. bewundert, ſo glaubt man im Geiſte auch die ſchönen Frauen wieder

Spielende libyſche Bauern.

zu erblicken, welche einſt dort während der heißen Stunden des Tages weilten. In den oberen Räumen befindet ſich eine Bibliothek mit 135,000 Bänden und 700 arabiſchen Manuſkripten, ſowie eine reiche Sammlung von Münzen und Medaillen.



Auf dem Wege zur Blauen Quelle.

Der Fremde darf auch nicht versäumen, die große Fischhalle beim inneren Hafen zu besuchen, wo in jeder Morgenfrühe die über Nacht erbeuteten Reichtümer des Meeres auf marmornen Tischen zur Schau ausgebreitet werden. Interessant ist ferner ein Gang durch die aus Glas und Eisen erbaute Halle auf der Place de Chartres, welche selbst während der Wintermonate die schönsten frischen Gemüse und die köstlichsten Früchte enthält. Die prächtigen Blumenkohlköpfe, die Artischocken, frischen Blumen und Erbsen, welche in den Schaufenstern unserer großstädtischen Delikatessenhandlungen prangen, während tiefer Schnee die Straßen und Dächer bedeckt, sind durchweg an den sonnigen Hängen des unteren Moustapha bei Algier gezogen. Neben ihnen findet man in jener Kaufhalle jederzeit die köstlichsten Salate und Bunde von Stangenspargel, Orangen von Blida, Erdbeeren, Kirschen u. s. w.

Ausflüge in die baum- und gartenreiche Umgebung der Stadt mit ihren Ortschaften und Landhäusern bieten dem Fremden auch Gelegenheit, das Leben der ländlichen Bevölkerung, ihre Trachten und Sitten kennen zu lernen und dadurch das allgemeine Bild der algierischen Bewohnerschaft zu vervollständigen.

Dort sitzen an einer Lehmmauer, welche einen Brunnen mit dem altertümlichen Wasserrade umschließt, drei libysche Bauern, die sich durch ein unterhaltendes Spiel auf dem sandigen Boden die Zeit vertreiben. Hier hat ein anderer Bauer an der durch ihr köstliches Wasser berühmten Blauen Quelle seinen Schlauch aus Ziegenleder gefüllt und ihn dann seinem Esel aufgeladen, der ihn heimwärts trägt. Auf einem anderen Grautier hockt ein verhülltes Weib, das über Land zieht. Aus einer buschigen Schlucht sehen wir eine ganze Reihe von Kabylenfrauen hervortreten, die unter lautem Gesange den gemeinschaftlichen Weg zurücklegen. Ihre Gesichter sind unverhüllt, wie die

der Berberfrauen, welche Sitte jedenfalls noch aus vormohammedanischer Zeit stammt.

Den Glanzpunkt der näheren Umgebung von Algier bildet die Vorstadt Mouſtapha Supérieur, wohin der Weg

Singende Kabylenfrauen.

durch die monumentale Porte de Conſtantine führt. Die Straße zieht ſich zwiſchen der Agha und dem Fuße eines Hügels, welchen ein Fort krönt, aufwärts, vorüber an herrlichen, von Gärten umgebenen Landhäuſern, Gaſthöfen und Cafés. Bemerkenswert ſind vor allem das Nonnenkloſter Sacré Coeur mit großem Garten, die Villa Yuſſuf mit einer berühmten Palme und das prachtvoll

gelegene Schloß des Deis Mustafa, das jetzt dem Gouverneur als Sommerresidenz dient. Von den Gärten dieses fürstlichen Sitzes umfaßt der Blick die ganze Stadt und den Golf von Algier bis zum Kap Matifu. Das Innere ist dem Fremden nur während der Wintermonate zugänglich, wenn der Gouverneur in der Stadt wohnt, doch bekommt man schon eine Vorstellung von den Reizen dieses unvergleichlichen maurischen „Buen-Retiro", wenn man durch die jederzeit offenstehende Pforte eintritt.

Ostwärts führt dann der Chemin Romain hinab nach Moustapha Inférieur mit dem schon erwähnten Jardin d'Essay, der eine Fläche von 75 Hektar umfaßt. Exotische Pflanzen fassen die zusammen 410 Meter langen Alleen ein; hauptsächlich Palmen, Drachenbäume, Feigen aller Art, Bambus u. s. w. Die Palmenallee führt zu einer kleinen Oase am Meer mit 73 Dattelpalmen. Daneben finden sich Pflanzen zu medizinischer und industrieller Verwendung, sowie solche aus Australien, Chile, Mexiko, Ostindien u. s. w. in zum Teil ganz herrlichen Exemplaren.

Die Vorstädte bilden zugleich die Durchgangspunkte für weitere Ausflüge, die jeder nach Algier kommende Fremde unternehmen sollte, dem Zeit und Mittel dafür zu Gebote stehen.

Ohne Erinnerung.

Kriminal-psychologische Skizze von A. Oskar Klaussmann.

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Zivilgericht stehen zwei streitende Parteien, welche beide die Hilfe des Gerichtes in einer Sache, wie sie alle Tage vorkommt, angerufen haben. Der Gutsbesitzer M. hat sich verpflichtet, dem Kaufmann S. bis zu einem bestimmten Termine zweihundert Zentner Kleesamen zu liefern. Er hat dies nicht gethan, hat Briefe, die ihm der Kaufmann schrieb, völlig unbeachtet gelassen, und der Kaufmann hat schließlich den Gutsbesitzer auf die Lieferung des Postens Kleesamen verklagt.

Der Gutsbesitzer dagegen bestreitet auf das entschiedenste jemals dem Kaufmann S. ein Versprechen wegen der Lieferung mündlich oder schriftlich gemacht zu haben.

„Sie bestreiten also die Behauptungen des Klägers?“ fragt ihn der Richter.

„Jawohl, und ich bin sofort bereit, zu beschwören, daß ich niemals mit dem Kläger ein Geschäft über Kleesamen abgeschlossen habe.“

Der Rechtsanwalt des Klägers erbittet das Wort und erklärt mit einem bezeichnenden Seitenblick auf den Beklagten: „Der Herr Gutsbesitzer M. scheint sehr sonderbare Begriffe von einem Eide zu haben und thäte besser, nicht so dreist zu leugnen, da sich ein Schlußschein, von

seiner Hand geschrieben, in den Händen des Klägers befindet."

Der Rechtsanwalt überreicht dem Richter ein Papier, und dieser zeigt es, nachdem er den Inhalt gelesen, dem Verklagten.

„Ist das von Ihrer Hand geschrieben?"

Der Gutsbesitzer wirft einen Blick auf das Papier und ist so bestürzt, daß er keinen Laut von sich geben kann. Da steht in seiner Handschrift und mit seiner Unterschrift deutlich und klar, daß er sich verpflichtete, bis zu einem bestimmten Termin an den Kaufmann S. zweihundert Zentner Kleesamen zu einem bestimmten Preise zu liefern.

„Ist das Ihre Handschrift?" fragt der Richter.

„Es ist meine Handschrift, aber ich habe es nicht geschrieben," antwortet der Verklagte immer noch fassungslos; „ich kann es nicht geschrieben haben."

„Wollen Sie behaupten, daß hier eine Fälschung vorliegt?"

„Nein, denn die Handschrift und die Unterschrift sind unzweifelhaft echt. Ich weiß aber ganz genau, daß ich einen derartigen Schein niemals geschrieben habe."

„Aber Herr M.," sagt der Kaufmann, „so besinnen Sie sich doch. Sie haben den Schein in meiner Gegenwart geschrieben und unterschrieben."

„Wo und wann soll denn das gewesen sein?" fragt der Gutsbesitzer.

„Es war an dem Tage, dessen Datum auf dem Schein steht, und zwar in Ihrer eigenen Wohnung."

„Das ist ja unerhört!" ruft erregt der Gutsbesitzer. „Sie sind n i e in meiner Wohnung gewesen, das weiß ich ganz genau! Darauf kann ich zehn Eide schwören! Ich bin doch nicht verrückt und werde als anständiger Mensch doch keinen Meineid schwören!"

„Aber Herr M.," sagt der Kaufmann, „an jenem Tage kam ich gegen zwei Uhr nachmittags in Ihr Gehöft. Ich traf Ihren Kutscher, fragte diesen nach Ihnen, und er sagte mir, Sie schliefen."

„Halt!" ruft der Gutsbesitzer. „Wir können uns ja gleich überzeugen, ob Sie die Wahrheit reden. Mein Kutscher ist unten vor der Thür bei den Pferden. Vielleicht kann er als Zeuge vernommen werden, denn ich bleibe dabei, daß Sie niemals in meinem Gehöft gewesen sind, wenigstens nicht mit meinem Wissen."

Der Kutscher wird geholt, vereidigt und sagt aus, daß an jenem Tage der Kaufmann S. in das Gehöft kam und nach seinem Herrn fragte. Der Kutscher sagte ihm, daß der Herr schlafe, der Kaufmann aber erklärte, es handle sich um ein wichtiges Geschäft, und gab dem Kutscher ein Trinkgeld, damit er den Herrn wecke. Deshalb ist die Sache dem Kutscher auch noch so genau in der Erinnerung. Der Kutscher weckte den Herrn, dieser empfing den Kaufmann, der ungefähr eine halbe Stunde bei ihm blieb. Was die beiden Herren miteinander verhandelt haben, weiß der Kutscher nicht.

Der Gutsbesitzer erklärt nochmals, daß er von diesem Besuch nichts wisse und auch nicht begreife, wie sein Kutscher derartiges aussagen könne. Vergeblich wiederholt der Kaufmann jedes Wort ihrer damaligen Unterredung, der Gutsbesitzer bleibt dabei, daß diese Unterredung niemals stattgefunden habe.

Diese Gerichtsverhandlung spielte im Jahre 1881. Der Prozeß endete mit der Verurteilung des Gutsbesitzers, den noch der Schaden traf, daß man ihn für einen unehrlichen Mann hielt, der Thatsachen frech ableugnete und bereit gewesen sei, zum mindesten einen fahrlässigen Eid zu schwören.

Und doch that man diesem Manne großes Unrecht!

Er wußte in der That von Unterredung und Handschrift nichts mehr, obgleich diese Unterredung wirklich stattgefunden hatte.

Der Gutsbesitzer war damals in der Stadt auf einer Festlichkeit gewesen, hatte dort getanzt und getrunken und war erst am frühen Morgen nach Hause gefahren. Er hatte auch am folgenden Tage nicht schlafen können, da er sehr Wichtiges zu thun hatte. Er wollte sich dann am Abend zeitig zur Ruhe legen, aber auf dem Nachbargute brach ein Schadenfeuer aus, und er eilte mit seinen Leuten zur Hilfe, kam wieder erst morgens nach Hause, ohne geschlafen zu haben, mußte sich sofort umziehen und nach der Stadt zu einem Termin fahren. Von dort kehrte er gegen ein Uhr mittags zurück und warf sich nun endlich, total erschöpft, auf das Sofa, wo er sofort in tiefen Schlaf verfiel. Schon nach einer Stunde aber wurde er wieder geweckt und hatte die Unterredung mit dem Kaufmann S., von der er später nichts mehr wußte.

Die Kriminalpsychologie weiß heute, daß, wenn übermüdete Menschen aus dem ersten Schlafe geweckt werden, sie sich ermuntern und ganz normal handeln, daß sie aber, wenn sie dann wieder einschlafen, nach dem späteren Erwachen *ohne jede Erinnerung an das sind*, was sie gethan, gesagt, gehört haben. Wohlgemerkt, es handelt sich nicht etwa um kranke Menschen oder um vorübergehende krankhafte Zustände. Es handelt sich nicht um Hypnose, um Somnambulismus oder Schlafwandeln, nicht um Träumen bei offenen Augen, sondern um wache, gesunde Menschen. Es ist auch weder Fieber noch Rausch vorhanden. Man weiß ja, daß Berauschte oft nach dem Erwachen keine Ahnung davon haben, was sie im Rausche thaten; aber in den hier gemeinten Fällen handelt es sich um durchaus nüchterne Individuen.

Es giebt auch für die Erscheinung eine wissenschaftliche

Erklärung. Wir wollen indes erst einige weitere, durchaus beglaubigte, gänzlich unanfechtbare Beispiele anführen. Der erste Fall stammt aus dem Jahre 1809 und ist einem wissenschaftlichen Werke über Psychologie entnommen, das im Jahre 1855 erschien. Es handelt sich dabei um einen berühmten Arzt, den in Weimar als Hofrat und Leibarzt des Großherzogs verstorbenen Doktor Ofann. Von ihm erzählt Professor Reicherz folgendes:

„Ofann war in Göttingen, zur Zeit der 1809 herrschenden Influenza, so sehr mit Geschäften überhäuft, daß er schon ein paar Abende, statt schlafen zu gehen, sich hatte auf das Pferd setzen müssen, um Patienten außerhalb der Stadt zu besuchen. Am Abend des darauf folgenden Tages fand er sich nun so außerordentlich erschöpft, daß er beim Schlafengehen auf das nachdrücklichste befahl, ihn um keiner Ursache willen, es schicke auch wer da wolle, zu wecken.

Kaum lag er im besten Schlaf, so kam ein Bote mit einem Briefe und zwei Pferden, in der Absicht ihn abzuholen, vor seine Thür. Sein Bedienter, welcher die menschenfreundlichen Gesinnungen seines Herrn kannte, weckte ihn ungeachtet des vorhergegangenen Verbots. Ofann aber war diesmal wider seine ganze bisherige Gewohnheit erschrecklich unwillig darüber, berief sich auf sein Verbot und wiederholte in einem Atem, daß er, da alle Menschen jetzt schliefen, für seine Person auch der Ruhe genießen wolle. Der Bediente ließ ihm ein Licht in dem Gedanken, daß sein Herr, wie er sonst pflegte, nun schon von selbst aufstehen werde. Wie er merkte, daß dies nicht geschehe, ging er wieder auf seines Herrn Kammer und fand ihn in tiefem Schlaf. Er weckte ihn noch einmal. Der Arzt ließ sich das Licht zum Bett bringen, las den Brief des Boten, sagte sogleich: „Das hat nichts zu bedeuten," schrieb im Bett die Antwort und ein Rezept

und befahl, daß man ihm das eine Pferd am Morgen um sieben Uhr wieder vor das Haus führen solle. Mit allem diesem vergingen etwa dreiviertel Stunden. Er versank sogleich wieder in den tiefsten Schlaf. Am Morgen beim Aufstehen kam ihm kein Gedanke an das Vorgefallene, und nie hat er sich darauf besinnen können. Er war durch den heilsamen Schlaf wie neugeboren, kleidete sich wie gewöhnlich an und war eben im Begriffe, auszugehen, als sein Bedienter hereintrat und ihm seine Befremdung über seinen Anzug zu erkennen gab, da er doch versprochen hätte, um sieben Uhr auszureiten, und das Pferd sogleich vor der Thür sein würde. Der Bediente beteuert, als sein Herr meint, daß er ihm etwas vorträume, die Wahrheit seines Vorgebens und beruft sich auf den geschriebenen Brief und das Rezept. Auf die Frage, wo das hingekommen sei, antwortet er: „Nach der Apotheke.“ Ohne Zeitverlust läuft der Arzt zu dieser hin. Er erfährt, daß wirklich in der letzten Nacht ein verschriebenes Medikament für den und den auswärtigen Kranken angefertigt worden sei. Aber von seiner Besorgnis, etwas Unzweckmäßiges und Schädliches verschrieben zu haben, wird er hier nicht befreit. Alles, was man zum Troste dem äußerst beunruhigten Mann sagen konnte, war, daß er eine Mixtur verschrieben habe.

In der größten Eile kleidete er sich an und setzte sich auf das Pferd. Außer Atem kommt er an den Ort, wohin er geladen war. „Wie befindet sich der Patient?“ fragt er und hört zu seinem Erstaunen: „Besser als vorher, besonders that der verordnete Aderlaß gute Dienste.“ Noch mehr Ursache zur Verwunderung. Er geht also zu dem Kranken selbst, findet ihn erträglich, sagt aus weiser Vorsicht, jemand zu beunruhigen, von dem äußerst sonderbaren Vorfalle nichts. Die Neugier läßt ihn indes bald einen Vorwand erfinden, sich seinen Brief auszubitten.

Er erhält ihn und wundert sich selbst darüber, daß der Brief mit dem vollkommensten Verstande von ihm geschrieben war."

So weit der Bericht. Nach demselben wundert sich der Arzt selbst darüber, daß sein Brief „verständig" war. Der Arzt glaubte wahrscheinlich, er habe im Schlaf gehandelt. Er war aber vollständig wach, als er den Brief schrieb, den Aderlaß anordnete und das Rezept ausfertigte. Als er aber dann einschlief, verlor sich bei ihm jede Erinnerung an das, was in den dreiviertel Stunden seines Wachseins vorgegangen war. —

Aber betrachten wir noch die beiden folgenden Beispiele, welche noch dazu in derselben Nacht stattfanden und ein gewisses historisches Interesse haben. Sie werden von dem österreichischen Major v. Thielen in seinen „Erinnerungen" wie folgt erzählt:

„Es war am 22. Mai 1809 nach der Schlacht von Aspern, als wir in Süssenbrunn, vor welchem Ort das Regiment im Lager stand, unser Stabsquartier genommen hatten, daß ich höchst ermüdet mich nach der Nachtruhe sehnte, denn man muß wissen, was der Dienst eines Regimentsadjutanten am Tage einer Schlacht besagen will. Ich kam erst um zehn Uhr nachts zur Ruhe und genoß meiner Einbildung nach des Schlafes im vollsten Maße, bis ich am anderen Morgen um sechs Uhr früh durch einen Korporal geweckt wurde, der in voller Rüstung vor meinem Bette stand, nachdem es meinem Diener allein nicht gelungen war, mich zu wecken. Der Korporal meldete mir, daß er mit einem Kommando von zehn Mann vor meinem Quartier halte und anfrage, ob ich noch etwas zu befehlen habe. Da ich von keinem Kommando wußte, fragte ich, auf wessen Befehl er da sei. Er fing an zu lächeln und sagte: „Auf Ihren Befehl, Herr Oberleutnant." Er zog dabei einen schriftlichen Befehl von

meiner eigenen Hand hervor mit Tag und Datum und der Expeditionsstunde um ein Uhr nach Mitternacht. Mochte ich mich auch nun bis in den Tod besinnen, es war mir nicht möglich, mich zu erinnern, daß ich in der Nacht aufgestanden sei und sogar geschrieben habe, und doch gab meine eigene Handschrift den Beweis dafür. Inzwischen war der Korporal vom Tage mit dem Frührapport der Hauptwache ins Zimmer getreten, dieser erzählte nun, daß um Mitternacht ein Laufzettel eingetroffen sei, welcher von jedem Regiment der Brigade einen Korporal und zehn Mann bestimmte zur Abfassung von Wein und anderen Lebensmitteln für die Mannschaft. Er habe mir den Laufzettel gebracht und in Gemeinschaft mit meinem Diener es möglich gemacht, daß ich aufgestanden, den Laufzettel gelesen, selben vidiert, dann immer schweigend den Befehl für den Inspektionsrittmeister des Lagers ausgefertigt, beide Stücke ihm übergeben, mich dann ferner ohne ein Wort zu sprechen wieder niedergelegt habe und auf der Stelle wieder fest eingeschlafen sei.

Das zweite Beispiel" — so fährt Thielen fort — „ist ernsterer Art. Am 22. Mai, am letzten Tage der Schlacht von Aspern, hatten die Franzosen, als das Schlachtfeld von ihnen bis auf den Schüttkasten von Eßling geleert war, oberhalb Wiens versucht, bei der sogenannten schwarzen Lake gegenüber von Jedlersee sich festzusetzen. Die Meldung darüber war spät abends im Hauptquartier des Erzherzogs Karl eingetroffen, wo auch ein jeder nach den beiden beschwerdevollen Tagen, sobald es sein konnte, die Ruhe gesucht hatte, nur der Erzherzog selbst war noch wach, als die Meldung ankam. Major Wernhard hatte den Dienst beim Erzherzog und war der einzige von der ganzen höheren Umgebung des Prinzen, der ebenfalls wach sich im Vorzimmer befand. Der Erzherzog, in Kenntnis von der Sache gesetzt, fand es unbedingt nötig,

daß der Feind ungesäumt aus der schwarzen Lake vertrieben werde, ehe er Boden gewonnen und vielleicht einen Brückenschlag über die Donau ins Werk setze. Er befahl daher dem Major Wernhard, den Generaladjutanten des Erzherzogs, den Obersten Grafen Grünne, aufzusuchen und ihm zu sagen, daß er eine Disposition entwerfe und die nächsten Truppen bestimme, welche mit Anbruch des folgenden Tages den Feind aus der schwarzen Lake zu vertreiben hätten. Dem Major Wernhard befahl der Erzherzog zugleich, daß er die vom Grafen Grünne zu gewärtigende Disposition persönlich zur Ausführung zu bringen habe. Major Wernhard fand den Grafen Grünne schon fest eingeschlafen im Bette, unendliche Mühe kostete es, ihn völlig zu ermuntern. Major Wernhard entledigte sich seines Auftrages. Graf Grünne teilte ihm seine Ansicht mit über das, was hier zu veranlassen sei, bestimmte die Truppen und trug dann dem Major auf, das Ganze zu Papier zu bringen, was dann der Graf unterschreiben werde. Kaum hatte sich Wernhard an den Schreibtisch gesetzt und die Feder in die Hand genommen, als der Graf auch wieder eingeschlafen war. Als der Major geendet, hielt es ebenso schwer, den Grafen zu ermuntern, wie früher. Als dies endlich gelungen war, las Wernhard seinen Aufsatz dem Grafen vor; dieser war vollkommen damit einverstanden, unterschrieb ihn, und Major Wernhard eilte, um auch den zweiten Auftrag des Erzherzogs auszuführen.

Dies hatte den besten Erfolg, indem von den Franzosen der größte Teil gefangen wurde, während der Rest sich mit den Schiffen auf das rechte Ufer der Donau rettete. Major Wernhard kam um die Mittagszeit nach verrichteter Sache wieder in das Hauptquartier zurück und erstattete dem Erzherzog, bei dem auch Graf Grünne zugegen war, Bericht. Als er geendet, drückte der Erzherzog ihm seine

Zufriedenheit aus, und sich an den Grafen wendend, dankte er ihm für die gute Einleitung der Sache. Dieser, erstaunt über die Worte des Erzherzogs, lehnte bestimmt den Dank ab, indem er von der ganzen Sache nichts wisse, so wie er sich auch durchaus nicht entsinnen konnte, in der Nacht wach geworden zu sein oder etwas anderes gethan zu haben, als zu schlafen." —

Diese Beispiele, die sich noch leicht um ein Dutzend vermehren ließen, mögen genügen.

Wie kommt es nun, daß diese Leute, die nach außerordentlicher Ermüdung aus dem Schlafe geweckt wurden, wohl erwachten, dann aber, wenn sie wieder eingeschlafen waren, nach dem nächsten Erwachen absolut keine Erinnerung an ihre Handlungen und die sie begleitenden Vorgänge hatten?

Das Gehirn dieser Leute war infolge der Uebermüdung nicht mehr geeignet, tiefere Eindrücke aufzunehmen und festzuhalten.

Wenn wir flüchtig etwas lesen, was uns nicht interessiert, so erhalten wir zwar einen Eindruck davon im Gehirn, aber dieser ist ganz oberflächlich, er verwischt sich sehr bald, und in einigen Stunden haben wir vollständig vergessen, was wir gelesen haben. So verwischen sich auch im übermüdeten Gehirn die Eindrücke, die man nach dem ersten Erwachen empfangen hat, während des folgenden Schlafes vollständig, weil eben dem erschöpften Gehirn die Fähigkeit mangelt, die Eindrücke tiefer eindringen zu lassen und festzuhalten.

Wir haben es hier also mit einem ganz natürlichen Vorgange zu thun, der nur leider erst seit kurzer Zeit auch in der Kriminalistik Beachtung findet.

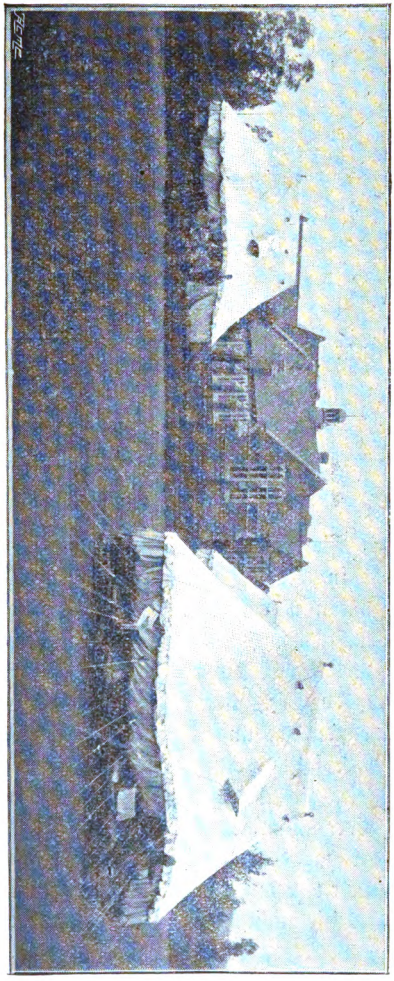
Die Röntgenstrahlen in der Kriegschirurgie.

Aerztliche Erfahrungen im Burenkrieg.

Von Hans Scharwerker.

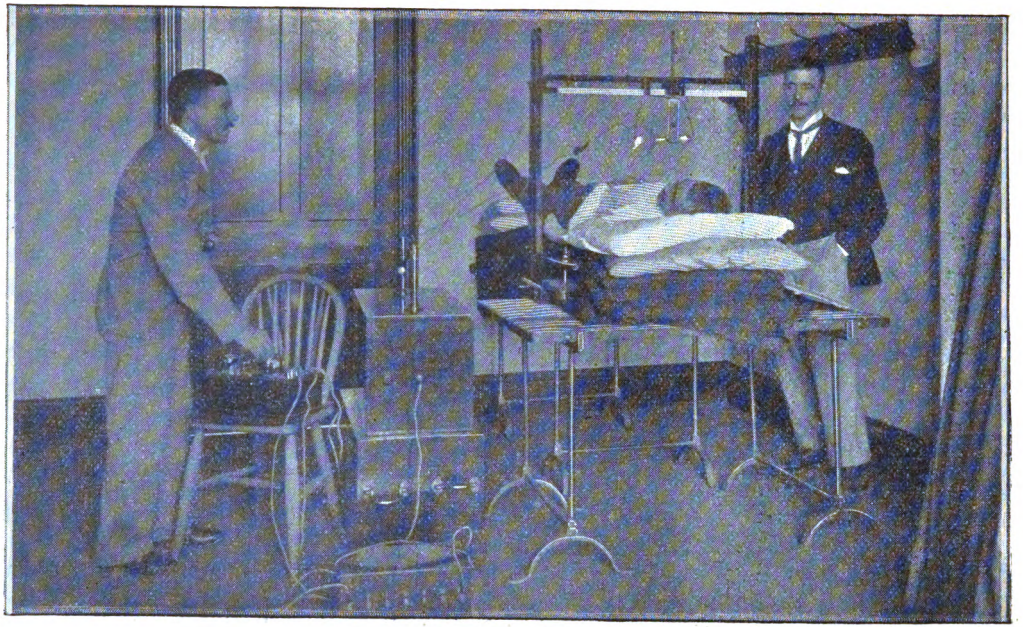
Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Unsere Zeit hat die Werkzeuge zur Zerstörung des menschlichen Lebens in einer Weise vervollkommnet, die noch vor fünfzig Jahren märchenhaft erschienen wäre. Schnellfeuergeschütze, rauchschwaches Pulver, Ekrasit, Melinit, Kordit, Roborit, Lyddit und wie die brisanten neuen Sprengstoffe alle heißen, dazu Repetiergewehre mit Stahlmantelgeschoß, Maschinengewehre und Torpedos — welch furchtbares Arsenal! Man sollte meinen, der Krieg würde dadurch zur Unmöglichkeit, die Verluste derartig ins Ungeheure wachsen, die Verwundungen so entsetzlich sein, daß alle Hilfsmittel der modernen Kriegskunst und der Deckung, alle Einrichtungen der Verwundetenpflege und alle Fortschritte der Chirurgie nicht dagegen aufzukommen vermöchten. Und doch ist dies, wie die im japanisch-chinesischen und spanisch-amerikanischen Kriege gemachten Erfahrungen zeigten, wie sie uns täglich die Ereignisse im jetzt tobenden südafrikanischen Kriege lehren, ein Irrtum.



Militärhospital in Pietermaritzburg und Krankenzelte.
Nach einer Photographie von A. Allerton in Pietermaritzburg.

Das Verhältnis der Toten und Verwundeten zur Stärke der fechtenden Truppe ist nicht wesentlich von dem der früheren Kriege verschieden; die Schwere der durch die neuen Waffen verursachten Verwundungen ist nicht größer, im Gegenteil, im allgemeinen bewirkt das kleinkalibrige Infanteriegeschoß geringere Zerstörungen im menschlichen Körper als das frühere Langblei. Und was unsere Mittel zur Pflege und Heilung der Verwundeten betrifft, so sind diese weit denen aller früheren Zeiten überlegen. Auch die Heilwissenschaft hat gewaltige Fortschritte gemacht, und die Kriegschirurgie nützt alle Errungenschaften auf diesem Gebiete zur Erfüllung ihrer schwierigen und wohlthätigen Aufgabe aus.



Röntgenapparat in Thätigkeit.
Nach einer Photographie von A. Allerſton in Pietermaritzburg.

Unter den Erfindungen des letzten Jahrzehnts hat keine so allgemeines Aufsehen erregt als die von Professor W. K. Röntgen in Würzburg entdeckte wunderbare Strahlen- oder Lichtart, welche dichte Stoffe, Holz, Pappe, ja sogar tierische Gewebe durchdringt, wie Licht das Glas, so daß mit ihrer Hilfe im Körper des Menschen befindliche metallische Fremdstoffe aller Art entdeckt werden können, indem man den betreffenden Körperteil mit diesen wunderbaren Strahlen photographiert.

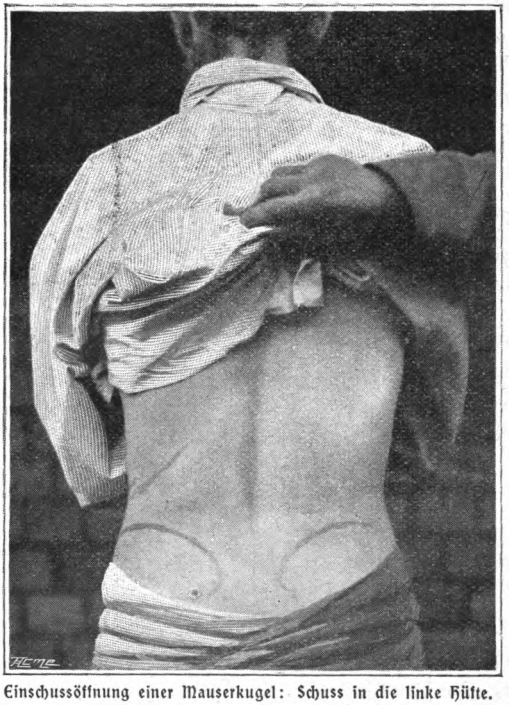
Die vom Entdecker selbst X-Strahlen genannte, meist aber und mit Recht als „Röntgenstrahlen" bezeichnete unsichtbare Lichtart erzeugt der elektrische Funke beim Ueberspringen von einem Pol zum anderen in einer luftleeren Glasröhre. Auf damit gemachten Photographien erscheinen die fleischigen Teile eines tierischen Körpers mehr oder weniger hell, die Knochen ziemlich dunkel, metallische Körper innerhalb beider, als Kugeln, Eisensplitter u. s. w., ganz dunkel.

Die Wichtigkeit dieser Thatsache für die ärztliche Kunst wurde alsbald erkannt, und heute, das heißt nur fünf Jahre nach Röntgens Veröffentlichung seiner staunenswerten Entdeckung, giebt es kein auf der Höhe stehendes Krankenhaus in irgend einem zivilisierten Lande der Erde, das nicht wenigstens einen Röntgenapparat zur Erzeugung von derartigen Photographien besäße. Namentlich für die moderne Wundarzneikunde ist ein solcher unentbehrlich, und so haben auch die englischen Sanitätsabteilungen Röntgenapparate mit ins Feld genommen. Mit welchem Erfolge man sich derselben in Südafrika bedient, davon geben die nachfolgenden Zeilen und die beigefügten Illustrationen dem Leser eine anschauliche Vorstellung.

Die Photographien, nach denen unsere Bilder gemacht sind, wurden im großen Militärhospital in Pietermaritzburg (Natal) aufgenommen, in dem alle in den Schlachten

bei Colenſo und am Tugela ſchwer verwundeten Engländer untergebracht waren. Der Nutzen des dortigen Röntgenapparates hat ſich als über alle Erwartung groß und ſegensreich herausgeſtellt.

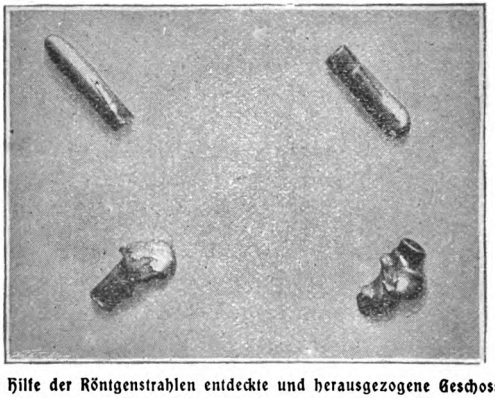
Wenn früher ein Mann mit einer Kugel im Leibe ins



Einſchuſsöffnung einer Mauſerkugel: Schuss in die linke Hüfte.
Nach einer Photographie von A. Allerſton in Pietermaritzburg.

Lazarett kam, ſo wurde mit der Sonde nach dem Geſchoß geſucht und dadurch oft mehr Unheil angerichtet als durch das Geſchoß ſelbſt. Trotzdem gelang es häufig genug nicht, die Kugel zu finden. Denn dieſe gehen nicht gerade aus, ſondern ſchlagen, je nach dem Widerſtande, den ſie

finden, oft die wunderlichſten Wege ein und ſitzen dann im Inneren des Körpers an Stellen, wo man ſie am wenigſten vermutet. So wurde dann früher ſolch ein armer Teufel, nachdem man vergeblich ſondiert und operiert, meiſt zeitlebens zum Krüppel oder zum ſiechen Manne, der noch einige Jahre lang das feindliche Blei mit ſich herumſchleppte und ſchließlich doch noch — einige günſtige Fälle ausgenommen — daran zu Grunde ging.

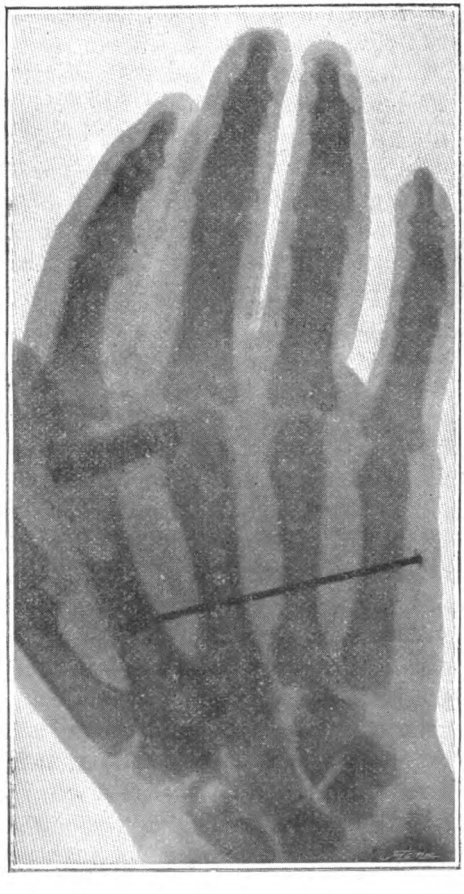


Mit Hilfe der Röntgenstrahlen entdeckte und herausgezogene Geschosse.
Nach einer Photographie von A. Allerſton in Pietermaritzburg.

Ganz anders jetzt. Läßt ſich der Ort, wo die Kugel ſitzt, nicht feſtſtellen, ſo wird der Verwundete auf die eigens zu dem Zwecke konſtruierte Matratze gelegt und der Röntgenapparat in Thätigkeit geſetzt. Mit ſeiner Hilfe gelingt es in kurzer Zeit und ohne jede Beläſtigung des Verwundeten die Stelle zu finden, an der ſich das Geſchoß verſteckt hat. Ohne die Röntgenſtrahlen würde in vielen Fällen ſelbſt die größte ärztliche Geſchicklichkeit trotz Sondierens und Operierens ſcheitern.

Ein Mann hat einen Schuß in die Bruſt bekommen. Die kleine Einſchußöffnung, kaum ſo groß wie ein ſilbernes

Zwanzigpfennigstück, läßt keinen Schluß auf den Lauf der Kugel zu. Sie kann an irgend einer Stelle der Lunge sitzen oder am Rückgrat, sie kann in die Baucheingeweide sich hinabgewendet haben — nur die Röntgenstrahlen geben darüber Aufschluß.



Röntgenphotographie einer Hand mit darin steckendem Mausergeschoss.
Nach einer Photographie von A. Allerson in Pietermaritzburg.

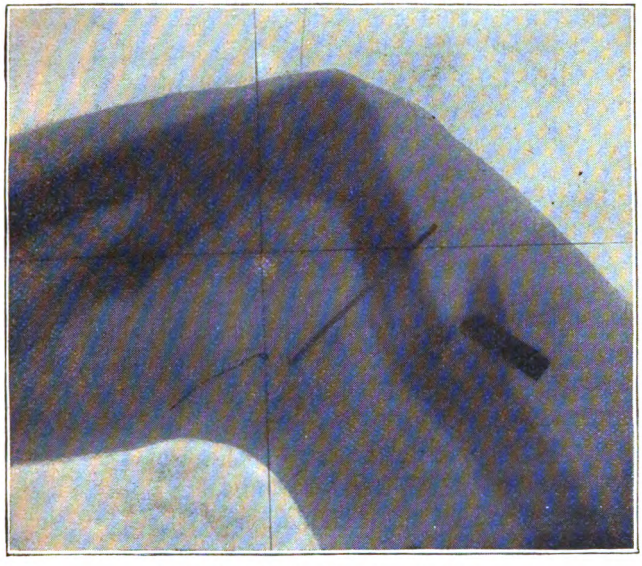
Ein englischer Infanterist zum Beispiel hatte bei Colenso eine Mauserkugel hinten in die linke Hüfte bekommen. Die Einschußöffnung zeigte die bekannte kleine, kaum sichtbare Wunde. Da keine Ausschußöffnung zu finden war, so mußte die Kugel noch im Leibe sein. Aber wo? Man konnte dem Unglücklichen doch nicht den Leib aufschneiden, um aufs

Geratewohl nach der Kugel zu suchen! Er wurde nach Pietermaritzburg gebracht und den Röntgenstrahlen ausgesetzt. Die erhaltene Photographie zeigte alsbald, daß die Kugel innerhalb des Hüftknochens saß. Sie konnte nun ohne große Schwierigkeit entfernt werden.

Der Ort, wo die Kugel liegt, ist sehr leicht durch den Röntgenapparat festzustellen, aber um zu bestimmen, wie tief sie eingedrungen ist, muß man oft noch eine zweite, wohl gar dritte Photographie anfertigen. Jede wird von einer anderen Seite aufgenommen. Der Chirurg vermag dann die Lage bis auf den Centimeter zu bestimmen und in der kürzesten, schmerzlosesten und sichersten Weise die Operation der Herausziehung auszuführen. Leicht sind solche Eingriffe natürlich trotzdem nicht immer. Die Kugel verändert, sobald sie auf stärkeren Widerstand im Körper trifft, oft ihre Form bedeutend, stumpft sich ab, schlägt sich am Knochen platt, dringt in diesen ein, zersplittert ihn und zugleich sich selbst und sitzt dann fest, wie mit dem Knochen verwachsen. Solche Geschosse sind sehr schwer zu entfernen. Die Soldaten machen sich nach glücklichem Gelingen der Operation oft das Vergnügen, diese Geschosse als Berlocke an der Uhrkette zu tragen Es ist eine nicht sehr geschmackvolle, aber verzeihliche Eitelkeit. Uebrigens hat das neue kleinkalibrige Stahlmantelgeschoß, wie es das Mausergewehr und das englische Lee-Metfordgewehr schießen, die günstige Eigenschaft, seine Form nur unter außergewöhnlichen Umständen zu verändern, während das frühere Blei ohne Mantel dies fast ausnahmslos that. Die Zahl der Leichtverwundeten ist infolgedessen bei den Engländern groß, nur Kopfschüsse sind durchweg sehr schwer. Bei einem Schuß in die Weichteile bleibt das kleinkalibrige Geschoß stets ganz unverändert, wie unsere Röntgenbilder deutlich zeigen.

Ein Mann von den Dublin-Füsilieren hatte bei Co-

lenſo einen Schuß in die Hand bekommen. Die Kugel mußte noch drin ſein, aber ehe er nach Pietermaritzburg ins Lazarett gelangte, war die Hand derartig aufgeſchwollen, daß es unmöglich war, zu ermitteln, wo ſie ſtecke. Der Arzt behauptete ſogar, es ſei überhaupt keine mehr vor-



Röntgenphotographie eines Oberarmſchusses.
Nach einer Photographie von A. Allerſton in Pietermaritzburg.

handen. Erſt die Röntgenphotographie, die wir wiedergeben, zeigte alsbald die genaue Lage des Geſchoſſes dicht oberhalb der Knöchel. Hier ſei übrigens bemerkt, daß der auf dieſem Bilde, ſowie auf dem folgenden ſichtbare ſchwarze Strich mit den abgebildeten Gliedmaßen nichts zu thun hat. Es ſind metallene Stifte in der Holzplatte des photographiſchen Apparates, unter der die Aufnahme des betreffenden Gliedes ſtattfindet. Während man von

der Holzplatte nichts sieht, da die Röntgenstrahlen sie durchdringen, erscheinen alle daran befindlichen Metallteile sehr scharf auf den Bildern.

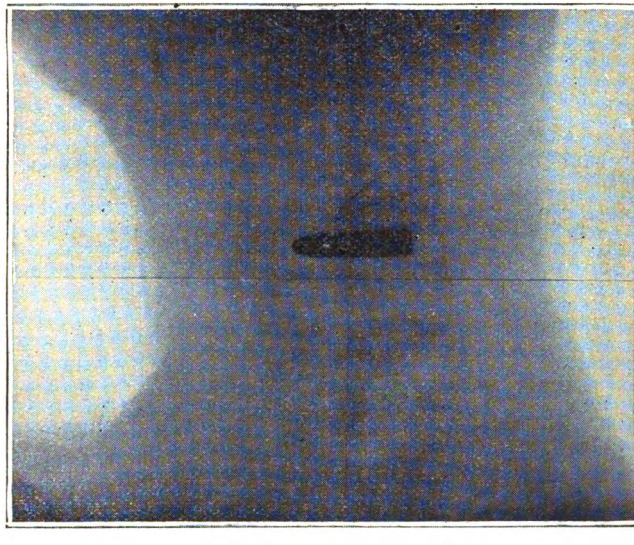
Höchst interessant ist die Röntgenphotographie eines Armschusses. Man sieht deutlich nicht nur das ganze, unveränderte Geschoß, sondern auch den dadurch verursachten Bruch des Oberarmknochens.

Ein anderer Verwundeter wurde in das Hospital von Pietermaritzburg gebracht, der einen Schuß in den Nacken erhalten hatte. Man konnte durch Untersuchung die Lage des Geschosses nicht feststellen, da das Fleisch darüber dick angeschwollen war. Der Arzt nahm an, das Geschoß sei in den Brustkasten hinabgeglitten. Die Röntgenphotographie des Nackens zeigte alsbald den wahren Sachverhalt.

Auf der Burenseite arbeitet die deutsche Ambulanz ebenfalls mit einem Röntgenapparat und, wie ein Bericht des Marinestabsarztes Doktor Matthiolius aus Jakobsdal zeigt, mit größtem Erfolge. Dieser schreibt: „Mittels des Röntgenapparates ist von Herrn Doktor Küttner bereits eine Reihe von sehr gut gelungenen Aufnahmen gemacht worden. Dieselben haben uns besonders in der Erkennung der Wirkung kleinkalibriger Mantelgeschosse auf die Knochen wertvolle Dienste geleistet. Auch haben wir dem Apparat, dessen Aufstellung in der Umgebung sehr bald bekannt wurde, die Zusendung schwerer Patienten aus anderen Lazaretten, denen hier durch Operation geholfen werden konnte, zu danken. Zur Hebung des Ansehens der „Deutschen Ambulanz" trägt derselbe sicherlich bei. Vielfach treten Wünsche von Einwohnern und von außerhalb Kommenden an uns heran, den Apparat sehen zu dürfen, was ihnen von Herrn Doktor Küttner in bereitwilliger Weise gewährt wird."

Uebrigens ist die Feinheit guter Röntgenphotographien

so groß, daß man nicht nur Geschosse, sondern auch Splitter von solchen bis zur geringen Größe von einigen Millimetern tief im Fleische und in den Körperhöhlen zu entdecken vermag, und wer die Leiden kennt, die solche kleinen, auf anderem Wege gar nicht auffindbaren Fremd-



Kugel im Nacken eines englischen Soldaten.
Nach einer Photographie von A. Allerston in Pietermaritzburg.

körper oft verursachen, das langjährige Siechtum, das sie im Gefolge haben, der wird nicht zögern, die Röntgenstrahlen als eine der segensreichsten Entdeckungen des 19. Jahrhunderts zu erklären, durch welche in der Wundheilkunde eine neue Epoche eingetreten, und besonders die Kriegschirurgie auf eine bis vor kurzem noch ungeahnte Stufe der Vollkommenheit gebracht worden ist.

Einschienenbahnen.

Technische Skizze von K. Riemler.

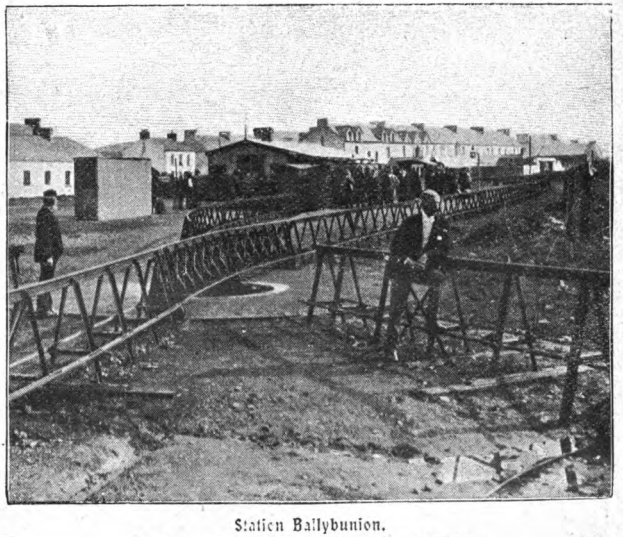
Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In neuerer Zeit sind in verschiedenen Ländern Einschienenbahnen, das heißt Eisenbahnen mit einer einzigen Tragschiene, erbaut worden, die durch die Eigentümlichkeit ihrer Anlage und ihres Betriebes geeignet sind, allgemeines Interesse zu erwecken.

Die Idee solcher Einschienenbahnen ist schon in den ersten Anfängen des Eisenbahnwesens aufgetaucht. Bereits im Jahre 1821, also sieben Jahre vor Eröffnung der ersten Eisenbahn mit Personenbeförderung durch Dampfkraft, veröffentlichte der englische Ingenieur Henry Robinson Palmer ein solches System für Lastbeförderung durch tierische Kraft, das trotz mannigfacher Mängel Verwendung fand. In den folgenden Jahren wurde es mehrfach verbessert und in England, Amerika und Deutschland (Posen) praktisch verwertet. Daneben tauchten auch andere Systeme auf, zum Beispiel 1837 in Frankreich, 1845 und 1846 in England und Amerika, und 1869 das System Larmanjat, das in Frankreich und Portugal wiederholt angewendet, später jedoch durch bessere Einrichtungen wieder verdrängt wurde.

Unter den neuesten Systemen hat sich dasjenige des französischen Ingenieurs Lartigue am besten bewährt, da

es ſich nicht nur zur Beförderung von Gütern, ſondern auch von Perſonen eignet und ſomit eine Lokalbahn erſetzen kann. Nach dieſem Syſtem wurde die Zweigbahn Liſtowel—Ballybunion in Irland erbaut, die wir unſeren Leſern in Wort und Bild vorführen wollen, um ſie mit dieſem neueſten Syſtem einer Einſchienenbahn, das zu-



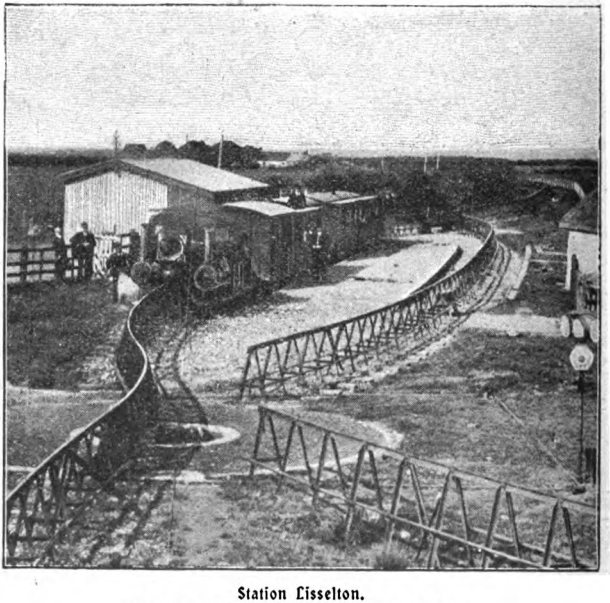
Station Ballybunion.
Nach einer Photographie von W. Lawrence, Dublin.

gleich das bisher vollkommenſte iſt, einigermaßen vertraut zu machen.

Liſtowel, den etwa 4000 Einwohner zählenden Hauptort des nördlichen Teils der Grafſchaft Kerry im Südweſten Irlands, verbindet mit dem an der buchtartigen Mündung des Fluſſes Shannon gelegenen Seebadeort Ballybunion eine 15 Kilometer lange Lartigueſche Einſchienenbahn. Dank ſeiner geſunden, prächtigen Lage, der wilden Schönheit ſeiner höhlenreichen Felſenküſte, dem

ausgedehnten Strande mit ausgezeichneter Badegelegenheit und ſeinen zahlreichen, gut eingerichteten Gaſthöfen hat ſich Ballybunion in kurzer Zeit zu einem ſehr beſuchten Bade- und Touriſtenort entwickelt, deſſen Bedeutung in ſtetigem Steigen begriffen iſt.

Die von Liſtowel dorthin führende Eiſenbahn beſteht

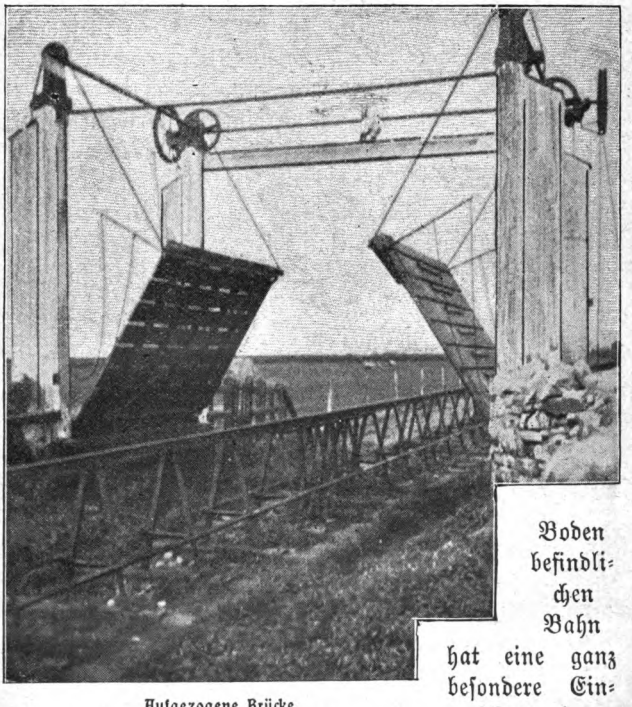


Station Lisselton.
Nach einer Photographie von W. Lawrence, Dublin.

aus einer Trag- oder Fahrſchiene, die auf A-förmigen, aus Winkeleiſen gebildeten, 1 Meter hohen und in ebenſolcher Entfernung voneinander abſtehenden Bockgeſtellen ruht. Dieſe ſind etwa 30 Centimeter vom Boden durch Querſtangen verbunden, an deren Enden die zwei Parallelleitungen angebracht ſind, auf welchen die zur Erhaltung des Gleichgewichts dienenden Rollen laufen. Die Bockgeſtelle

ruhen auf eiſernen Schwellen, die an beſonders weichen, ſumpfigen Stellen noch durch größere Holzſchwellen unterſtützt werden.

Die eigenartige Anlage dieſer ein Meter über dem



Aufgezogene Brücke.
Nach einer Photographie von A. Slater, Gloucester.

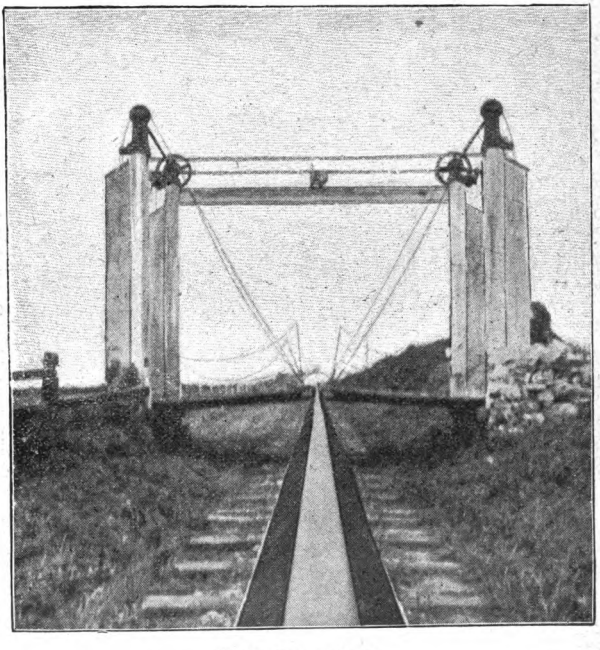
Boden befindlichen Bahn hat eine ganz beſondere Einrichtung der Weichen, Drehſcheiben und Bahnübergänge nötig gemacht.

Auf den Stationen, deren es im ganzen nur drei giebt, Liſtowel, Liſſelton und Ballybunion, ſind Drehſcheiben angebracht, welche den Dienſt der Weichen, alſo die Ueberführung der Fahrzeuge beziehungsweiſe Züge auf

andere Geleise, versehen. Diese Drehscheiben sind sehr sinnreich eingerichtet, um die Herstellung von mehr als einer Verbindungslinie zu ermöglichen. Wäre die Schiene auf der Scheibe geradlinig, so müßte jedes Fahrzeug behufs Ueberleitung auf einen anderen Schienenstrang besonders gedreht werden. Um dies zu vermeiden, hat man der drehbaren Schiene die Form eines Bogens mit einem Halbmesser von 30 Meter gegeben, so daß je nach der Richtung der Krümmung zwei Verbindungen möglich sind, und die Züge demnach ebenso leicht auf ein anderes Geleise übergeführt werden können, wie bei gewöhnlichen Bahnanlagen. Die drehbare Schiene ist auf beiden Seiten mit der Hauptlinie durch eine besondere Vorrichtung verbunden und setzt bei der Drehung ein Signal in Bewegung, das die Stellung der Scheibe anzeigt.

Besondere Schwierigkeiten bereiten bei diesem System die Bahnübergänge, die entweder auf dem Niveau der Straße oder der Fahrschiene stattfinden, sofern keine feste Ueberbrückung möglich ist. Da, wo die Bahn eine Straße durchschneidet, ist ein entsprechendes Stück des Stranges drehbar angelegt, so daß je nach seiner Lage entweder der Bahn- oder der Straßenverkehr unterbrochen ist. Für Uebergänge auf Schienenhöhe hat man besondere Zugbrücken erbaut, die von beiden Seiten der Linie mittels einer endlosen Kette niedergelassen und aufgezogen werden können. Gleichzeitig wird auch ein oben an einem Querbalken befestigtes Signal bewegt, welches dem Lokomotivführer schon in größerer Entfernung anzeigt, ob die Bahn frei ist oder nicht. Diejenigen Stellen des Schienenstranges, auf denen die Zugbrücke aufliegt, und die nicht nur das Gewicht dieser letzteren, sondern auch das der darauf befindlichen Lasten zu tragen haben, sind entsprechend stärker gemacht. Diese Uebergänge werden hauptsächlich von den Besitzern der benachbarten Felder benutzt,

die berechtigt ſind, die Zugbrücken eigenhändig, ohne Mitwirkung eines Bahnwärters, niederzulaſſen, zu welchem Zwecke ihnen von der Bahngeſellſchaft die erforderlichen Schlüſſel zur Verfügung geſtellt werden.

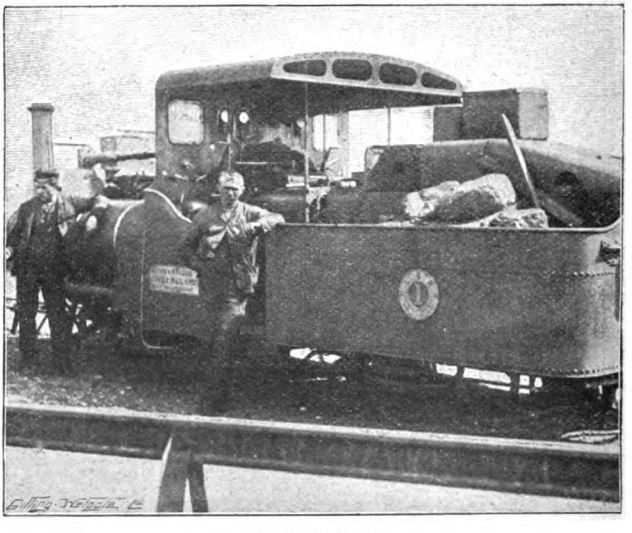


Herabgelaſſene Brücke.
Nach einer Photographie von A. Slater, Glouceſter.

Der Umſtand, daß die Bahnlinie durch derartige Niveauübergänge an mehreren Stellen geſperrt werden kann, erfordert ſeitens des Lokomotivführers eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit behufs Vermeidung von Unglücksfällen; es iſt deshalb auch für die neukonzeſſionierten Linien der Lartigueſchen Eiſenbahngeſellſchaft in allen

Fällen die Ueber- beziehungsweiſe Unterführung der Straßen und Feldwege in Ausſicht genommen worden.

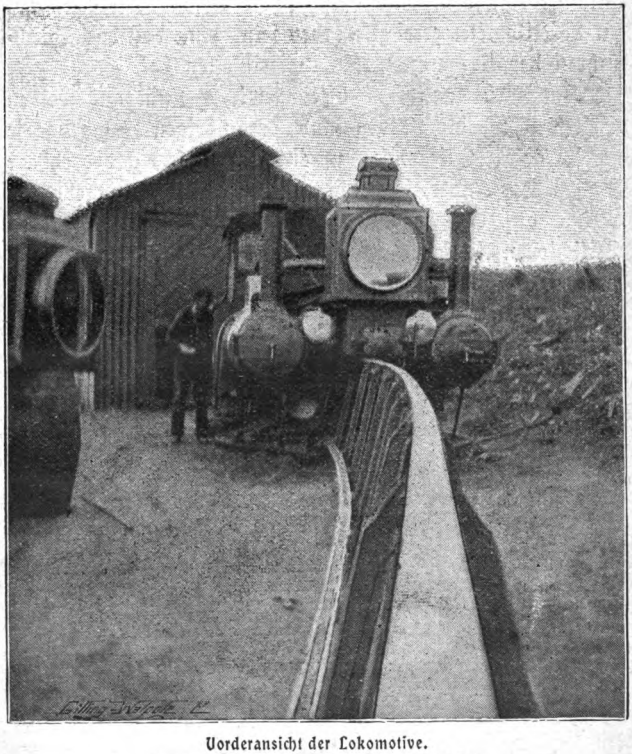
Das Einſchienenbahnſyſtem bedingt auch einen ganz beſonderen Bau des rollenden Materials, das aus den Lokomotiven und den Perſonen-, Gepäck-, Güter-, Vieh-, Pferde-, Sand- und Treppenwagen beſteht.



Die Lokomotive.
Nach einer Photographie von R. A. Warren, Clonmel.

Die Lokomotive hat je zwei ſymmetriſch angebrachte Keſſel, Schornſteine, Feuerkaſten, Tender und Ziſternen. Die beiden Keſſel ſind durch ausgleichende Waſſer- und Dampfrohre verbunden und arbeiten wie ein einziger, deſſen Heizfläche derjenigen der beiden zuſammen gleichkommt. Der Durchmeſſer der Cylinder beträgt 178 Millimeter, der Kolbenhub 305 Millimeter. Auf dem Tender oder vielmehr zwiſchen den beiden Tendern iſt über der

Fahrſchiene eine zweite doppelcylindrige Maſchine angebracht, welche mit den Keſſeln durch Dampfrohre verbunden und dazu beſtimmt iſt, bei ſtarken Steigungen als Hilfsmaſchine zu dienen; jedoch hat ſie ſich bisher nicht



Vorderansicht der Lokomotive.
Nach einer Photographie von A. Slater, Gloucester.

als notwendig erwieſen. Die zwiſchen den Keſſeln angebrachten, auf der Tragſchiene laufenden Räder der Lokomotive haben einen Durchmeſſer von 0,6 Meter. Die Zugkraft einer Maſchine beträgt bei der gewöhnlichen Ge-

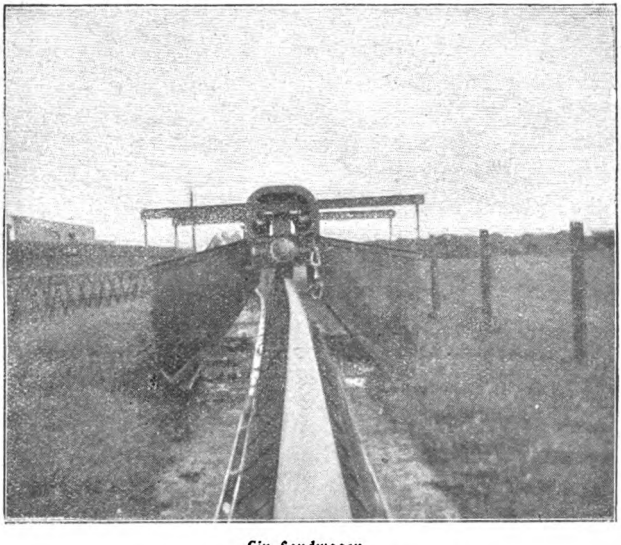
schwindigkeit von 21 Kilometer in der Stunde auf ebener Bahn 240 Tonnen (zu 1000 Kilogramm), bei einer Steigung von 1 zu 500: 186 Tonnen und bei einer Steigung von 1 zu 45, der stärksten der ganzen Strecke: 40 Tonnen. Bei Probefahrten sollen auch schon Geschwindigkeiten bis zu 35 Kilometer erreicht worden sein, ohne daß das Durchfahren der Krümmungen Schwierigkeiten bot.

Zur Erhaltung des Gleichgewichts sind auf beiden Seiten der Lokomotiven und der übrigen Fahrzeuge je zwei wagerecht liegende, um eine senkrechte Achse drehbare Rollen oder Räder, sogenannte Führungsräder, angebracht, welche auf den schon erwähnten Parallelleitungen oder Leitschienen laufen. Diese Führungsräder stehen rechtwinkelig zu den Haupt- oder Tragrädern und dienen nicht zum Tragen, sondern nur zur Verhinderung der Schwankungen.

Alle übrigen Fahrzeuge bestehen ebenfalls aus zwei gleichen Hälften, die auf beiden Seiten der Tragschiene herunterhängen und in der Regel keine innere Verbindung haben. Den Zwischenraum nehmen die Räder und die Luftbremsevorrichtung ein, mit welcher jeder Wagen versehen ist. Ein Personenwagen ist 4,9 Meter lang, 2,5 Meter breit und hat auf jeder der beiden mittleren Längsseiten eine Sitzreihe mit zwölf Plätzen. Jede Hälfte ist besonders überdacht, während die beiden Teile der Gepäckwagen zusammen nur ein Dach haben, wodurch die Herstellung einer inneren Verbindung zum Durchschieben der Gepäckstücke ermöglicht wird. Um auch den Schaffnern den Uebergang von einer Seite des Zuges auf die andere zu gestatten, sind außen an den Gepäckwagen mit Geländern versehene Treppen angebracht. Unter den Güterwagen befinden sich besonders gebaute, vier Tonnen fassende Sandwagen, worin der schöne Meersand in großen Mengen, bis zu 200 Tonnen täglich, zu Bau- und land-

wirtſchaftlichen Zwecken nach Liſtowel befördert wird. Behufs Ausbeutung der großen Sandlager, die eine Haupteinnahmequelle der Bahn ausmacht, iſt die Linie über Ballybunion hinaus den Meeresſtrand entlang verlängert worden.

Fahrzeuge ganz eigentümlicher Art ſind die in jedem



Ein Sandwagen.
Nach einer Photographie von A. Slater, Gloucester.

Zuge mitgeführten, mit eigenen Rädern, Puffern und Kuppelvorrichtungen verſehenen Treppenwagen oder Laufbrücken, welche den Perſonen das Ueberſchreiten des Schienenſtrangs ermöglichen.

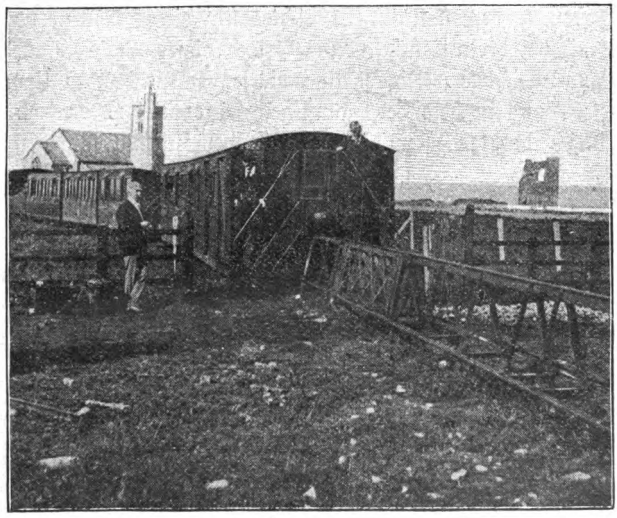
Das geſamte Rollmaterial beſteht aus etwa fünfzig Fahrzeugen, für welche in Liſtowel die nötigen Reparaturwerkſtätten vorhanden ſind.

Das Lartigueſche Syſtem hat ſich bis jetzt ſowohl für

den Güter- wie für den Personenverkehr bewährt. Sein Hauptvorteil liegt in der größeren Billigkeit des Bahnbaues, wenigstens in welligem Gelände, wo die Erdarbeiten viel geringer sind als bei gewöhnlichen Eisenbahnen; so kostet zum Beispiel eine Strecke von einer englischen Meile für eine Einschienenbahn 60,000 Mark und für eine Schmalspurbahn je nach der Spurweite 80- bis 90,000 Mark. Der Untergrund braucht nicht besonders geebnet zu werden, und bei Ueberführungen der Bahn über Bäche, Schluchten und enge Thäler kann die Schienenanlage durch geeignete Verstärkung zu einer Art Brücke umgewandelt werden, so daß in solchen Fällen keine eigentlichen Brücken erbaut zu werden brauchen; auch ist die Möglichkeit der Durchführung scharfer Krümmungen eine größere als bei zweischienigen Bahnen. In Gegenden, wo der Eisenbahnverkehr durch Ueberschwemmungen, Schneewehen oder Sandstürme erschwert oder sogar zeitweise unterbrochen wird, wäre dies bei Einschienenbahnen gar nicht oder nur selten der Fall. Die Nachteile des Systems liegen darin, daß die durch den Schienenstrang gebildete 1 Meter hohe Schranke die Bahnübergänge und dadurch namentlich die Bewirtschaftung der angrenzenden Ländereien bedeutend erschwert, ja sogar unter Umständen eine teilweise Entwertung der letzteren verursachen kann. Trotz dieser Nachteile ist von der Lartigue-Gesellschaft eine zweite Zweiglinie von Listowel nach Tarbert erbaut, und die Konzession für weitere Lokalbahnen in England und Frankreich erworben worden.

Die Verbesserungen, deren das System fähig ist, sein Anpassungsvermögen an die Bodenverhältnisse und die Leichtigkeit, mit der eine Linie angelegt und auch verlegt werden kann, lassen es als wahrscheinlich erscheinen, daß die Einschienenbahnen künftighin eine ausgedehntere Verwendung, namentlich in noch wenig besiedelten Gebieten, finden werden.

Verſuche, die bei einer derartigen Bergwerksbahn in den Pyrenäen angeſtellt wurden, haben die Möglichkeit ergeben, daß der zu Thal fahrende Zug, anſtatt im eigentlichen Sinne gebremſt zu werden, ſeine verfügbare Arbeitskraft mittels einer Dynamomaſchine in elektriſchen Strom



Anſicht eines ganzen Zuges mit einem Treppenwagen am Ende.
Nach einer Photographie von W. Lawrence, Dublin.

umſetzt, welcher durch einen beſonderen ſeitlichen Leiter weitergeführt und zum Heraufziehen eines leeren Zuges wieder verwendet wird.

Auch zu militäriſchen Zwecken iſt dieſes Syſtem ſchon verwendet worden. In Rußland angeſtellte Verſuche der Herſtellung ſolcher Bahnlinien für Truppenbeförderung lieferten befriedigende Ergebniſſe. In den kleinen Wagen ſaßen je drei Mann auf jeder Seite der Schiene; für Kranke und Verwundete wurden auf jeder Seite zwei

hängende Lager übereinander angebracht, was deren Beförderung in sehr zweckentsprechender Weise erleichterte.

Für städtische Hochbahnen eignet sich dieses System, abgesehen von der Möglichkeit der Durchführung scharfer Krümmungen, namentlich auch deshalb, weil es nur einen Träger, also keine Plattform bedingt und somit von allen Systemen den Einfall des Lichtes in die Straßen am wenigsten beeinträchtigt. Auf Grund dieser Vorzüge geht also vielleicht dieses eigenartige, bis jetzt nur in beschränktem Maße und in besonders günstigen Gegenden zur Anwendung gelangte System einer bedeutenden Zukunft entgegen.

Mannigfaltiges.

Das neue Femgericht. — Als im Frühjahr des Jahres 1813 Preußens Erhebung und der Befreiungskampf gegen den korsischen Weltunterjocher erfolgte, schlossen sich auch in Polen die Deutschen zu einem Verein zusammen, der es sich zur Aufgabe machte, durch Sammeln freiwilliger Spenden von Geld, Pferden, Wäsche u. s. w. das große gemeinsame Werk zu unterstützen. Zum Leiter dieser patriotischen Bestrebungen war ein früherer preußischer Kriegsrat, Namens v. Trippenfels, bestimmt worden, ein älterer schrullenhafter Herr, der gern dem Weine zusprach und schon früher im aktiven Militärstand durch allerlei Phantastereien in den Ruf eines komischen Kauzes gekommen war. Zu den „fixen Ideen" des sonderbaren Herrn, der jetzt in Warschau dem Wohlthätigkeitswerk vorstand, gehörte sein Plan, die heilige Feme wieder in Deutschland aufzurichten.

An diesem sonderbaren Gedanken brütete er, als ein junger preußischer Kommissar, Doktor Wilhelm Dorow, in Warschau eintraf, um im Auftrage des Staatskanzlers Hardenberg die gesammelten Beiträge für die Armee in Empfang zu nehmen und mit Trippenfels Abrechnung über die Sammlungen zu halten. Da diese Arbeit mehrere Wochen in Anspruch nahm, kam Doktor Dorow in engeren Verkehr mit dem alten Kriegsrat und einer schönen Polin Namens Anna Klebowska, in deren Hause Herr v. Trippenfels wohnte.

Bei aller Zurückhaltung vermochte es der junge Doktor nicht zu verhindern, daß die leichtentzündbare Dame eine rasche Leidenschaft für ihn an den Tag legte. Gleicherweise warb auch der

Kriegsrat v. Trippenfels förmlich um Dorows Zuneigung und machte ihn, als er einst beim Abendessen mehr als ihm gut war dem Weine zugesprochen hatte, zum Vertrauten seiner fixen Idee von der Neubegründung der heiligen Feme.

In einer Anwandlung jugendlichen Uebermuts ging Dorow auf die kuriosen Phantastereien des sonderbaren Heiligen ein und sagte: „Mein lieber Kriegsrat, Vertrauen gegen Vertrauen, eine solche Verbindung, vor deren Spruch über Leben und Tod sich selbst die gekrönten Häupter beugen müssen, existiert bereits. Ich selbst bin Mitarbeiter bei diesem hohen Tribunal."

So sehr nun auch Trippenfels den Doktor bestürmte, ihm Näheres über den Bund mitzuteilen, beharrte Dorow doch in geheimnisvollem Stillschweigen, welches des guten Trippenfels erregte Phantasie im Laufe der nächsten Tage zu einer Art von Wahnwitz entzündete.

Als Dorow bald darauf durch einen Befehl des Staatskanzlers Hardenberg nach Breslau abberufen wurde, erstaunte er nicht wenig, als er wenige Tage nach seiner Ankunft in Breslau die Summe von 1500 Thalern von dem Kriegsrat mit dem Bemerken zugesandt erhielt, das Geld dem Oberhaupt des geheimen Bundes einzuhändigen und ihn — Trippenfels — so der Mitwirkung an dem erhabenen Tribunal zu würdigen.

Der Schalk saß dem Doktor in dem Nacken, als er umgehend an Trippenfels eine Empfangsbescheinigung in folgendem Wortlaut sandte: „Euer Hochwohlgeboren die ergebenste Nachricht, daß ich die Summe von 1500 Thalern erhielt, welche zu dem bewußten Behuf verbraucht werden sollen, nämlich von dem Bunde, welcher Gericht hält über Leben und Tod, und dessen Richterspruch sich auch Könige und Minister beugen müssen. Der Oberrichter des erhabenen Bundes erhielt den genannten Betrag bereits eingehändigt. Ihr ergebener Doktor Dorow."

Im Laufe der nächsten sieben Jahre, die den jungen Doktor rasch eine glänzende Staatscarriere durchlaufen ließen, dachte derselbe wohl mit keiner Silbe wieder an den närrischen Kriegsrat, die Fopperei desselben und an das Liebesabenteuer mit der längst vergessenen schönen Polin, als ihm im Jahre 1820

plötzlich alle diese Erinnerungen an Warschau in recht unliebsamer Weise ins Gedächtnis zurückgerufen wurden.

Dorow war um jene Zeit zum Direktor des Landesmuseums römischer Altertümer in Bonn ernannt worden und leitete gerade die Ausgrabungen, welche die preußische Regierung in Wiesbaden angeordnet hatte. Die verhängnisvolle Zeit der sogenannten Demagogenverfolgung hatte begonnen und lieferte täglich neue Opfer heimlicher Denunziationen vor die Zentraluntersuchungskommission zu Mainz, an deren Spitze damals der berüchtigte Rat Grano stand. Eines Morgens erschien dieser gefürchtete Herr in Doktor Dorows Wohnung, ließ ohne Umschweife sämtliche Papiere desselben konfiszieren und ihn selbst verhaften. Der Doktor befand sich plötzlich in Untersuchung wegen heimlicher Umsturzpläne, über deren Charakter der Präsident der Kommission, Rat Grano, mit häßlicher Freude über den ganz besonders schwerwiegenden Fall, nur so viel verriet, daß es sich um eine Verschwörung gegen das Leben der Staatsoberhäupter handle. Vergeblich zermarterte der Angeklagte sein Gehirn, einen Grund aufzufinden, der zu dieser schweren Verdächtigung Anlaß gegeben, bis endlich der Tag der Vernehmung herankam. Im Gerichtszimmer erschien eine Dame, die ihm als Zeugin seiner Schuld gegenübergestellt wurde. Der Angeklagte erkannte sogleich in dem ihn mit racheleuchtenden Blicken durchbohrenden Weibe jene Anna Klebowska, deren Neigung er vor sieben Jahren verschmähte.

„Können Sie in Gegenwart dieser Dame, die einst Zeuge Ihres Gesprächs mit dem inzwischen verstorbenen Kriegsrat v. Trippenfels war, noch leugnen, daß Sie sich als Mitglied eines Geheimbundes ausgaben, der über Leben und Tod gekrönter Häupter entscheiden sollte?"

Allmählich wurde jetzt dem Doktor der Zusammenhang klar. „Jener Kriegsrat war ein Narr," erwiderte er, „auf dessen alberne Hirngespinste ich mit einem harmlosen Scherz einging."

„Trippenfels war ein durchaus klarer Geist," versicherte die von Grano zum Sprechen aufgeforderte Polin, „Sie nahmen sogar von ihm 1500 Thaler zur Unterstützung des verbrecherischen Geheimbundes an."

„Wollen Sie auch dies ableugnen?“ inquirierte Grano.

„Nein, ich nahm diese Summe, aber nur zu dem besten Zweck von der Welt.“

„Zu dem besten Zweck von der Welt?“ lächelte der Demagogeninquisitor höhnisch. „So muß ich Sie, Fräulein Klebowska, bitten, mir für einige Zeit als Beweismaterial den Brief zu überlassen, den dieser Herr einst an den Kriegsrat schrieb und der in Ihren Besitz gelangte, als Sie, von dem Verstorbenen als seine Erbin eingesetzt, die Briefschaften desselben an sich nahmen.“

Triumphierend zog die Polin den Brief aus der Tasche, überreichte ihn Grano, und dieser hielt ihn dem Angeklagten mit den Worten entgegen: „Erkennen Sie das Schriftstück als von Ihnen stammend an?“

„Warum nicht,“ sagte Dorow mit rasch erwachendem Humor, „noch heute bin ich Mitglied jenes erhabenen Bundes, der Gericht hält über Leben und Tod, dessen Richterspruch sich auch Könige und Minister beugen müssen.“

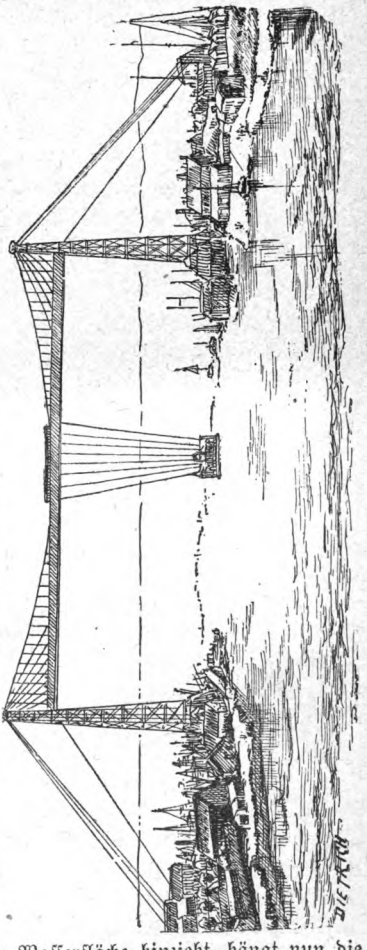
Verdutzt sah Grano dem Sprecher ins Gesicht. „Wie soll ich das verstehen?“ erwiderte er etwas unsicherer als vorher.

„Nun,“ lachte Dorow, „das „furchtbare“ Tribunal existiert noch, es ist kein anderes als das königliche Medizinalkollegium in Berlin, dessen Mitglied zu sein ich seit vielen Jahren die Ehre habe, und der „Oberrichter“ ist Professor Doktor Hufeland, den Sie vermutlich für keinen Königsmörder halten, derselbe, der die 1500 Thaler des guten Trippenfels von mir eingehändigt erhielt, damit sie zum Besten der Verwundeten im Kriege Verwendung fänden. Unter meinen beschlagnahmten Papieren dort vor Ihnen auf dem Tische werden Sie jedenfalls die Quittung über 1500 Thaler mit Hufelands Handschrift finden.“

Mit einem vor Scham und Aerger glühenden Gesicht stürmte die Denunziantin aus dem Zimmer, und Grano klappte wütend seine Akten zu.

Die bald darauf erfolgte Ernennung Doktor Dorows zum Hofrat ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß man dem mysteriösen Briefe desselben an höchster Stelle keine andere Bedeutung als die eines übermütigen Jugendscherzes beigelegt hatte. J. W.

Neue Erfindungen: I. Die Schwebebrücke von Rouen. — Wo ein dem großen Seeschiffahrtsverkehr dienender Stromlauf zu überschreiten ist, müssen die modernen Brückenbauten besonders eigenartig gestaltet werden wegen der erheblichen Höhenlage der Brückenbahn, die infolge der hohen Bemastung der Seeschiffe nötig wird. In einer auf unserer Abbildung ersichtlichen, ganz eigentümlichen Weise hat man sich in der französischen Stadt Rouen an der Seine geholfen. Von der Herstellung einer festen Brückenbahn wurde Abstand genommen, an ihre Stelle tritt vielmehr eine schwebende, an Drahtseilen hängende Plattform, die mittels elektrischer Kraft von Ufer zu Ufer gezogen wird. Beiderseits sind 70 Meter hohe Pfeiler aus Eisenkonstruktion errichtet, die durch ausgespannte Drahtseile gehalten werden und oben mittels einer Hängekonstruktion von 160 Meter Spannweite verbunden sind. An letzterer, die sich 50 Meter oberhalb der Wasserfläche hinzieht, hängt nun die schwebende Plattform, die, etwa nach Art der sich durch das



Die Schwebebrücke von Rouen.

Waſſer bewegenden Fähren, jedoch oberhalb des Waſſerſpiegels von Ufer zu Ufer gezogen wird beziehungsweiſe mittels eines darauf angebrachten elektriſchen Motors ſich ſelbſt hin und her zieht. Auf dieſer 13 Meter langen und 11 Meter breiten Plattform nehmen die Fußgänger, Wagen u. ſ. w. an dem einen Ufer Aufſtellung, und dann ſetzt ſie ſich vermittelſt Drahtſeilzuges, der auf ein am oberen Querträger angebrachtes Rollenſyſtem wirkt, in Bewegung, bis das andere Ufer erreicht iſt. Aehnliche Schwebebrücken befinden ſich bei Bilbao am Biskayiſchen Meerbuſen und in Biſerta, dem nordafrikaniſchen Kriegshafen Frankreichs in Tunis. Fr. R.

Universal-Schlagmaſchine „Excellent".

II. Univerſal-Schlagmaſchine. — Dies iſt nicht etwa eine Erfindung, die mit der Wiedereinführung der Prügelſtrafe etwas zu thun hat, ſondern eine ſolche nach dem Herzen unſerer Hausfrauen, denn ſie ermöglicht es jedermann, in kürzeſter Zeit Butter, Eierſchnee, Schlagrahm und Gefrorenes ſelbſt herzuſtellen. Ihrer Vielſeitigkeit wegen eignet ſich die Univerſal-Schlagmaſchine „Excellent" für jeden Haushalt. Dabei iſt ihre Handhabung höchſt einfach. Ein abwechſelndes kurzes und raſches Hin- und Herziehen der beiden Holzhefte, von denen wir das eine links auf unſerem Bilde herabhängen ſehen, genügt, die Maſchine in Thätigkeit zu ſetzen. Der Preis beträgt 5 Mark. Beſonders bei den beliebten Kaffeekränzchen unſerer Damen wird in vielen Fällen, wo der Konditor nicht ſo nahe zur Hand iſt, die Schlag-

maschine durch Anfertigung von Rahm, Eierschnee oder Eis zu einer wahren Wohlthäterin werden, und die Genüsse dieser Zusammenkünfte nicht wenig erhöhen, der Gastgeberin aber Sorge und Aerger ersparen. F. Z.

Der Sklavenluxus im alten Rom. — „Bediene dich der Sklaven wie der Glieder deines Leibes, ein jedes zu einem anderen Zwecke." Dieser Ausspruch des griechischen Philosophen Demokritos, der 360 v. Chr. starb, wurde in späterer Zeit von den Vornehmen im alten Rom buchstäblich genommen. Seitdem infolge der Eroberungen von Korinth und Karthago mit den großen Reichtümern zugleich auch sehr viele Gefangene nach Rom gekommen waren, hatte der Sklavenbesitz eine stetige Vermehrung erfahren und zu einer Verschwendung der Arbeitskraft durch übertriebene Arbeitsteilung geführt. Die geringfügigsten Dienste wurden durch besondere Sklaven verrichtet. In den vornehmen römischen Haushaltungen gab es Fackelträger, Laternenträger, Obersänftenträger, Begleiter auf der Straße, Verschließer der Kleider zum Ausgehen. Alle diese Personen gehörten nur zu derjenigen Abteilung der Dienerschaft, welche in Thätigkeit trat, sobald die Herrschaft ausgehen wollte, und man kann hieraus auch die Menge der in den anderen Zweigen des häuslichen Dienstes angestellten Sklaven schließen, deren Zahl in den großen vornehmen Häusern Roms sich oft auf Hunderte belief. Der Stadtpräfekt Pedanius Secundus zum Beispiel hatte in seinem Palaste vierhundert, und sogar ein Sänger, Lucius Tigellius, der unter der Herrschaft des Kaisers Augustus lebte, über zweihundert Hausssklaven.

Der Sklavenluxus äußerte sich jedoch nicht nur auf dem Gebiete der körperlichen Arbeit, sondern auch auf dem der geistigen Thätigkeit. Der römische Gelehrte besaß in der Regel Studiensklaven, litterarisch gebildete Männer, die der Krieg oder andere Mißgeschicke in die Sklaverei geführt hatte und die nun ihre Kenntnisse im Dienste ihrer Herren verwerten mußten. Reiche Emporkömmlinge suchten den gänzlichen Mangel eigener Bildung durch das Wissen ihrer Sklaven zu verdecken und mit letzterem zu prunken. Ihre Sklaven mußten die Werke berühmter griechischer und lateinischer Schriftsteller auswendig lernen und

bei den Gastmählern hinter ihren Herren stehen, um diesen bei der Unterhaltung Verse und Citate zuzuflüstern, die sie während des Gesprächs passend anbringen konnten.

Das immer mehr gesteigerte Bestreben, persönliche Anstrengungen körperlicher wie geistiger Art so viel als möglich von den Herren auf die Sklaven abzuwälzen, hatte die lächerlichsten Uebertreibungen im Gefolge. Es gab Leute, die, wie der berühmte Philosoph Seneca in einer seiner Schriften berührt, so völlig erschlafft waren, daß es ihnen zu viel Anstrengung kostete, sich bewußt zu werden, ob sie Hunger hätten. Diese Weichlinge ließen sich von ihren Sklaven erinnern, um welche Zeit sie essen oder wann sie ins Bad gehen sollten.

Besonders hoch im Preise standen die eigentlichen Luxussklaven, denen es oblag, bei den großen Gastmählern die Gäste zu bedienen. Schöne Knaben aus Kleinasien, die das Amt der Mundschenken verwalteten und in deren langen lockigen Haaren sich die Gäste die Hände abtrockneten, wurden mit 100,000 bis 200,000 Sesterzen (21,750 bis 43,500 Mark) bezahlt. Daneben wurden auch Zwerge und Riesen den Gästen vorgeführt. In vielen vornehmen Haushaltungen gab es Sklaven, deren Körper die verschiedensten Krümmungen und Verkrüppelungen aufwiesen, und nichts spricht wohl mehr für die Verbreitung dieser scheußlichen Liebhaberei, als der Umstand, daß es im alten Rom sogar einen „Markt der Naturwunder" gab, auf dem man kurzarmige, spitzköpfige und andere mißgestaltete Menschen erstehen konnte. Die Nachfrage nach Zwergen war so groß, daß bei Sklavenkindern das Wachstum des Körpers durch künstliche Vorrichtungen aufgehalten wurde, um diese unglücklichen Geschöpfe später als Zwerge teuer losschlagen zu können. H. Ww.

Schauspielerkaltblütigkeit. — Die Frage, ob es für die Kunstleistung eines Schauspielers wichtiger sei, daß er, wie man zu sagen pflegt, „in der Rolle aufgeht" und sich bis aufs äußerste errege, oder daß er mit seinem kühlen Verstande immer *über* der Rolle bleibe, ist noch immer eine offene. Jede der beiden Methoden hat ihre großen Vertreter gehabt. Nach der ersten spielten Dawison, Ludwig Devrient, Kläger und andere, nach der zweiten Friedrich Haase, Emil Devrient 2c. 2c. Zum

letzteren Kreise hat auch der berühmte Talma gehört. „Als ich," so berichtet der vielgenannte französische Advokat Crémieux, „noch junger Advokat in Nimes war, kam mein Freund, der Schauspieler Talma, dorthin, um mich plaidieren zu hören. Nach meinem Plaidoyer war ich wie im Schweiß gebadet, und Talma fragte mich verwundert, ob denn meine Erregung eine wahre, innerlich empfundene sei.

Da erwiderte ich: „Nun, Sie werden wohl schon oft in diesem Falle gewesen sein."

„O, nie in meinem Leben!" lautete die Antwort.

„Sie wollen mir doch nicht weißmachen, daß Sie kalt bleiben, während Sie durch das Feuer und die Leidenschaftlichkeit Ihres Spieles das ganze Haus mit fortreißen?"

„O doch! Morgen werde ich Ihnen den Beweis liefern."

Am anderen Tage wurde Racines „Andromache" gegeben," fährt Crémieux fort, „und ich nahm eine Prosceniumsloge. Talma trat als Orest auf: es kommt die Scene, wo Orest, das Opfer der Erinnyen, in den Zustand höchster Raserei gerät. Allen Zuschauern läuft's kalt über den Nacken, so naturwahr und ergreifend spielte Talma, aber wiederholt rief er mir, während er seine Verse recitierte, schlechte Witze zu, die mir allerdings deutlich bewiesen, daß er nicht im mindesten die Aufregung selbst empfand, in die er die Zuschauer in so hohem Grade zu versetzen verstand.

„Und es ist gut so," sagte er nach der Vorstellung zu mir, „denn wo kämen wir Schauspieler hin, wenn wir zum Beispiel als Orest wirklich die Schlangen über unserem Haupte züngeln sähen, wenn wirklich die Eifersucht des Othello in unseren Eingeweiden wühlte? Das würde uns nach kurzer Frist aufreiben." E. K.

Attilamünzen. — Es dürfte kaum einen Fürsten in der antiken, wie in der mittelalterlichen Zeit gegeben haben, dessen Andenken bei den germanischen Völkern so lange in Lied und Sage fortlebt, wie der Hunnenkönig Attila (auch Etzel oder Godegisel, das heißt Gottesgeißel, genannt).

Dieser gewaltige Eroberer, vor dem Rom und Konstantinopel erzitterten, hatte sich ebenso rasch zum gefürchtetsten, mächtigsten

Herrscher des 5. Jahrhunderts aufgeschwungen, als er — einem Meteore gleich — wieder verschwand, denn schon im Jahre 451 erlag er einem Schlagflusse. Nach anderen soll er durch die Hand seiner ihm tags zuvor angetrauten Gemahlin, Ildeko von Burgund, eines gewaltsamen Todes gestorben sein, welche, eine zweite Judith, dadurch ihr Volk zu rächen die Gelegenheit wahrgenommen habe. Der Leichnam Attilas wurde in drei Särge von Gold, Silber und Eisen eingeschlossen, die Gefangenen aber, welche das Grab graben mußten, hat man getötet.

Dieser goldene Sarg des Hunnenkönigs spielt im Volksmunde noch heute eine bedeutende Rolle bei den Landleuten, besonders in den Alpenländern. Wird irgendwo dort ein Hügel abgetragen, so wird der Hoffnung Raum gegeben, vielleicht den goldenen Sarg zu finden, kommen aber gar Sachverständige, um antike Grabhügel (Tumuli) zu öffnen, so hält man dieselben nicht selten für Schatzgräber, welche in den betreffenden Hügeln den goldenen Sarg Attilas heben wollen, und oft wird die Bewilligung von den Grundeigentümern nur unter der Bedingung erteilt, daß in diesem Falle der vergrabene goldene Schatz dem Grundbesitzer verbleiben müsse.

Von Attila giebt es nun auch Münzen; dieselben haben die Größe eines Thalers, sind nicht selten von Silber und zeigen meist das Brustbild des Königs im Harnisch, mit langem, magerem Halse und eigentümlicher Weise den Kopf mit sichtbaren Hörnern geziert. Die Ueberschrift lautet auf der Hauptseite: ATTILA — * REX * und auf der Rückseite: AQVILEIA, darunter die Ansicht dieser Stadt. Andere solche Münzen weisen dieselbe Hauptseite, auf der Kehrseite aber vier männliche Köpfe auf, angeblich seine Unterfeldherren.

Münzen, zur Zeit Attilas gangbare Münzen, waren diese beiden Typen ganz gewiß nicht. Abgesehen davon, daß zu jener Zeit und im Mittelalter überhaupt thalergroße Münzen noch nicht geprägt wurden, sind die beschriebenen beiden Attilamünzen gar nicht geprägt, sondern gegossen, dabei von ziemlich roher Arbeit. Sie sind alle falsch, wahrscheinlich, mit Rücksicht auf die Hörner und den Bocksbart am Bilde Attilas, eine Art von Spottmünzen, welche in Italien gefertigt und von dort in ziemlicher Anzahl ver-

breitet worden sein dürften; Münzen Attilas, also um 450 geprägt, kennt der Münzkundige überhaupt nicht. G. Budinsky.

Eine Indianerprinzessin. — Unsere Leser haben gewiß schon öfters in abenteuerlichen Erzählungen aus dem „fernen Westen" von Indianerprinzessinnen gelesen. Diese pflegen durchweg junge, höchst liebreizende Wesen zu sein, sich in Weiße zu verlieben und durch kühne selbstaufopfernde Thaten den bedrohten Weißen vor dem Haß und der Rache ihrer roten Stammesgenossen zu retten. Wir führen heute eine Indianerprinzessin vor, die freilich weder jung noch liebreizend ist, aber dafür den Vorzug hat, nicht ein Geschöpf der Dichterphantasie, sondern lebende Wirklichkeit zu sein. Die nahezu hundert Jahre alte Greisin — sie selbst kennt ihr Alter nicht genau — mit dem äußerst charakteristischen faltenreichen Gesicht ist Angelina, die Tochter des einst berühmten Indianerhäuptlings Seattle, nach dem die Hauptstadt des nordamerikanischen Territoriums Washington benannt worden ist. Die mächtig aufblühende Stadt am Pugetsund bildet seit Entdeckung der Goldfunde in Alaska den Einschiffungs-

Die Indianerprinzessin Angelina.
Nach einer Photographie des Sterling Ateliers in Seattle.

ort und Stapelpla
neuerer Zeit häufi
und ältere amerika
kleinen Indianerre
Angelina gegenwä
sönlichkeit. Wenn
schichte und das
dies ohne Zweif
und Abenteurer
ganz zufrieden
ihre Pfeife hat,
gang ihres Le
sind eben nich
steller sich ein

Die Zen

Die moderne
milch insbe
nicht genu
unserer Na

Die Z
fettete Ku
0,05 bis 0
Eiweiß,
die reine
von 3,
zent Eis
nommen
heute
ist die
die es
die Zen

Die
Name
Benu
von
drischen
Trommel

Tier lag. Die

wird. Bringt man in eine solche Zentrifugentrommel Milch, so geht folgendes vor sich. Sobald die Umdrehung beginnt, drängen die schwereren Teile der Milch nach dem Umfang der Trommel hin, die leichteren nach dem Mittelpunkte. Unsere heutigen Zentrifugen arbeiten mit 4000 bis 6000 Umdrehungen in der Minute, entwickeln also eine ungeheure Schleuderkraft. Infolgedessen wird das Milchfett, das am leichtesten ist, in Gestalt von Rahm dem Mittelpunkt der Zentrifuge zugeführt, und die Milch drängt, da sie, je mehr sie vom Fett befreit wird, um so wässeriger und schwerer wird, nach dem Umfang der Trommel. Alle ihr beigemischten festen Körper (Schmutz, Staub) sind noch schwerer als die Flüssigkeit, werden also noch weitergedrängt und bleiben in Gestalt eines grauen, festen, filzigen Kuchens am Trommelumfang haften.

So reinigt die Zentrifuge gleichzeitig die Milch, indem sie sie entfettet. Wie wertvoll eine solche gründliche Reinigung ist, ist leicht begreiflich, da es sich beim Schmutz der Milch ja in erster Linie um organischen Stallschmutz handelt, an dem Tausende von Bakterien haften. Gerade die gefährlichen Tuberkelbazillen werden vollständig durch die Zentrifuge ausgeschleudert. Aber diese nicht allein. Zahlreiche bakteriologische Untersuchungen des Zentrifugenschlammes haben einen ungeheuren Gehalt an allen möglichen Bakterien ergeben, die auf diese Weise der Milch entzogen wurden. Daher wird in gut geleiteten Molkereien heute überall dieser Zentrifugenschlamm verbrannt.

Wir Milchwirtschafter geben unseren Kindern nur noch selten Vollmilch, sondern meist Zentrifugenmagermilch. Das Fett, das da mangelt, läßt sich ja so leicht durch Butter- oder Schmalzbrot ersetzen, und abgesehen von der Reinheit der Zentrifugenmagermilch, die allein schon den Denkenden zu ihrem sorgsamen Gebrauch in der Kinderstube nötigt, ist diese Milch auch wegen ihrer Zusammensetzung und Billigkeit zu empfehlen. Man kauft das Eiweiß, den wichtigsten Nährstoff, in der Magermilch, wo es noch dazu leicht verdaulich enthalten ist, um reichlich zwei Drittel billiger wie im Ochsenfleisch. Das fällt ins Gewicht, denn heutzutage wird eine verständige Hausfrau nicht nur einseitig auf die Schmackhaftigkeit und Menge der Speisen,

sondern auch auf deren Nährkraft Wert legen. Die moderne Hausfrau hat die Pflicht, nicht nur schmackhaftes, sondern gleichzeitig auch nahrhaftes Essen möglichst billig zu erzeugen. Daher sollte man, wo es irgend angeht, der Magermilch größere Beachtung schenken, denn sie ist eines der wichtigsten Hilfsmittel, die Schmackhaftigkeit und den Nährwert der Speisen billig zu erhöhen. In ihrer ursprünglichen Gestalt taugt sie zwar nur in die Kinderstube; sie zu Kaffee zu verwenden, wie es zum Beispiel in Dänemark auf dem Lande in den besten Häusern gang und gäbe ist, halte ich für falsch, denn der Magermilch fehlt durch den Fettentzug die Geschmeidigkeit auf der Zunge, und offenbar hat die Milch im Kaffee dort nicht den Zweck, ihn hell zu färben, sondern ihn runder, voller zu machen. Das thut nur das Fett der Milch. Aber wenn man anstatt Wasser lieber Magermilch zum Anmachen aller Mehlspeisen verwendet, dann ist sie am Platze und bewährt sich vortrefflich. Nach Versuchen, die ausgeführt wurden, war der Nährwert solcher Speisen um 20 bis 25 Prozent höher, während die Mehrkosten nur 4 bis 8 Prozent betrugen.

Zum Brotbacken wird die Zentrifugenmagermilch von den Bäckern schon seit langem verwertet. Auch dort, wo man selbst backt, ist ihre Verwendung sehr zu empfehlen. Und den Kindern sollte man sie stets anstatt Wasser geben, sobald sie Durst haben, es trägt ungemein viel zu ihrer besseren Ernährung bei, nicht aber Bier oder gar Wein, wie thörichterweise noch immer von vielen geglaubt wird. Zentrifugenmagermilch bekommt man heutzutage für billiges Geld fast überall, und ihr reichlicher Verbrauch ist besonders allen sparsamen Haushaltungen, also in erster Linie der Hausfrau aus dem Volke, nicht genug zu empfehlen. Hans Schrott-Fiechtl.

Von Leichen verfolgt. — Pouqueville erzählt in seiner „Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands" folgenden schauerlichen Vorfall.

Nach dem entsetzlichen Blutbad, das die Türken 1822 auf der schönen griechischen Insel Chios angerichtet hatten, wurden an 30,000 ermordete Griechen in den Kanal zwischen Chios und Tschesme geworfen, wo die türkische Flotte vor Anker lag. Die

Leichen sanken wie gewöhnlich und blieben einige Tage auf dem Grunde liegen. Plötzlich aber, mitten in der Nacht, schien es den türkischen Wächtern, als ob eine Menge Menschen auf die Flotte zu schwämme und die Flotte immer mehr umringte. Der Kapudan-Pascha (Admiral) gebot endlich, unter sie zu feuern; aber auch hierdurch ließen die Schwimmer sich nicht entfernen, sie kamen lautlos immer näher und näher. Nach und nach wurde es heller und der Tag brach an. Da erkannten die Türken mit Schaudern, daß ihre ganze Flotte von Leichen umgeben war, die nach einem natürlichen Gesetze wieder auf die Oberfläche des Meeres gehoben wurden. Der gräßliche Anblick erschütterte sogar die rohen Barbaren. Jeder glaubte unter den Leichen diejenigen zu erkennen, die er mit eigener Hand umgebracht hatte. Ein Spiel des Zufalls hatte die Leiche des ehrwürdigen Bischofs von Chios, umgeben von mehreren mit ihm ermordeten Priestern, dicht unter die Kajütenfenster des Kapudan-Pascha geführt, und wie die Wellen ihn hoben, nahm er zuweilen eine fast aufrechte, drohende Stellung an. Ein tödlicher Schrecken ergriff den Kapudan-Pascha. In größter Eile lichtete man die Anker und fuhr, wie vom Sturm gejagt, davon, um dem Geisterheere zu entfliehen; aber das Entsetzen wurde noch vermehrt, als der Zug der Schiffe in einer langen Wasserfurche hinterher eine große Menge Leichen mit fortzog, und um so schneller, je mehr die Schiffe selbst ihre Flucht beeilten. Erst nach einer langen Fahrt blieben die Leichen allmählich zurück. Aber die Rache schwebte schon über dem Haupte der Mörder. Wenige Tage später hingen griechische Helden zwei Brander an das Admiralschiff. Es flog mit einundzwanzig weiteren Schiffen in die Luft, und ein stürzender Mast erschlug den Kapudan-Pascha in der Schaluppe, auf welche er sich schon gerettet hatte. C. T.

„Bürger Wilhelm, lassen wir das." — Bei Gelegenheit eines der Gefechte, welche im Jahre 1792 vor Mainz zwischen den Preußen und Franzosen stattfanden, bemerkte König Friedrich Wilhelm II. von Preußen einen französischen Grenadier, welcher, obgleich mit Wunden bedeckt, tapfer weiterkämpfte. Der König, von der heldenmütigen Verteidigung des Soldaten

bewegt, befiehlt, denselben mit Schonung seines Lebens gefangen zu nehmen, und ließ ihn dann vor sich führen.

„Sie sind ein braver Mann," sagte der König zu dem vor ihm erscheinenden Franzosen, „nur schade, daß Sie nicht für eine bessere Sache kämpfen."

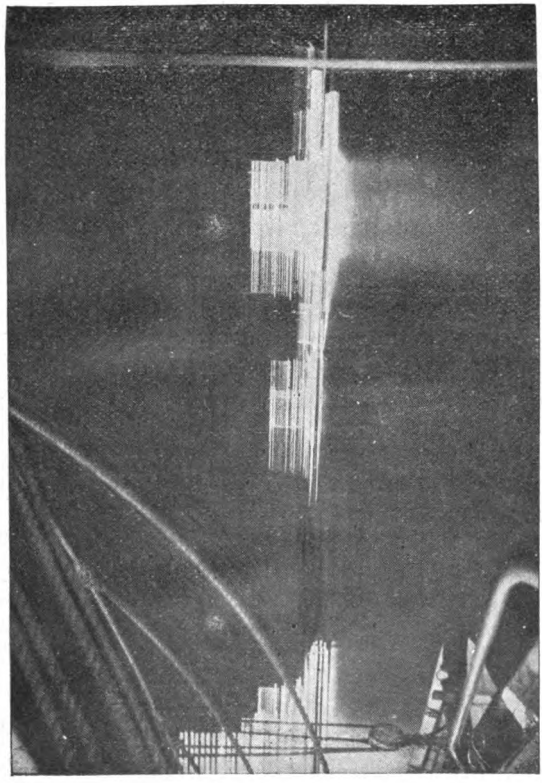
Der Soldat der Republik, welcher, obschon durch die unerwartete Unterhaltung mit dem Könige etwas überrascht, dennoch seine republikanische Gesinnung nicht verleugnen will, findet nach einigem Bedenken einen Ausweg, den er mit militärischer Freimütigkeit einschlägt; denn er erwidert dem Könige: „Bürger Wilhelm, lassen wir das und reden wir von etwas anderem."

Die originelle Anrede: „Bürger Wilhelm" machte nicht weniger Glück bei dem Könige als die Tapferkeit des Soldaten. Er entließ ihn reich beschenkt in seine Heimat. C. T.

Eine feine Zunge. — Der größte Gourmand seiner Zeit war der Gerichtspräsident Tismar († 1836) in Berlin, von dessen unglaublicher Verfeinerung des Geschmackssinnes Wunderdinge erzählt wurden. Bei einem von Berliner Feinschmeckern veranstalteten Diner gab es frischgebratene Fasanen und Rebhühner. Nach einem von Tismar gegebenen Rezept war das leckere Geflügel auf ganz besondere Art an Spießen gebraten worden. Alle lobten das Gericht, nur Tismar beharrte bei der Behauptung, daß die Fasanen stellenweise nach Rebhühnern und die Rebhühner nach Fasanen schmeckten. Es müsse ein grober Verstoß bei der Zubereitung stattgefunden haben. Man widersprach allgemein, allein Tismar ging der Sache auf den Grund, begab sich selbst in die Küche und zog beim Küchenchef Erkundigungen über die Zubereitung ein. Schon nach wenigen Minuten kehrte er triumphierend mit dem Koch in das Speisezimmer zurück und erklärte: „Ich kann mich auf die Unfehlbarkeit meines Gaumens verlassen — der Koch hat mir eben eingestanden, daß er die Fasanen und Rebhühner an einem und demselben Spieße gebraten hat!" J. W.

Illuminierte Panzerschiffe. — Sonderbare Effekte kommen ja bekanntlich bei Beleuchtung von Gebäuden, Gegenständen u. s. w. oft zu stande, aber so etwas Sonderbares, wie unser Bild zeigt, wird man doch nicht leicht für möglich halten. Es

ließe sich dreist eine Preisaufgabe stellen, was diese merkwürdigen Objekte, die sich ausnehmen wie Stapel weißglänzender Bretter auf einer dunklen Eisfläche, wohl sein mögen, und kaum einer unserer binnenländischen Leser würde die Aufgabe lösen. Es



Illuminierte Panzerschiffe.

sind illuminierte englische Kriegsschiffe, die sich in Fahrt befinden. Als das englische Geschwader kürzlich in der Bucht von Arandi lag, machte der König von Italien auf den Schiffen einen Besuch, die zu Ehren des hohen Gastes mit elektrischen Lampen am Rumpf, Schloten und Masten illuminiert

wurden. Ein Offizier an Bord der „Reſolution" nahm eine Photographie der erleuchteten Schiffe auf, die infolge der Bewegung auf der photographiſchen Platte das wunderbare Bild geben, das wir unſeren Leſern heute vorführen. F. Z.

Kleine Eheringe. — Bei den Armeniern werden häufig Kinder von drei Jahren, ja noch jüngere, miteinander verlobt. Wenn zwei Mütter übereingekommen ſind, daß ihre Kinder ſich heiraten ſollen, ſo teilen ſie die Sache ihren Männern mit, welche die Wahl ihrer Frauen meiſt gut heißen. Die Mutter des Knaben geht dann mit zwei Frauen aus der Verwandtſchaft und einem Prieſter zu den Eltern des Mädchens und ſchenkt dem Kinde einen winzigen Trauring im Namen ſeines zukünftigen Gatten. Dann wird der Knabe herbeigebracht, und der Prieſter ſegnet die Verlobten, von denen der kleine Bräutigam der kleinen Braut hierauf bis zu ihrer Verheiratung jedes Jahr ein neues Kleid zu überſenden hat.

Im Abendlande kam früher ähnliches vor, beſonders unter fürſtlichen Perſonen. Vielleicht der kleinſte aller Ringe war derjenige, der bei der Verlobung der Prinzeß Mary, der Tochter Heinrichs VIII. von England, mit dem Dauphin von Frankreich, dem Sohne des Königs Franz I., eine Rolle ſpielte. Der Bräutigam wurde dabei von dem Admiral Bonnivet, dem franzöſiſchen Geſandten in London, vertreten. Die Zeremonie fand mit großem Pomp in Greenwich ſtatt, und zwar am 5. Oktober 1518, wo der Dauphin etwa acht Monate und die kleine Prinzeſſin zwei Jahre alt war. Der König ſtand vor ſeinem Throne, neben ihm hatten auf der einen Seite ſeine Gemahlin und Marie von Frankreich und vor jener die in Goldbrokat gekleidete und von Juwelen ſtrahlende Braut Platz genommen. Auf der anderen Seite befanden ſich die beiden Legaten Wolſey und Campeggio. Nach einer Rede des Biſchofs Tunſtal wurde die Prinzeſſin auf den Arm genommen und die Einwilligung von König und Königin erbeten, worauf Wolſey ſich mit einem für die junge Dame paſſenden winzigen Ringe näherte, in dem ſich ein koſtbarer Diamant befand. Bonnivet als Vertreter des Prinzen ſteckte ihr denſelben an, worauf ſie den Segen empfing. W. Stelljes.

Mitleidig. — Um den Pferden der Lastwagen, welche auf der abschüssigen zur London Bridge führenden Straße sehr oft ausgleiten, eine Erleichterung zu gewähren, kam lange Jahre hindurch jeden Tag eine mitleidige Dame mit ihrer Dienerin dorthin und bestreute die Straßen dicht mit Sand. Oft wurde sie mitten im dichtesten Gedränge, fast Kopf an Kopf mit den Pferden, ihr Wohlthätigkeitswerk verrichtend gesehen, das sie bis zu ihrem Tode fortsetzte. Aber auch über ihren Tod hinaus hat sie für die Lastpferde gesorgt, denn von einer bedeutenden, zu diesem Zwecke ausgesetzten Summe kann das Bestreuen der abschüssigen, schlüpfrigen Straße mit Sand für immer fortgesetzt werden. W. H.

Der Stolz der Gauchos. — Den Gauchos, den Landbewohnern der argentinischen Staaten, sind die Sporen, die gewöhnlich von Silber gearbeitet sind, ihr höchster Stolz. Durchgängig mit großen Rädern versehen, sind letztere oft von fabelhafter Größe. Es ist nichts Seltenes, einen Gaucho zu sehen, an dessen Hacken Räder befestigt sind von 6 bis 9 Zoll Durchmesser, die sich wie ein Schleifstein, wenn der Gaucho geht, auf der Erde um sich selbst bewegen, so daß dieser, um überhaupt gehen zu können, zuweilen genötigt ist, auf den Fußspitzen zu balancieren. An den Füßen, die meist unbekleidet sind, werden die Sporen mit einem breiten Lederriemen befestigt. W. H.

Zu gering. — Der spanische Dichter Güell y Renté (1818 bis 1884) liebte eine junge adelige Cubanerin, welche seine Neigung erwiderte. Als er bei ihrem Vater um sie anhielt, erhielt er jedoch die verächtlich abweisende Antwort: „Mein Herr, Sie sind eine zu geringe Person für meine Tochter."

„Gut, so werde ich Ihnen beweisen, wer ich bin," erwiderte stolz der Dichter. Sprach's, schüttelte den Staub Cubas von seinen Füßen und begab sich nach Spanien, nach Madrid. Dort erwarb er sich bald einen Namen, nicht nur als Dichter, sondern auch als Gelehrter; seine allerschönsten Verse aber widmete er der Schwester des Königs Don Francisco, der Infantin Josefa, Schwägerin der damals regierenden Königin Isabella, und gewann ihr Herz dadurch. Er entführte sie zuerst, heiratete sie dann (1848) und verursachte durch dieses unerhörte Ereignis gewaltiges Auf-

sehen und einen großes Skandal im ganzen Lande wie bei Hofe und in der königlichen Familie. Doch Güell y Renté besaß Charakter, und so setzte er es schließlich durch, anerkannt zu werden und — wie es nur die Mitglieder der königlichen Familie können — durch das große Portal des Palastes eintreten zu dürfen. Er starb, nachdem er hervorragende Werke verfaßt, allgemein betrauert und steht nebst seinen Söhnen als Marquis von Malcalos und Güell im „Gothaer Kalender", als Gatte einer Prinzessin, obgleich ihn einst ein Cubaner „zu gering" für seine Tochter fand! K. R.

Gute Stunden. — Der im Jahre 1829 verstorbene langjährige Oberamtsarzt Dr. Keringer in Schwäbisch-Gmünd war ein gar origineller Mann, welcher heute noch als Gründer des Hopfenbaues in gutem Andenken steht und fortlebt, nicht weniger aber durch seine wirklich kernigen Witze. Einmal kam zu ihm ein altes Weib von Lorch, einem eine sogenannte „gute Stunde" von Gmünd gelegenen Städtchen, und sagte seufzend: „O, Herr Doktor, helfe Se mir doch, i hab' in meim Leaba no koi guata Stund g'habt!"

„Ja, Weible, seid Ihr denn noch nie von Lorch nach Gmünd gelaufen?" fragte der Arzt.

„O, Herr Doktor, i woiß net, wie oft scho!" war die Antwort.

„Ja, seht, dann habt Ihr ja doch schon viele gute Stunden in Eurem Leben genossen!" C. T.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Am Kreuz.

Ein Passionsroman
aus Oberammergau
von
Wilhelmine von Hillern.
Neue Ausgabe in **einem** Bande.
Eleg. brosch. M. 5.—, fein geb. M. 6.—

Die Verfasserin der „Geier-Wally" bietet in ihrem Roman „Am Kreuz" eine dichterische Darstellung der Oberammergauer Passionsspiele. Die hinreißende Gewalt der Sprache, die wahrhaft künstlerisch durchgeführte Handlung, eine Seelenmalerei, welche dem Leser, oft gegen seinen Willen, das Herz rührt, vereinen sich, das Werk hoch über das Maß des Alltäglichen zu erheben. Dieser Roman ist für alle Besucher des Passionsspiels von höchstem Interesse.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Gasmotoren-Fabrik Deutz
Köln-Deutz.

Original Otto-Motoren

für alle Gasarten, Benzin und Petroleum,
in Grössen von 1/2—1000 Pferdekräften.

Benzin- und Petrol-Lokomobilen.
Benzin-Lokomotiven für Gruben- und Feld-Bahnen.
Komplette Pumpwerke. * Motorboote.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Band 1. **Kolumbus-Eier.** Band 2.

Eine Sammlung unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien. Mit zahlreichen Textillustrationen. In elegantem Geschenkband. Preis pro Band 4 Mark.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Die „Kolumbus-Eier" haben eine sehr beifällige Aufnahme gefunden. Wir ließen dem bereits in dritter Auflage erschienenen ersten Bande einen zweiten Band folgen, der an Reichhaltigkeit und Güte dem ersten gleichkommt. Die in den Bänden enthaltenen amüsanten Experimente können ohne besondere Vorbereitungen von jedermann ausgeführt werden und bieten neben angenehmer Unterhaltung mannigfache Anregung zu nützlichem Nachdenken.

Der Jugendgarten. * Band 24.

Eine Festgabe für Mädchen. Eleg. gebunden Preis 6 M. 75 Pf.

In modernem, neuem Einbande präsentiert sich das für die reifere Mädchenwelt bestimmte, nützliche Buch als besonders schönes Festgeschenk. Der mit Illustrationen reich geschmückte Inhalt berücksichtigt auch praktische Lebensfragen und kann „Der Jugendgarten" als eines der besten Mädchen-Jahrbücher empfohlen werden.

Kamerad-Bibliothek.

Band 1:

Der schwarze Mustang.

Von **Karl May.**

Band 2:

Der Letzte vom * ‚Admiral'.

Von **Franz Treller.**

Jeder Band mit zahlreichen Textillustrationen und 1 Titelbild.

Elegant geb. Preis je 3 Mark.

Beide Erzählungen erfreuten sich bei ihrem ersten Erscheinen in unserer illustrierten Knabenzeitschrift „Der Gute Kamerad" ungewöhnlicher Beliebtheit. Wir kommen mit Veranstaltung dieser handlichen, hübsch und modern ausgestatteten **billigen Buchausgaben** einem vielfach geäußerten Wunsche entgegen.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1424

verwendet
Stets

Dr. OETKERS Backpulver . . . . à 10 Pfg.
Dr. OETKERS Vanillinzucker . . à 10 Pfg.
Dr. OETKERS Puddingpulver à 10—30 Pfg.

Die millionenfach bewährten Rezepte gratis von den besten Geschäften der Kolonialwaarenbranche!

Dr. A. OETKER * BIELEFELD.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Moderne Romane aller Nationen.

In dieser Sammlung wird eine Auswahl der spannendsten und wertvollsten Werke deutscher und ausländischer Erzählungskunst veröffentlicht.

Der Preis des geschmackvoll kartonierten Bandes beträgt 75 Pfennig, des elegant gebundenen Bandes 1 Mark.

Es sind bis jetzt erschienen und in den meisten Buchhandlungen vorrätig:

Band 1. **Voß, San Sebastian.**
„ 2. **François, Judith, die Kluswirtin.**
„ 3. **Daudet, Ein Märtyrer der Liebe. — Die Baronin Amalti.**
„ 4. **Möllhausen, Das Geheimnis des Hulks.**
„ 5. **Turgenjew, Rauch.**
„ 6. **Telmann, Gerichtet.**
„ 7. **Pasqué, Zwei Eleven Worths.**
„ 8. **Poe, Seltsame Geschichten.**
„ 9. **Guida, Die Leiden einer Anstandsdame.**
„ 10. **Bret Harte, Im Walde von Carquinez.**

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Jeder Band ist einzeln käuflich; bei Bestellungen genügt die Angabe der Bandnummer.

Filmed by Preservation 1992